Ostpreußische Landeskunde

in Einzeldarstellungen

Herausgegeben von

Oscar Schlicht

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg i. Pr.

E 487 II.

Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen

Von

Dr. Karl Heinz Clasen
Privatdozenten der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg

Erster Band:

Die Burgbauten

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg i. Pr.

1929 4 88

35424

MIEJSKA BIBLIOTEKA PUBLICZNA W ELBLĄGU

CZYTELNIA REGIONALNA IV.8

51848

3110

1011

Der Heimat meiner Frau und meines Großvaters

Stadt Bücherei Elbing

IV.2.6 : IV.8

Copyright 1927 by Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.
Druck der Ostpreußischen Druckerei und Verlagsanstalt AG., Königsberg Pr.

Vorwort.

Das Unternehmen, die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen zusammenhängend darzustellen, findet seine Rechtfertigung vor allem durch die Tatsache, daß der Ordensstaat stärker als andere Teile Deutschlands mehrere Jahrhunderte hindurch ein auch kulturell für sich bestehendes, abgeschlossenes Gebiet bildete. In das zunächst fast kulturlose Becken des Koloniallandes flossen nach und nach aus den verschiedensten Gegenden des Mutterlandes künstlerische Kräfte und künstlerische Erzeugnisse hinein. Durch die vielfachen kunstgeschichtlichen Beziehungen nach außen muß der Vorgang der Stilbildung in Preußen einer wissenschaftlichen Erforschung besonders reizvoll und verlockend erscheinen. Daneben geschehen unabhängiger von den Einflüssen der Heimat im Lande selbst lange konsequente Entwicklungen aus eigener Gesetzlichkeit heraus, die Wichtiges und sogar Bedeutendes hervorbrachten.

Wenn bei der Darstellung der preußischen Kunst die Architektur und ganz besonders die Burgenarchitektur in den Vordergrund gerückt wird, so geschieht das, weil hier die eigentümlichsten Kräfte des Gebietes zu großer, reiner Gestaltung kommen. Die von äußeren Einflüssen ziemlich unberührte Entwicklung der Ordensburg läßt die Gesetzlichkeit künstlerischer Formenbildung gerade wegen ihrer Isolierung von fremden Vorgängen so klar und ungehemmt erkennen wie nur selten in der Kunstgeschichte.

Gerade diese Isolierung eines sich deutlich aufbauenden Entwicklungskomplexes und die mit ihr verbundene klarere Erscheinung bestimmter Grundgesetze kunstgeschichtlichen Geschehens und weniger die verhältnismäßig geringe Beachtung des auch dem Material nach im Rahmen der gesamten deutschen Kunstgeschichte wichtigen Deutschordensgebietes gaben den Anlaß zu der vorliegenden Arbeit. Während sich sonst ähnliche Vorgänge durch Überlagerung oder durch Umbiegung von außen her vielfach komplizieren, vereinfacht die koloniale Abgeschlossenheit des Ordenslandes das Entwicklungsbild. Sobald jedoch die Absicht besteht, den Kräften hinter den Erscheinungen nachzuspüren, um immanente Gestaltungsgesetze oder allgemeine Entwicklungsgesetze aufzudecken, ist es methodisch ratsamer, zunächst einmal möglichst unkomplizierte Vorgänge zu wählen.

Beim Problem der Deutschordenskunst treten vor allem zwei solcher Gesetze in Erscheinung. Ein allgemeines Entwicklungsgesetz geht von der Voraussetzung aus, daß die Schaffenszeit des Individuums, die etwa dreißig Jahre umfaßt, für die Gesamterscheinung eines Stiles maßgebend ist und daß mit jeder neuen Schaffenszeit, d. h. mit jeder neuen Generation, auch ein neuer Stilablauf beginnt. Den Hinweis auf dieses in der Kunstgeschichte auch sonst schon mehr oder weniger systematisch, wenigstens in Ansätzen angewandte Gesetz der Generationen verdankt Verfasser einer Vorlesung des Berliner Literaturhistorikers Max Hermann. Die Anschauung Wilhelm Pinders, die dieser in seiner Schrift „Kunstgeschichte nach Generationen“ soeben veröffentlicht, ist Verfasser leider erst nachträglich bekannt geworden. Als immanentes Triebgesetz der besonderen, hier behandelten Entwicklung ergab sich die Idee des Deutschen Ritterordens. Auch Coellens so klärende Schrift „Methode der Kunstgeschichte“ hat Verfasser erst

nach Fertigstellung der Arbeit kennen gelernt. Sie würde zusammen mit der Abhandlung Pinders zweifellos eine methodisch noch reinere Darstellung der beiden zu Grunde liegenden Gesetze veranlaßt haben.

Noch ein anderer Umstand kann geeignet sein, die Grundabsicht zurücktreten zu lassen. Dieses Buch erscheint in einer größeren Sammlung landeskundlicher Natur und ist von Staat und Provinz zur Förderung der Landeskunde unterstützt worden. Das hatte zur Folge, daß der Beschreibung der einzelnen landeskundlichen Denkmäler oft stärkeres Interesse zugewandt werden mußte, als es für die Darstellung der Hauptabsicht nötig gewesen wäre.

Man darf sich jedoch nicht verhehlen, daß einer umfassenden Behandlung der Ordensarchitektur manche Schwierigkeiten entgegenstehen. Es fehlt immer noch an genügender Klärung des Materials, namentlich bei den westpreußischen Burgen. Wäre durch Einzelforschung, Ausgrabungen usw. diese Klärung in absehbarer Zeit herbeizuführen, dann hätte auch dieses Buch noch nicht geschrieben werden dürfen. Das stark Hypothetische der Kenntnis von Gestalt und Wesen einzelner Denkmäler wird keineswegs übersehen, aber schließlich haben Vermutungen oft schon einen wissenschaftlichen Wert, wenn sie die Einzelforschung zu genauerer Untersuchung anregen. Immerhin genügt das vorhandene Material vollständig, um die großen Entwicklungslinien in ihrer Gesetzlichkeit zu zeichnen und die künstlerische Eigenart der Ordensburg festzulegen, und darauf kommt es dem Buche in erster Linie an. Die Baudenkmäler brauchten in diesem Zusammenhang ja eigentlich nur soweit auf Entstehungszeit und Baugestalt bestimmt zu werden, wie es zum Nachweis von Ablauf und Wesen notwendig erscheint. Wenn darüber hinaus einiges Neue an Urkunden und manche unbekannten Baupläne veröffentlicht werden, so mag man das als Materialbereicherung begrüßen, in der ursprünglichen Absicht des Buches liegt es nicht. Gerade über die kleineren Burgen gibt es auf Archiven und Bauämtern noch viele aufschlußreiche Überlieferungen, die hier keine Verwendung finden konnten.

Auch an dieser Stelle muß dankbar des Mannes gedacht werden, ohne dessen rastlose Arbeit für die Erforschung der Ordensarchitektur eine eingehende Beschäftigung mit diesem Gebiet deutscher Kunst im Augenblick so gut wie unmöglich wäre. Gerade jetzt, wo die wichtigen Landschaften Kulmerland und Pommerellen unserer Einsicht ferner gerückt wurden, zeigt sich, was die wissenschaftliche Tätigkeit Konrad Steinbrechts für die Kunstgeschichte des Ostens bedeutet.

Staat und Provinz und vor allem die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft haben die Arbeiten durch ihre Beihilfen unterstützt. Letztere förderte zudem durch einen größeren Zuschuß die Drucklegung. Ihnen und den Beamten des Staatsarchivs zu Königsberg, die mir bei meinen Archivstudien behilflich waren, besonders Herrn Archivrat Dr. Gollub, bin ich zu großem Dank verpflichtet. Nicht zuletzt gebührt mein Dank Herrn Oscar Schlicht, der durch Aufnahme des Buches in die von ihm herausgegebene Sammlung den Druck ermöglichte, und dem Verlage Gräfe und Unzer, der alles tat, um unter ungünstigen Zeitverhältnissen die Arbeit erscheinen zu lassen.

Karl Heinz Clasen.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort
Verzeichnis der Abbildungen
Verzeichnis der Pläne
Seite
Einleitung 1

Erster Abschnitt.

Denkmälerbestand und Entwicklungsgeschichte.

Der Konventshaustypus als Hauptträger der Entwicklung.
Entstehung der Grundlagen. (1. Generation 1230—1260.) 13
Die Stilbildung. (2. Generation 1260—1290.) 29
Der reifende Stil. (3. Generation 1290—1320.) 51
Der reiche Stil. (4. Generation 1320—1350.) 73
Der reduzierte, schematische Stil. (5. Generation 1350—1380.) 97
Der Ausklang des Konventshaustypus. (6. Generation 1380—1410.) 118
Die kleineren Burgen 129
Der Westbau des Hochmeisterpalastes der Marienburg 152
Die Bischofsburgen.
Der Konventshaustypus 158
Die kleineren Bischofsburgen 173

Zweiter Abschnitt.

Die Stellung der Deutschordensburg im Geistesleben des 13. und 14. Jahrhunderts.

Die kunstgeschichtliche Sonderstellung 187
Der künstlerische Ausdruck 197
Der preußische Burgtypus als Verkörperung der Idee des geistlichen Ritterordens 208
Anmerkungen 211
Burgenverzeichnis 219
Pläne 225

Verzeichnis der Abbildungen.

Seite

1. Deutschordensburg Montfort (Starkenberg) in Syrien. Nach Rey 7
2. Thorn, Danzker der Ordensburg 19
3. Graudenz, Klimek 21
4. Balga, Ruine der Vorburg 23
5. Balga, Ruine der Vorburg, Innenansicht 25
6. Älteste Ansicht des Königsberger Schlosses. 1. Viertel 16. Jahrh. Nach Braun 30
7. Königsberg, Hofansicht des mittelalterlichen Vorburghauses 33
8. Königsberg, Remter im mittelalterlichen Burghause 35
9. Königsberg, Ostansicht des Schlosses mit Haberturm 37
10. Königsberg, Der Schloßturm 39
11. Marienburg, Eingangsseite des Haupthauses vor dem Umbau. Nach Steinbrecht 41
12. Marienburg, Alte Kapelle vor dem Umbau. Durchschnitt. Nach Steinbrecht 42
13. Marienburg, Haupthaus, Nogatseite 43
14. Lochstedt, Rekonstruktion. Nach Steinbrecht 45
15. Lochstedt, Ansicht vom Haff aus 46
16. Lochstedt, Blick in den Hof 47
17. Lochstedt, Kapelle 49
18. Lochstedt, Fries in der Kapelle 52
19. Lochstedt, Gewölbekonsole in der Kapelle 53
20. Lochstedt, Küche 55
21. Mewe, Ordensburg 57
22. Mewe, Eingangsseite. Nach Steinbrecht 58
23. Gollub, Gesamtansicht vom Drewenztale aus 60
24. Gollub, Eingangsseite 61
25. Gollub, Inneres der Burgruine 63
26. Gollub, Fassade des Hauptflügels. Nach Steinbrecht 64
27. Marienburg, Ansicht der Flußseite 66
28. Marienburg, Kapitelsaal 68
29. Marienburg, Kapelle des Haupthauses 69
30. Marienburg, Remter 71
31. Marienburg, Hof des Haupthauses 74
32. Marienburg, Chorteil der Kapelle 75
33. Marienburg, Der große Remter des Hochmeisterpalastes 77
34. Marienburg, Befestigungssystem des Haupthauses 79
35. Strasburg, Burgturm 82
36. Strasburg, Turmdurchschnitt. Nach Steinbrecht 83
37. Rheden, Ansicht der Eingangsseite 85
38. Rheden, Ruine der Kapelle 87
39. Schwetz, Ordensburg 89
40. Schwetz, Turmdurchschnitt. Nach Steinbrecht 90
41. Tapiau, Grundriß des Erdgeschosses nach einer Aufnahme um 1800. Königsberg, Staats-Archiv 92
42. Tapiau, Grundriß des Hauptgeschosses. Um 1800. Königsberg, Staats-Archiv 93

Seite

43. Tapiau, Eingangsseite. Aufnahme um 1800. Königsberg, Staats-Archiv ... 96
44. Tapiau, Seitenflügel. Aufnahme um 1800. Königsberg, Staats-Archiv ... 97
45. Lochstedt, Pfeilerstube des Pflegers ... 99
46. Lochstedt, Gewölbe im Remter des Pflegers ... 101
47. Ortelsburg, Grundriß von 1766. Berlin, Geh. Staats-Archiv ... 102
48. Insterburg, Haupthaus des Schlosses ... 103
49. Insterburg, Grundriß des Peinturmes ... 104
50. Burg Labiau ... 105
51. Labiau, Hofansicht der Burg ... 107
52. Burg Rhein, Grundrisse von 1853 ... 108
53. Burg Rhein, Schnitte und Aufrisse von 1853 ... 109
54. Ragnit, Kapellenseite der Burg ... 111
55. Ragnit, Burgplan aus dem 18. Jahrhundert. Königsberg, Staats-Archiv ... 112
56. Preußisch-Mark, Vorburgturm ... 114
57. Soldau, Burghaus ... 115
58. Rastenburg, Eingangsseite ... 116
59. Rastenburg, Hof ... 119
60. Bäslack, Rekonstruktion. Nach Steinbrecht ... 120
61. Waldau, Haupthaus der Ordensburg ... 121
62. Neidenburg, Grundriß von 1766. Berlin, Geh. Staats-Archiv ... 122
63. Die Neidenburg ... 123
64. Schloß Bütow, Rekonstruktion. Nach Steinbrecht ... 125
65. Bütow, Mauer und Türme der Hofbefestigung ... 127
66. Marienburg, Hochmeisterpalast. Raum des zweiten Stockwerks ... 130
67. Marienburg, Hochmeisterpalast. Sommerremter ... 131
68. Marienburg, Hochmeisterpalast. Winterremter ... 133
69. Hochmeisterpalast der Marienburg, Schauseite ... 135
70. Hochmeisterpalast der Marienburg, Südseite ... 137
71. Marienwerder, Schloß, Dom und Vorburg. Lageplan ... 138
72. Dom und Schloß zu Marienwerder ... 139
73. Marienwerder, Danzkerturm ... 141
74. Heilsberg, Vorburg und Hauptburg des Schlosses ... 143
75. Heilsberg, Haupthaus ... 145
76. Heilsberg, Burghof ... 147
77. Heilsberg, Unterer Hofumgang ... 149
78. Heilsberg, Oberer Hofumgang ... 151
79. Heilsberg, Raum des Erdgeschosses ... 153
80. Heilsberg, Kapelle ... 155
81. Heilsberg, Großer Remter ... 157
82. Heilsberg, Kleiner quadratischer Remter ... 159
83. Heilsberg, Gewölbe des kleinen Remters ... 160
84. Grundriß des Schlosses Fischhausen. Nach einer Zeichnung von de Kemp aus dem Jahre 1603 ... 162
85. Fischhausen, Konsolsteine der Kapelle. Jetzt Königsberg, Sammlung der Altertumsgesellschaft Prussia ... 163
86. Schönberg, Eingangsseite des Schlosses ... 164
87. Schönberg, Das Burghaus mit den Ecktürmen ... 165
88. Schönberg, Hofseite des Burghauses ... 167
89. Rößel, Die Burg von der Eingangsseite ... 169
90. Rößel, Talseite der Burg ... 171
91. Rößel, Burghof ... 173

Seite
92. Allenstein, Westansicht der Burg 174
93. Allenstein, Südansicht der Burg 175
94. Allenstein, Hofansicht des Südflügels 177
95. Allenstein, Saal mit Sterngewölbe im Haupthaus 178
96. Allenstein, Saal mit Zellengewölbe im Haupthaus 179
97. Allenstein, Hofansicht des Hauptflügels 181
98. Allenstein, St. Annenkapelle im Südflügel 183
99. Braunsberg, Ansicht des Schlosses nach einem Stadtplan von 1635 188
100. Burg Mehlsack, Grundrisse des Erd- und Hauptgeschosses. Königsberg, Staats-Archiv 190
101. Burg Mehlsack, Dachgeschoß. Königsberg, Staats-Archiv 191
102. Mehlsack, Hofansicht des Haupthauses 193
103. Georgenburg, Grundriß des Burghauses 194
104. Georgenburg, Gesamtansicht 195
105. Georgenburg, Außenseite des Haupthauses 197
106. Saalau, Grundriß nach alten Plänen. Königsberg, Staats-Archiv 198
107. Saalau, Eingang 199
108. Bari, Grundriß des Schlosses 200
109. Kasr Bchêr, Grundriß des spätrömischen Kastells 201
110. Kloster Mont St. Michel in der Normandie 203
111. Kloster Eberbach, Kapitelsaal 204
112. Kloster Maulbronn, Kapitelsaal 206
113. Schloß Marburg, Großer Saal 207
114. Mantua, Castello di Corte 208
115. Burg Cleydael (Holland) 209

Verzeichnis der Pläne.

1. Lageplan der Burg Thorn. Nach Steinbrecht.
2. Lageplan der Engelsburg. Nach Steinbrecht und Heise.
3. Lageplan der Burg Balga. Nach Steinbrecht.
4. Lageplan der Burg Birgelau. Nach Steinbrecht.
5. Marienburg. Grundriß des Haupthauses um 1300. Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.
6. Papau. Grundriß des Haupthauses. Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.
7. Mewe. Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.
8. Lageplan der Burg Gollub. Nach Steinbrecht.
9. Gollub. Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.
10. Burg Rheden. Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.
11. Marienburg. Übersicht über die Gesamtanlage. Nach Steinbrecht.
12. Marienburg. Grundriß des Mittelschlosses. Nach Steinbrecht.
13. Marienburg. Haupthaus. Grundriß des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.
14. Marienburg. Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.
15. Burg Schlochau. Erdgeschoß. Nach Steinbrecht.
16. Schwetz. Grundriß des Erdgeschosses im Haupthaus. Nach Steinbrecht.
17. Tapiau. Grundriß des erhaltenen Flügels. Nach Steinbrecht.
18. Ragnit. Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.
19. Barten. Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.
20. Insterburg. Lageplan der Burg. Nach Steinbrecht.
21. Soldau. Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Steinbrecht.
22. Rastenburg. Grundriß des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.
23. Labiau. Grundriß des Dachgeschosses.
24. Burg Bütow. Lageplan des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.
25. Neidenburg. Schnitt in der Längsrichtung. Nach Steinbrecht.
26. Neidenburg. Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Steinbrecht.
27. Marienwerder. Grundriß von Burg und Dom. Nach Heise.
28. Heilsberg. Hauptgeschoß. Nach Boetticher.
29. Burg Schönberg. Grundriß. Nach Schmid.
30. Allenstein. Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Boetticher.
31. Rößel. Grundriß des Erdgeschosses. Nach Matern.

Einleitung.

Stärker als es sich sonst in der Kunstgeschichte nachweisen läßt, bindet sich Wesen und Entwicklung der mittelalterlichen Kunst im Deutschordensstaate Preußen an rein historische Voraussetzungen. Drei grundlegende geschichtliche Faktoren sind für ihr Werden bedeutsam. Schon die ganz äußerliche Tatsache, daß die Ankunft einer Gruppe kulturstärkerer Eroberer und Kolonisatoren ein bis dahin kunstarmes Land plötzlich in den großen Entwicklungsstrom europäischen Kunstgestaltens hineinzieht, muß für die Beurteilung des künstlerischen Geschehens wichtig erscheinen. Die formenschaffende Eigenart dieses erobernden geistlichen Ritterordens wird wiederum aus bestimmten historischen Ereignissen heraus verständlich. Als dritter Faktor wirken die Umstände, unter denen der Deutsche Orden das Land gewann und über zwei Jahrhunderte lang festigte und verteidigte, auf die Formensprache ein.

Für ein tieferes Verständnis architektonischen Gestaltens muß daher eine Kenntnis der Ordensgeschichte vorausgesetzt werden.

Schon die Entstehungsgeschichte des Ordens wird für die Deutung seiner Burgbauten aufschlußreich. Sie ist verknüpft mit jener großen geistigen und politischen Bewegung des Mittelalters, den Kreuzzügen. Das Zeitalter der Kreuzzüge als Hintergrund, aufgetürmt aus gigantischen Gegensätzen: fanatische Ideen höchster Menschenwürde, kultureller Hochstand, kaltes, berechnendes Machtstreben, sittlicher Verfall, entwickelt aus sich heraus als typische Zeiterscheinung eine so überdauernde Einrichtung von weittragender geschichtlicher Bedeutung: die geistlichen Ritterorden.

Beschwerden der Pilgerschaft, die Fremdheit der Lebensbedingungen im Heiligen Lande, ständiger Kampf mit Feinden und manch andere Ursachen hatten unter den Franken Palästinas so viel soziales und gesundheitliches Elend geschaffen, daß ein mit der religiösen Kreuzzugsidee neu erwachtes Gefühl der Nächstenliebe und Mildtätigkeit reichlich Gelegenheit zur Betätigung fand. So entstand als italienische Gründung in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aus kleinen Anfängen heraus in Jerusalem der Ritterorden der Hospitaliter oder Johanniter. Kranken- und Armenpflege war zunächst seine Hauptaufgabe, bald übernahm er auch den Schutz der Pilger. Das gab ihm Waffen in die Hand und zwang ihn, sich militärisch zu organisieren. Inzwischen hatte sich von Frankreich ausgehend in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein neuer geistlicher Orden, der der Templer gebildet. Von vornherein stellte er den missionierenden Gedanken, Kampf gegen die Heiden, in den Vordergrund. Auch ordnete er sich zu einem Gemeinschaftswesen, indem er die Regeln und Lebensgewohnheiten der Mönchsorden annahm. Die Hospitaliter übernahmen vom Templerorden die ausgeprägte Ritteridee, während sich die Templer nach dem Vorbilde der Hospitaliter mit der Krankenpflege beschäftigten. Hauptziel aber wurde beiden Ritterorden von nun ab das Zusammenbringen größeren Landbesitzes. Damit verbunden setzte ein

Streben nach wirtschaftlicher und politischer Machtstellung ein. Den Hospitalitern gelang es sogar, im Fürstentum Antiochien eine Art Ordensstaat zu gründen und sich militärisch und politisch selbständig zu machen. Auch die Templer erwarben große Territorien. Der langsame Zusammenbruch der Frankenherrschaft im Heiligen Lande gab den Orden Veranlassung, in Europa selbst wirtschaftlichen und politischen Rückhalt zu suchen. Ihre Besitzungen verbreiteten sich nach und nach über die ganze christliche Welt[1]).

Als nun am Ende des 12. Jahrhunderts der dritte, von Deutschen gegründete geistliche Ritterorden auftritt, findet er die Richtlinien für seine Tätigkeit bereits vorgezeichnet. Auch seine Anfänge liegen weiter zurück und müssen wohl in einem deutschen Hospital zu Jerusalem zu Beginn des 12. Jahrhunderts gesucht werden. Erst der Weitblick staufischer Politik organisiert die anfangs mehr charitativen Bestrebungen auch militärisch. Die Regel übernahm der neue Orden im wesentlichen von den Templern.

Auch die Bestrebungen der Ritter vom Deutschen Orden gingen auf die Erwerbung großen Landbesitzes und auf die Errichtung einer Territorialmacht aus. Im Heiligen Lande gelang es ihnen, zahlreiche Güter an sich zu bringen, und um ihre Hauptburg Montfort nördlich von Accon gruppierte sich bereits zusammenhängendes Einflußgebiet als Keimzelle für einen künftigen Staat. In Europa, zunächst in Unteritalien und Sizilien, erwarb der Orden ebenfalls Besitzungen. In den Zusammenhang mit solchen Bestrebungen gehören Unternehmungen der Folgezeit von außerordentlicher geschichtlicher Tragweite. Für die gefährdeten Gebiete in Syrien wollte man rechtzeitig Ersatz schaffen, so wurde 1211 der Versuch gemacht, im Burzenlande in Ungarn einen Kolonialstaat zu errichten. Aber das groß angelegte Unternehmen mußte infolge der Widerstände von seiten des Landesherrn 1225 wieder aufgegeben werden[2]).

Die im Burzenlande gewonnenen Erfahrungen hat der Orden wohl zu nutzen gewußt. Als 1226 der Notruf eines polnischen Teilfürsten Konrad von Masovien, dessen Land von den noch heidnischen Pruzzen schwer heimgesucht wurde, an ihn erging, ließ er sich das zu erobernde Preußen als Herrschaftsbesitz von Kaiser und Papst von vornherein bestätigen. Dann machte er sich nach der Verpflichtung seiner Regel daran, das Heidentum zu bekämpfen. 1230 kam Hermann Balk als erster Landmeister mit mehreren Rittern nach dem Osten, um die Eroberung des Kulmerlandes und der sich anschließenden preußischen Landschaften zu beginnen. Schnell angelegte Burgen auf dem linken Weichselufer gaben seinem Unternehmen die erste Basis. Und nun verfolgten die Ritter eine außerordentlich geschickte Angriffstaktik, die im Verein mit der Überlegenheit durch bessere militärische Ausrüstung und glänzende, auf der Höhe der Zeit stehende Kriegsmethoden es möglich machten, mit geringen Streitkräften ein ganzes Volk zu überrennen und das Kulmerland mit seinen Befestigungen im Sturm zu erobern. Das Errungene wurde sofort durch große Verteidigungsanlagen gesichert. Dann wurden Siedler in das Land gezogen, die in neu gegründeten Städten zur Verteidigung und Festigung des Erworbenen beitrugen[3]).

Vom Kulmerland ging 1234 der Angriff weiter und wurde mit Benutzung der Weichsel als Wasserweg bis an das Frische Haff vorgetragen, wobei der Orden die Landschaft Pomesanien eroberte. Die Hinlenkung der Kreuzzugsidee auf den Osten brachte zahlreiche Kreuzfahrer ins Land, die eine wertvolle Unterstützung

auf den Eroberungszügen bedeuteten. Von den Stützpunkten der Hafffküste, Elbing und Balga, aus drangen die Ritter in die südlichen Landschaften Pogesanien, Warmien und Barten ein und versuchten, sie durch Burgen wie Bartenstein, Heilsberg und Rößel zu sichern.

Auf diesen schnellen Siegeszug der Ritter folgte ein jäher Rückschlag, der alles Eroberte in Frage stellte. Ein westlicher Nachbar, Herzog Swantopolk von Pommern, erkannte die Gefahr, die seinem Lande durch eine so tatkräftige Macht in unmittelbarer Nähe erwachsen konnte. Er schloß sich den zurückgedrängten Preußen an und ermutigte sie zu einem allgemeinen Aufstand. Als dieser 1242 losbrach, ging alles bis auf Balga, Elbing und die Stützpunkte im Kulmerland verloren. Die Eroberung der Pommernfeste Zantir machte dem Orden den Weg wieder frei. 1249 wird Frieden mit Swantopolk geschlossen. 1252 gelingt es dem Kreuzfahrerheer des Markgrafen von Brandenburg, den ganzen Aufstand zu beenden. Die Erfolge wurden zu neuen Vorstößen benutzt. Mit Hilfe König Ottokars von Böhmen drang der Orden in das Samland ein und errichtete an Stelle der eroberten Preußenfeste Twangste die Burg Königsberg. Von hier aus führte ein Vorstoß nach Osten zur Anlage der Burgen Labiau und Wehlau.

Noch einmal rafften sich die Landeseinwohner zu mächtigem und gut organisiertem Aufstande auf. Mißerfolge der Deutschherren im benachbarten Ordensgebiete Livland ermutigten sie dazu. Nur das Kulmerland und das Samland blieben ruhig. Der Orden wurde in offener Feldschlacht besiegt. Wieder retteten ihn die Burgen und festen Plätze. Königsberg, Balga, Elbing bleiben in seiner Hand, vergeblich sind die Kriegszüge der Aufständischen in das Kulmerland. Die Kämpfe dauern vom Beginn der sechziger Jahre bis nach 1270. Wieder kommt die Hilfe von außen. Kreuzzüge mächtiger westlicher Landesfürsten vernichten mit unerbittlicher Grausamkeit letzte Widerstände. Neue Ketten von Zwingburgen legen sich über das ohnmächtige Land. Hinter den Grenzen des Gewonnenen locken andere Landstriche Lebensaufgabe und Tatenlust der Ritter. Während der ganzen Ordensherrschaft im Osten bis zum 15. Jahrhundert haben Versuche, den Machtbereich zu erweitern, nicht aufgehört. Hinter einer Wildnis aus wüstem und unbesiedeltem Land öffnete sich als neues Ziel Samaiten und Litauen. In die Grenzgebiete drang der Orden noch im 13. Jahrhundert ein. 1289 entsteht an der Memel die Burg Ragnit. Auch nach Süden schiebt sich der Besitz etwas weiter vor und wird durch Burgen gesichert. Ein wertvolles Gebiet westlich der Weichsel, Pommerellen, gelangt 1309 durch Erbfolge kampflos in seine Hände. Um Samaiten und die Westteile von Litauen mußte er über ein Jahrhundert lang vergeblich kämpfen. In diesem Kampfe holte er sich den Todeskeim, der zum Untergang des Staates führte.

Während des ganzen 13. Jahrhunderts stand ein Landmeister als oberster Gebietiger an der Spitze der preußischen Unternehmungen. Einzelne Landesteile waren Vögten untergeordnet. Die Struktur der Verwaltungsorganisation bildeten jedoch die Komtureien, Bezirke mit einer Ordensburg als Hauptort, die einen Ritterkonvent, nach der Ordensregel zwölf Ritterbrüder mit einem Komtur an der Spitze, beherbergte. Außerdem wurden kleinere Verwaltungsbezirke, namentlich im 14. Jahrhundert, einem einzelnen Ordensgebietiger ohne Konvent unterstellt. Als sich um 1300 die Macht der Deutschherren in ihren östlichen Besitzungen, Preußen und Livland, vollständig gefestigt hatte, siedelte der aus

dem Heiligen Lande vertriebene Hochmeister des Ordens nach längerem Aufenthalt in Venedig 1309 nach Marienburg über und machte diese Burg zum Haupthaus des Ordens. Größere Gebiete des eroberten Landes hatte der Orden nach Übereinkunft mit dem Papste als geistliche Territorien abtreten müssen. So entstanden die Bistümer: Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland.

Dieser geschichtliche Hintergrund entrollt das Bild eines beständigen Kampfes. Man muß von vornherein annehmen, daß die künstlerische Betätigung des Ordens den Stempel seiner kriegerischen Einstellung trägt. Auch nach der Eroberung dauern kriegerische Ereignisse fort. Die Litauer unternehmen fortwährend Einfälle in das Ordensland, Verwicklungen mit Polen führen schon früh zu ständig drohender Kriegsgefahr. Der Grund zur Verteidigung als Triebfeder für den Burgenbau setzte keinen Augenblick aus. Dadurch wurde ein ununterbrochener Entwicklungsverlauf der Wehrarchitektur bedingt.

Um diese durch geschichtliche Ereignisse hervorgerufene und geförderte, vorwiegend wehrbauliche Kunst in ihrem Werden und in ihrer Eigenart restlos verstehen zu können, bedarf es noch eines Blickes auf den weltkunstgeschichtlichen Hintergrund, vor dem sich der Sonderverlauf in Preußen abspielt. Die Kunst Westeuropas bildet gewissermaßen ein großes Reservoir, aus dem die Ordensleute in ihrer Isolierung immer wieder schöpfen müssen. Sie gibt ihnen die äußeren Anregungen, die technischen Lösungsmöglichkeiten für die neuen und ganz anders gearteten Aufgaben. Auch sie ist also ein zum Verständnis notwendiger Faktor, aber nur als allgemeine Voraussetzung, nicht etwa wie vielfach angenommen wird, als Erzeugerin der fertig ausgereiften und nur in ein anderes Land übertragenen Gebilde.

Als der Orden in Preußen eindrang, hatte sich in Westeuropa, in Frankreich bereits die entscheidende Entwicklung von der romanischen Bauweise zur gotischen vollzogen. An den großen Kathedralen Nordfrankreichs wurde gebaut, einige von ihnen sahen der Vollendung entgegen. Nun wurde es Sache der deutschen Architektur, die in ihrem Übergangsstil tastende Wege nach demselben Ziel gegangen war, sich mit der neuen Konstruktionsweise und dem neuen Stil auseinanderzusetzen. An dieser Auseinandersetzung nahm der Deutsche Orden hervorragenden Anteil. 1235 beginnt er in Marburg den Bau einer Ordenskirche, die der heiligen Elisabeth geweiht wurde[4]). Es ist dies eine der ersten deutschen Kirchen in einer Bauweise, die das gotische Prinzip vollständig verstanden hat. Darüber hinaus aber gibt sie etwas Neues: die deutsche Form der gotischen Hallenkirche, für deren Bedeutung als nationale Sonderbildung das volle Verständnis erst im 14. und 15. Jahrhundert heranreift. Schon auf seinem Schlosse Montfort in Syrien, das 1228 begonnen wurde, brachte der Orden gotische Konstruktionen zur Anwendung, wenn auch die Raumformen selbst in ihrer streng quadratischen Grundeinteilung noch romanisch wirken[5]).

Es besteht daher volle Berechtigung, den Orden als im Besitze einer entwickelten künstlerischen Einstellung und einer umfassenden Kenntnis aller technischen Errungenschaften und Gestaltungsprinzipien seiner Zeit anzusehen. Da sich seine Ordenshäuser über das ganze damalige Europa verteilten, konnte ihm die Aneignung nicht schwer fallen. Er beherrscht, als er nach Preußen kommt, die Sprache der Gotik mit ihren westdeutschen Akzenten. Es ist selbstverständlich, daß er auf dem Gebiete des Wehrbaues in gleichem Maße sich die Errungen-

schaften der Zeit zu eigen gemacht hatte. Aus der Frühzeit des Ordens wurde bis jetzt nur eine Burg eingehender erforscht, das eben erwähnte Montfort in Syrien. Die Burganlagen im Burzenlande aus der Ordenszeit vermitteln nur allgemeine Anschauungen, ihre ursprünglich wohl primitiven Wehreinrichtungen hat erst eine spätere Zeit durch monumentalere Mauern und Gebäude ersetzt[6]).

Auch die europäische Wehrarchitektur hat im Laufe des 12. Jahrhunderts eine grundlegende Umwandlung erfahren. Aus vorgeschichtlichen Anfängen und römischen Einflüssen entwickelte sie sich in der romanischen Stilepoche zu einer bestimmten Form, für die in Nord- und Mitteleuropa noch mehr oder weniger die Art des Geländes maßgebend war. Im Aufbau blieben die Verteidigungseinrichtungen ziemlich einfach, bestanden aus Mauer und Turm mit Wohnbauten, oft von geringerem Architekturwert. In Italien und auch in einzelnen Teilen Frankreichs hatte die Tradition der Römer ungetrübter weitergewirkt. Dort war der Kastelltypus zu Hause: die rechtwinklig-geradlinige Mauerburg mit rundumlaufendem Wohnraum.

Durch die Kreuzzüge kam Europa mit einer ganz anderen Entwicklungslinie des Wehrbaues in allerengste Berührung. Im Gebiete des byzantinischen Reiches entstand, mit der Spätantike beginnend und bis ins Mittelalter andauernd, eine Blüte der Wehrarchitektur, deren letzte Wurzeln in östlichen Entwicklungen des Altertums und im römischen Wehrbau gründeten. Gerade im Osten, in Mesopotamien, Ägypten, Persien, Kleinasien stand die Wehrarchitektur von altersher auf hoher Stufe. In dem syrisch-palästinensischen Kampfgebiete der Kreuzzüge traf nun im 12. Jahrhundert alles zusammen, was an wichtigen Anschauungen und Formen in der Verteidigungskunst Europas und Asiens vorhanden war. Die Franken kannten allerdings von den Römern her die einzelnen Gestaltungsprinzipien des Wehrbaus; grundsätzlich neue Verteidigungsmethoden konnten sie im Orient nicht aufnehmen; doch war ihre Anwendung noch primitiv. Die östlichen Völker dagegen hatten dieselben Gestaltungsprinzipien zu höherer Formbildung ausgenutzt. Vor allem werteten sie das Prinzip der Überhöhung bis zur letzten Vollendung aus. Die Mauern wurden höher und schon deshalb stärker gebaut, der Verteidiger entzog sich möglichst dem Nahkampf und zog alle Vorteile aus seiner erhöhten Aufstellung. Er hatte sich eine neue Art der Deckung geschaffen, die ihm zugleich eine gute Angriffsmöglichkeit bot, den Wehrerker und den vorgekragten Wehrgang mit Werfscharten (Maschikulis). Durch diese Anordnungen wurde ihm die Möglichkeit gegeben, den Feind am Fuße der Mauer mit Hilfe der Schwerkraft wirksam zu bekämpfen. Mauerstärke und Werfscharten hängen zudem mit einer Angriffsmethode zusammen, die den Franken bis zu den Kreuzzügen noch wenig vertraut gewesen sein dürfte. Um überhaupt in das Innere der Wehranlage, deren Höhe den Sturmleitern und Angriffstürmen allmählich unerreichbar geworden war, eindringen zu können, untergrub man die Mauern. Ohne Preisgabe der Körperdeckung war vom nicht vorgekragten Wehrgang kaum eine Abwehr möglich. Um die Annäherung des Gegners zu erschweren, schob man schon zu den Zeiten Justinians vor das Hauptbollwerk noch weitere Hindernisse, Mauern und Gräben in mehreren Linien vor. Dieses Prinzip der vorgeschobenen Befestigung ist nicht, wie meist angenommen wird, rein östlicher Herkunft, sondern es fand schon bei der Zwingerbildung in vorgeschichtlichen Epochen Europas Anwendung[7]). Die konsequente Durchbildung jedoch, die Großartigkeit der Formen-

gestaltung sind östliche Elemente von vorbildlicher Wirkung auf die Franken. Als drittes Prinzip fanden die Kreuzfahrer das der Flankierung zu höchster Vollkommenheit weitergebildet. Es war dem Norden Europas so gut wie unbekannt, hatte aber in den Ländern der Römerherrschaft auch in Europa immer schon eine Rolle gespielt. Bei der Primitivität des Steinbaus im frühmittelalterlichen Europa konnten keine monumentaleren Bauformen durch dieses Prinzip geschaffen werden. Im Osten dagegen gaben mächtige Flankierungstürme, in regelmäßigen Abständen vorgebaut, den Wehranlagen ein monumentales Gepräge. Auch hier war es mehr die Ausnutzung der Verteidigungsmethode als ihre Kenntnis, was die Europäer überraschen mußte.

Als die Kreuzritter in Syrien eindrangen, dachten sie nicht daran, den vorgefundenen Wehrbau trotz seiner erstaunlichen Entwicklungshöhe vollständig in all seinen Formen zu übernehmen. Eingespannt in eine uralte, heimische Tradition, waren sie gar nicht dazu fähig, alle Vorteile der östlichen Art sich unverändert anzueignen. Was ihnen in den Grundlagen bereits bekannt war, wurde in den weiterentwickelten Formen schnell verstanden und den heimischen Prinzipien angepaßt. Technische Konstruktionen, Einzelheiten dekorativer Natur zeigen wie bei der kirchlichen Architektur der Kreuzfahrer vorwiegend europäischen Charakter. Aus den verschiedenen Elementen aber entwickelte sich in Syrien ein neuer Wehrbaustil, der dann auf Europa zurückwirkte.

Abb. 1 Die Burg des Deutschen Ordens in Syrien, Montfort, 1229 begonnen, weist die stärksten Anklänge an nordeuropäische Anlagen auf[8]). Die oft geäußerte Ansicht, sie sei ihrem Wesen nach von den Ufern des Rheins nach Syrien übertragen, trifft durchaus zu. Da der Orden erst kurze Zeit im Heiligen Lande bestand, war er gezwungen, stärker aus den Erinnerungen an heimische Art zu schöpfen als die Templer und Hospitaliter, deren Wehrbau bereits einen besonderen Stil besaß. Doch zeigt auch Montfort schon Fremdheiten und Anbahnung zu Sonderformungen. Ganz nordisch wirkt noch die Lage: der Ausläufer eines schmalen Bergrückens, dreiseitig durch Steilhänge geschützt, wird an der vierten, der Angriffsseite, durch Gräben von der Hochfläche abgetrennt. Zwischen diesen Gräben, auf einer stehengebliebenen Anhöhe ragt ein quadratischer Turm empor, ganz nordischer Bergfrit, wie er gerade bei deutschen Abschnittsburgen gerne an gleicher Stelle die Angriffsseite deckt. Im eigentlichen Burgbezirk liegen die Burggebäude langgestreckt auf der höchsten, schmalen Erhebung. Um das Plateau herum zieht sich ein Mauerring, mehrfach geknickt, mit Zwischentürmen schon nach östlicher Auffassung. Bei der ganzen Anlage fällt im Vergleich mit den völlig kurvig begrenzten deutschen Bergburgen eine gewisse rechteckige Regelmäßigkeit trotz der unregelmäßigen Geländeverhältnisse auf. Die Ordensburgen in Siebenbürgen standen ebenfalls auf Bergkegeln und schlossen sich den zufälligen Geländegrenzen an.

Die Innenarchitektur der Burg Montfort wurde leider nur flüchtig untersucht. Da sich auch sonst nur wenig über die Einrichtung von Deutschordenshäusern der Frühzeit überliefert hat, ein paar dekorative Formen im Deutschen Hause zu Koblenz reichen in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück, bleibt man nur auf Vermutungen angewiesen. Ein großer quadratischer Raum in Montfort mit zirka 17 Metern Seitenlänge besitzt ein spitzbogiges Kreuzrippengewölbe in vier von Querrippen geteilten Feldern, in der Mitte durch einen mächtigen, niedrigen Pfeiler, an den Seiten durch Wandsäulen gestützt. Man hat geglaubt, in diesem

Raum, da er nur mangelhaft beleuchtet wurde, ein Schatz- und Archivgewölbe sehen zu müssen. Die ganze Raumform ist zweifellos der Klosterarchitektur entnommen, und auch die kreuzgewölbten, langgestreckten, sich anschließenden Räume, deren Deutung auf Grund der ungenügenden Untersuchungen schwer fällt, finden Vergleichsobjekte am ehesten im Klosterbau.

Auch dieser erfuhr mit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts und dem beginnenden 13. Jahrhundert eine durchgreifende Weiterentwicklung. Zwar blieb das alte Klosterschema im wesentlichen unverändert, aber gerade der Innenbau, bei dem die Errungenschaften der neuen gotischen Konstruktionsweise zur Anwendung kamen, wandelte sich in seinem Raumeindruck. Der romanische Klosterraum besaß mächtige, schwere Gewölbe, die auf massige Stützen drückten. Durch das Rippengewölbe erhielten die Raumformen nach und nach größere Leichtigkeit, die Stützen dehnten sich, und die Linien der Rippen glitten zarter über Wände und Decken. Von solcher Aufgelöstheit des gotischen Saales scheinen die Innenräume von Montfort noch nichts besessen zu haben. Im Gegensatz zu anderen Burgen in Syrien wird im Raumcharakter mehr das romanische Raumgefühl betont. Das entspricht durchaus der Entwicklung des Klosterraumes in Deutschland, der dort später als in Frankreich, d. h. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, freiere Gestalt annimmt. Trotz der geringen Reste früher Deutschordensräume darf man

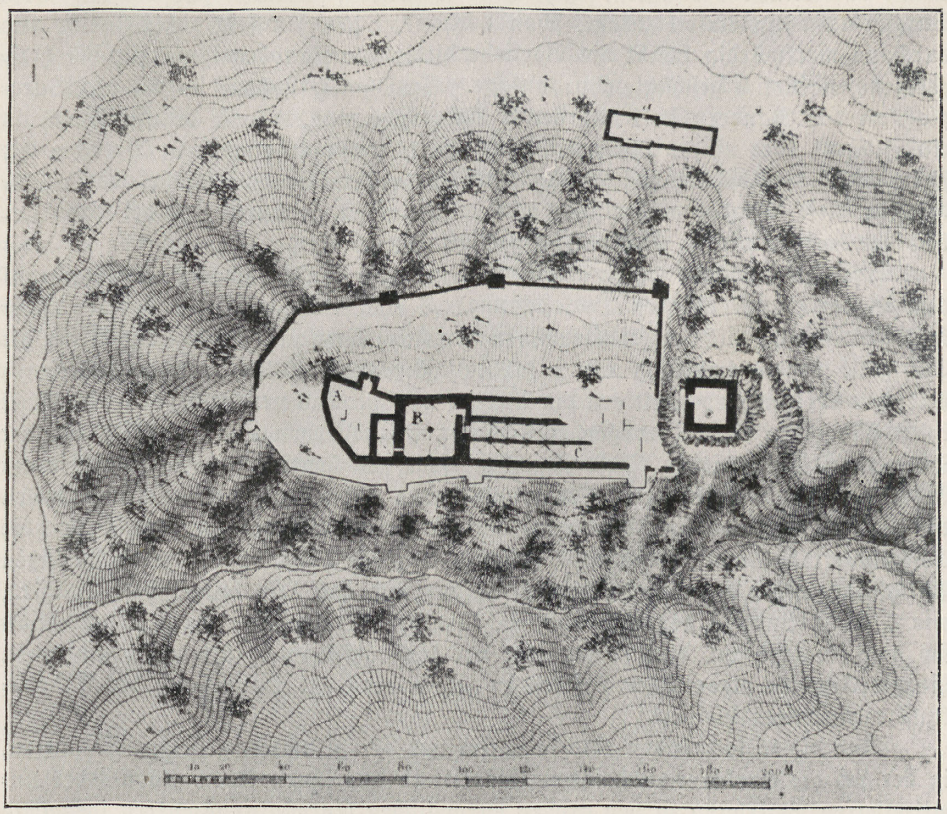


Abb. 1. Deutschordensburg Montfort (Starkenberg) in Syrien. Nach Rey.

wohl vermuten, daß der Orden die neuen Saalkonstruktionen recht gut kannte, wenn auch sein Raumgefühl noch in der schwereren Stimmung des Nordens eine Zeitlang weiterlebte.

Neben diesen Grundlagen weltkunstgeschichtlicher Natur blieb der Zustand des neuen Siedlungslandes Preußen nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Ordensarchitektur. Schon die rein geographischen Verhältnisse mußten auf die Gestaltung künstlerischer Vorstellungen einwirken. Der vorwiegend ebene Charakter Preußens verlangte von großer Architektur andere Einstellung zur Geländeausnutzung, als sie der Orden vorher gewohnt war. An Stelle des Hausteinbaues, der in den westlichen und südlichen Ländern Europas zu Hause war, sah er sich veranlaßt, in dem völlig hausteinarmen Lande die Backsteinbauweise zur Grundlage seiner Architektur zu machen. Schon allein durch diese Tatsache wurde eine Umformung mitgebrachter Bauvorstellungen bedingt und eine Sonderentwicklung gegenüber der heimatlichen Kunst begünstigt.

Die alten Preußen selbst besaßen im Vergleich zur westlichen Kulturhöhe kaum irgendwelche künstlerisch bedeutsamen Formungen. Noch herrschte bei ihnen das Prinzip der primitiven Überhöhung. Einfache, holzversteifte Erdwälle und Plankenbefestigungen umgaben die Wehrbezirke. Die Wohn- und Wehrbauten waren zweifellos nur aus Holz. Anfänge weiterentwickelter Überhöhung, Holztürme auf kleinen Erdhügeln, flache Gräben dürften, soweit die Erforschung ihrer Burganlagen ein Urteil zuläßt, schon vorhanden gewesen sein. Eigenartig und durchaus merkwürdig bleibt die Vorliebe dieser Flachlandbewohner für die hochgelegene, natürlich geschützte Burganlage. Gewöhnlich suchten sie sich als Burgplatz an den Rändern steil abfallende Bergrücken aus, wie sie häufig schmal in ein Flußtal oder einen See vorstoßen. Es herrschte also auch in Preußen die schon erwähnte Abschnittsbefestigung vor. Wenn die Ordensritter bei ihrem Eindringen diese Burgform ebenfalls gerne anwandten, so dürfte hierbei das Vorbild der landesüblichen Anlagen mitgewirkt haben.

Historische Gründe gaben den Anstoß zu einer künstlerischen Entwicklung auf dem Boden der preußischen Volksstämme. Sie lieferten auch die äußere Triebkraft für ein ungelähmtes Weiterbilden der Kunstform und sorgten damit für die Stetigkeit der Entwicklung bis zu ihrem gänzlichen Ablauf. Die Kunst ganz Europas bot den Ordensrittern die Anregungen für das neu zu Gestaltende. Aber beide Momente allein genügen keineswegs, das Werden und die Eigenart der Ordenskunst zu erklären. Tiefere, geistesgeschichtlich begründete Kräfte waren am Werk, die Kunstdenkmäler gerade so und nicht anders zu schaffen. Sie machen die eigentliche Immanenz, die innere Triebkraft der Entwicklung aus, bilden die Gesetzlichkeit für ein allmähliches Wachsen aus Keimformen bis zu endgültigen Auffassungen, die dann aus sich selbst heraus und aus rein historischen Anlässen, wie z. B. Erfindung der Feuerwaffen, langsam abgewandelt werden. Es kann sich hier zunächst nur darum handeln, auf diese geistigen Kräfte ganz allgemein hinzuweisen, ihr eigentliches Wirken zu zeigen muß der Darstellung der Ordenskunst vorbehalten bleiben.

Eine dieser formenden Kräfte entspringt der gesamten geistigen Situation, in der sich die Eroberer nach ihrem Eintritt in das ihnen fremde, von jeder unmittelbaren Beziehung zu den großen europäischen Entwicklungszentren losgelöste Land befanden. Abgeschnitten von der ungehemmt einwirkenden lebendigen Ent-

wicklung der heimatlichen Kultur waren damit im wesentlichen auch die Ritter selbst. Die Fäden zum Mutterland, die mannigfachen Verbindungen durch ständig frischen Zuzug, durch Handel, Gesandtschaften usw. müssen zwar recht stark gewesen sein, so stark, daß immerhin Wandlungen des allgemeinen europäischen Zeitstils in oft recht bemerkbaren Prägungen einfließen konnten, doch keineswegs genügend, um eine künstlerische Einheit mit der Heimat bestehen zu lassen. Es ist Kolonialkunst, die sich im Osten durch Eindringen von Einzelgruppen eines Kulturvolkes in kulturschwächeres Gebiet herausbildet. Josef Nadler hat den Vorgang solcher Neubildung scharf herausgearbeitet: „Die Siedler, von der Stammeseinheit getrennt, strömen nicht mehr mit, wachsen und wandeln sich nicht mehr mit der Heimat...[9])." Errungenschaften der Heimatkultur werden als Kenntnis davon, nicht in fertiger Ausprägung auf den neuen Boden verpflanzt. Unter gänzlich veränderten Verhältnissen wird diese Kenntnis einzelner Gestaltungsprinzipien zur Anwendung gebracht. Das bedingt angesichts einer unentwickelten Umwelt, der es an kulturellen Vorbedingungen, verfeinerten Hilfsmitteln, Erfahrungen fehlt, stärkeres Sich-Hingeben an Zufälligkeiten, größere Abhängigkeit von äußeren Umständen. Die Grundsätze, nach denen gestaltet wird, die technischen Fertigkeiten können also sehr wohl von höherer Entwicklungsstufe her bekannt, d. h. latent vorhanden oder auch rudimentär angewandt sein, während die Formen selbst zunächst unfrei und primitiv bleiben. Erst nach und nach entwickelt sich aus diesen Grundlagen die freiere Kunst, die dann in ihrer Eigenart selbständig neben der Formensprache der Heimat steht.

Ein anderes Ferment formbildender Natur liegt tief in der geistigen Struktur des Deutschen Ritterordens begründet. Der Orden und nicht etwa das Volk, weder das zugewanderte und erst recht nicht das einheimische, war im 13. und 14. Jahrhundert Träger der architektonischen Entwicklung, soweit es sich um Wehrarchitektur handelt[10]). Von Baumeistern, die eigenwillig oder von einer anders gearteten Tradition ausgehend den Bauten individuelle Färbung gaben, kann im allgemeinen nicht die Rede sein. Alles Gestalten, auch das in den bischöflichen Gebieten, entstammt letzten Endes dem Geiste des Ordens. Der ganze Ablauf künstlerischen Geschehens wird durch ihn bestimmt, wenn auch Abzweigungen wie die Bischofsburgen stärker eigene Auffassung zeigen. Das doppelte historische Wesen, die religiös-charitative, missionierende und die machtpolitische Einstellung spiegeln sich auch als geistige Kräfte bei der Gestaltung der Architektur wieder. Jeder der beiden Seiten entsprach eine fertige Bauform: Kloster und Burg. In beiden Gebilden verkörperten sich Gegensätze künstlerischer Natur, mit denen der Orden sich irgendwie abfinden mußte. Klosterzweck und Wehrzweck bilden die inneren Triebkräfte für die Entstehung der Deutschordensburg. In ihren wechselseitigen Beziehungen gibt sich die geistige Grundlage dieser Architekturform zu erkennen.

Erſter Abſchnitt.

Denkmälerbeſtand und Entwicklungsgeſchichte.

Der Konventshaustypus als Hauptträger der Entwicklung.

Entstehung der Grundlagen (erste Generation 1230–1260).

Von den verschiedenen Burgtypen, die sich unter der Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen herausgebildet haben, ist keiner so sehr in die allgemeine Vorstellung übergegangen wie der des Konventshauses in seiner kastellartigen Ausprägung. Die Marienburg, das in der Regel allein bekannte Beispiel einer Ordensburg, mag den Anlaß zu der einseitigen Auffassung vom Wesen des ordenspreußischen Wehrbaus gegeben haben. Ihr Schema: das hohe Haupthaus mit vier Gebäudeflügeln, quadratisch um einen Hof gruppiert, von Zwingern, Mauern und Gräben konzentrisch umschlossen, im Innern mit weiten Sälen für Wohn- und Wirtschaftszwecke angefüllt, dazu an die Hauptburg angegliederte Vor- oder Nebenburgen von gleichem Anlageprinzip, doch architektonisch untergeordnet, wurde schlechthin als typisch für die gesamte Wehrarchitektur des Ordens hingestellt.

So eng und irreführend die Vorstellung von einem einzigen feststehenden, allein maßgebenden Burgtypus auch sein mag, weil sie weder das allmähliche Werden, die Veränderlichkeit dieses Typus, noch die selbständig neben ihm vorhandenen übrigen Burgformen berücksichtigt, sie hat doch im Grunde ihre Berechtigung, weil sowohl dem Konventhaus wie auch seiner kastellartigen Gestalt ausschlaggebende Bedeutung für das Gesamtbild der Ordensarchitektur zufällt. Die Konventsburg wird in der Tat zur Haupt- und Leitform der Entwicklung; sie bildet die Keimzelle wichtiger anderer Burgbildungen, ist überhaupt die Trägerin der wesentlichsten Architekturgestaltung des Landes. Sie verdient es also, bei einer Darstellung der mittelalterlichen Baukunst in Preußen in den Vordergrund gerückt zu werden, vermag sie es doch, fast alle baukünstlerischen Probleme der Gesamtentwicklung aus ihrem Bestand heraus zu erklären. Als Endresultat ihrer längeren Entwicklung stellt sich die strenge Kastellform ein, die den frühen Konventshäusern noch fehlt. Das Ausgereifte und Dauernde dieser Endform gibt die Berechtigung, in ihr die eigentliche Gestaltung der Idee einer Deutschordensburg zu sehen.

Fragt man, was unter einer Konventsburg zu verstehen ist, so muß die Antwort aus dem Wesen und der sozialen Struktur des Ritterordens geholt werden. Die Konvente, Rittergemeinden, nach der Ordensregel aus zwölf Ritterbrüdern und einem Komtur an ihrer Spitze bestehend, später gewöhnlich zahlreicher, bildeten das Rückgrat der gesamten ordensritterlichen Organisation. Als geistliche Gemeinschaften lehnten sie sich an die Einrichtung der Mönchsorden an, die in ihren Klöstern ebenfalls Konvente mit einem Abt an der Spitze besaßen. Über diese geistliche Bedeutung hinaus wurden die Konvente und ihre Wohnstätten, die Konventsburgen, zur Grundlage der militärischen Organisation. Auf den Kriegszügen bildeten die Konvente, um ihren Komtur und dessen Fahne geschart,

die einzelnen Unterabteilungen des Ordensheeres. Die Konventshäuser wurden die eigentlichen Stützpunkte der Landesverteidigung. Aber auch verwaltungstechnisch spielten sie die entscheidende Rolle. Die Herrschafts- und Verwaltungsbezirke solcher Konvente, Komtureien genannt, teilten den ganzen Ordensstaat in verhältnismäßig selbständige Landgebiete ein. Preußen war mit einem Netz von Komtureien überzogen, das sich namentlich in den ältesten Bestandteilen an der Weichsel dichtmaschig zusammendrängte.

Um nun die architektonische Endform des Konventshauses in ihrer ganzen kunstgeschichtlichen Bedeutung verstehen zu können, ist es erforderlich, zunächst einmal sich Klarheit zu verschaffen über die Grundlagen der Entstehung und die Triebkräfte des allmählichen Werdens. Die Anfänge der Konventsburg in Preußen reichen bis in die Zeit der Eroberung zurück. In jenen ersten Jahrzehnten der Ordensherrschaft bildeten sich alle Keime, aus denen die Kunstformen erblühten. Der Beginn der Ordensarchitektur knüpft sich an die historischen Vorgänge, deren Kenntnis notwendig ist, um die Eigenart der frühen Architekturgebilde und des Anfangsstiles zu begreifen.

Die Epoche der Eroberung, die den historischen Hintergrund für die Anfänge des Burgenbaues abgibt, fällt in die Jahrzehnte 1230—1260. Es ist dies die Zeit, in der die erste Generation von Ordensrittern in raschem Ansturm alle Widerstände der Landesbewohner überrennt und selbst die stärkere Zusammenfassung der gegnerischen Kräfte im ersten Aufstande verhältnismäßig schnell und leicht überwindet. Der eigentliche große Entscheidungskampf im zweiten Aufstande, bei dem sich so ziemlich zum ersten Male die endgültige Festigkeit des neuen Staatengebildes erweist, gehört schon aus diesem Grunde dem folgenden Zeitabschnitt mit bereits stabilisierten Verhältnissen an. Die Jahrzehnte der Eroberung charakterisieren sich also historisch als eine Zeit wirrer Kämpfe im Gesamtraum des Ordensstaates mit immer neuen Eroberungsvorstößen und Rückschlägen; sie bilden eine Epoche der allgemeinen Unsicherheit, der letzte Widerstand bleibt ungebrochen, die endgültige Entscheidung steht noch drohend bevor. Daneben aber wird fieberhaft an der Einrichtung des Landes zu dauerndem Besitz gearbeitet. Siedler aus Deutschland treffen ein, Burgen, Städte, Ortschaften werden gegründet und schnell und meist nur vorläufig ausgebaut. Auch das muß Unruhe in die erste Entfaltung des neuen Staatswesens gebracht haben. Ein zielbewußtes Gestalten der zahlreichen Kräfte kann sich zunächst nur in großen Richtlinien vollzogen haben. Dabei bleibt auch räumlich die Tätigkeit der sich einrichtenden Eroberer beschränkt. Nur an der Weichsel, hauptsächlich im Kulmerland, und an einzelnen Punkten der Nordküste kommt es zu gefestigten Verhältnissen.

Im Kulmerland und am Nordrande des Ordensstaates spielt sich auch die erste grundlegende Entwicklung des Konventshauses ab[11]). In den Eroberungsjahren werden zahlreiche Burgplätze als Neugründungen oder Kampforte erwähnt, so daß dadurch eine ganze Reihe fester Entstehungsdaten gegeben wird. Die noch feststellbaren Burgen und Burgplätze schaffen jedoch nicht ohne weiteres ein klares Bild von den Anfängen und der Art des frühen Burgenbaues in Preußen, da spätere Neubauten zweifellos den ursprünglichen Gesamtcharakter nicht unwesentlich verwischt haben. Die ersten Anlagen waren sicherlich recht primitiver Natur und nicht im entferntesten vergleichbar den festen Burghäusern, die später ihre Stelle einnahmen. Aus einzelnen Nachrichten über frühe Wehrbauten, aus ihrem

Verbrennen bei kriegerischen Unternehmungen geht klar hervor, daß sich die Ritter zunächst mit einfachen Holz- und Erdbefestigungen und hölzernen Wohnhäusern begnügen mußten. Die Lage, in der sie sich inmitten von Gegenden befanden, die den Steinbau noch nicht kannten, abgeschnitten von den Hilfsmitteln der Heimat, einem Feind gegenüber, der nur primitive Angriffsmethoden besaß, läßt das durchaus begreiflich erscheinen. Auch waren solche Erd- und Holzbefestigungen in der allgemeinen Wehrarchitektur des 13. Jahrhunderts gar nichts Ungewöhnliches, sie kamen noch in allen Ländern Europas vor und leisteten als schnell errichteter Schutz bei plötzlichen und mangelhaft durchgeführten Angriffen reichlichen Widerstand. Es gab zudem Befestigungsmethoden in diesem primitiven Material, die den Verteidigungswert solcher Anlagen ganz wesentlich zu erhöhen vermochten. Bei dem allgemeinen Hochstand der ordensritterlichen Wehrarchitektur kann wohl kaum bezweifelt werden, daß auch ihre Erdbefestigung auf die Kenntnis der letzten technischen Möglichkeiten begründet war. Nur so erklärt es sich schließlich, daß noch während des ganzen 14. Jahrhunderts Erd- und Holzburgen im Ordensstaate zur Verteidigung selbst wichtigster Plätze benutzt wurden. Erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts baute man die 1234 gegründete Burg Rheden an der östlichen Einfallspforte ins Kulmerland in Stein aus, und bis zum Ende des 14. Jahrhunderts bestand sogar der stärkste Stützpunkt der Ostgrenze, Ragnit, im wesentlichen noch aus Erd- und Holzwerk.

Wenn also die frühen Anlagen entweder in ihren Aufbauten gänzlich verschwunden sind oder aber diese durch einen späteren Ausbau ersetzt werden, so sind dennoch die Burgplätze selbst für eine Erkenntnis der gesamten wehrarchitektonischen Einstellung jener Eroberergeneration nicht ganz so bedeutungslos, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag. Nachdem man einmal das Gelände gewählt und ihm seine erste Form gegeben hatte, ließ sich sein Charakter durch den späteren Ausbau in Stein kaum oder nur ganz unwesentlich verwischen. Die Ausnutzung eines Burgplatzes für den Wehrzweck, d. h. das Verhältnis der Burganlage zum Gelände, gibt in der Wehrarchitektur immer wieder wichtige Aufschlüsse über die verteidigungstechnische Auffassung einer Zeit und eines Landes und über die Stellung des betreffenden Wehrbaus innerhalb der Gesamtentwicklung. Es ist daher die Untersuchung der Grundrißbildung jener Frühburgen eine Vorbedingung für das Verständnis des Wehrbaus in Preußen. Nur so können Rätsel gelöst werden, die dieses Architekturgebiet aufgibt.

Die in den ersten dreißig Jahren entstandenen Burgen scheiden sich nach Geländeverhältnissen und Grundrißgestaltung deutlich in zwei Gruppen: Die eine dieser Gruppen weist durchweg Burgplätze von der Art der einleitend geschilderten Abschnittsbefestigung auf, und fast immer läßt sich feststellen, daß es sich bei ihnen nicht um Erstgründungen handelt, sondern um Burganlagen an Stelle älterer, bereits von den Preußen benutzter Befestigungen. Anders dagegen bei der zweiten Gruppe. Ihre Burgen verzichten auf den natürlichen Schutz des Geländes und suchen dafür lieber die strategisch und wirtschaftlich wichtige Nähe größerer Wasserstraßen auf. Auf freiem Gelände entfaltet sich der Burgplatz regelmäßiger, ohne jedoch schon rechteckig geschlossene Form anzunehmen. Bei solchen Gründungen erscheint ein von älteren Anlagen unabhängiges, ganz von eigenen Anschauungen getragenes Vorgehen der Ritter fast immer gesichert oder doch wenigstens naheliegend.

Von den drei ersten Burgen, die gewissermaßen als Auftakt zur Eroberung Preußens und als Angriffsbasis gegründet wurden, gingen leider auch die Burgplätze unserer Kenntnis mehr oder weniger verloren. Als früheste Gründung des Ordens im Osten wird uns von dem Chronisten Peter von Dusburg die 1226 errichtete Burg Vogelsang überliefert. Sie diente wohl den ersten Ordensgesandtschaften als vorübergehender Aufenthalt und hat später nie eine größere militärische Rolle gespielt. Ihre ungefähre Lage gegenüber der Stadt Thorn auf dem linken Weichselufer blieb bekannt. Den Burgberg selbst hat man zu Anfang des 19. Jahrhunderts gänzlich abgetragen. Alte Überlieferungen erzählen von einem Holzgebäude auf der Burgstelle, so daß möglicherweise Vogelsang noch während des ganzen Mittelalters als primitive Burg bestanden hat. Für die Erkenntnis der entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung dieses Platzes ist wohl die Tatsache wichtig, daß er nicht von den Rittern selbst, sondern von dem Landesfürsten Konrad von Masovien ausgewählt und angelegt wurde, sich also zweifellos den östlichen Befestigungsgewohnheiten anpaßte. Auch die hohe Lage auf einem Hügel spricht dafür.

Die Ordensritter:
„bâtin dâ vil drâte
den herzogin Cunrâte,
daz er in zum bestin
bûwete eine vestin — —
— — — — — — — —
lîz in eine burg vorwar
bûwin bî der Wîzlin nâ
ûf einin berc gelegen dâ
kein deme, dâ Torûn nû lît,
der Wîzelin ûf andir sît.
Dî burc man nante Vogilsanc“[12]). — —

Auch die zweite Burggründung, die 1230 auf dem linken Weichselufer unterhalb Thorn erfolgte, das Haus Nessau, geht nicht gänzlich auf die Ordensritter zurück, sondern geschah „mit dem Rate des Herzogs und seiner Soldaten[13]).“ Nessau wurde Komturei und erhielt später ein quadratisches Burghaus aus Stein, von dem noch geringe Bodenreste vorhanden sind. 1422, nach dem Frieden von Melno, mußten es die Ritter abreißen. Es ist also mit dem Untergang der Ordensherrschaft ebenso verknüpft wie mit ihrem Beginn. Die Burg Nessau lag auf einem Höhenvorsprung mit steil abfallenden Rändern, der rechtwinklig in das Weichseltal vorstößt. Ein hakenförmiger Graben von einem Steilrand zum anderen trennte den unregelmäßigen Platz der Hauptburg ab, ein zweiter entsprechender Graben begrenzte die Vorburg[14]). Diese Geländeform hat eine große Ähnlichkeit mit der der später vom Orden errichteten Burg Balga. Sie geht mit ihrem Abschnittscharakter wahrscheinlich auf den Einfluß des Landesfürsten zurück.

Erst 1231 begann das selbständige Vorgehen. Auf dem rechten Weichselufer wurde gegenüber von Nessau als Stützpunkt für alle weiteren Unternehmungen im Kulmerland die Feste Torun errichtet. Dieser Burgbau muß besonderer Art gewesen sein, denn er ist der einzige, über den die sonst in dieser

Beziehung schweigsamen Chronisten einmal ausführlicher Nachricht geben. Seine Besonderheit hat wohl auch den Grund zu phantastischen Übertreibungen gegeben, die sich schon bei Nikolaus von Jeroschin bemerkbar machen, wenn er den Vorgang folgendermaßen beschreibt:

„ein grôze eiche in der stunt
ûf eime hubele dâ stûnt
gewachsin; ûf der este
machtin sî erkre veste
geordint wol mit zinnen
nâch werlîchin sinnen.
Sî hîbin ouch dî crumme
dî burc allum und umme
veste heine her und dar
und vormachtin iz sô gar,
daz nicht inbleib den ôt ein pfat,
daran man zu der burc getrat[15])."

Danach ergibt sich das merkwürdige Bild einer Baumfestung mit Wehrgang und Zinnen auf den Ästen. Geht man jedoch auf Peter von Dusburg, die älteste Quelle dieses Berichtes zurück, so hat die Darstellung Deutungsmöglichkeiten, die nicht mehr so sehr aus dem Rahmen des Üblichen herausfallen: Auf diesem Eichbaum wurden Schutzwehren zur Verteidigung angelegt. („in quadam arbore quercina in qua propugnacula et menia fuerant ordinata ad defensionem" usw.[16]). Der Eichbaum blieb wohl kaum mit seinen Ästen, die Jeroschin hinzudichtet, stehen, sondern es wurde lediglich sein dicker und hoher Stamm als Wehr- und Wachtturm ausgebaut, indem man auf der Höhe eine Schutzwehr mit Verteidigungseinrichtungen anbrachte. Das Besondere dürfte für den Osten vielleicht die Art der Turmüberhöhung gewesen sein. Neben dem Holzturm als Hauptbollwerk standen zweifellos die als Selbstverständlichkeit nicht erwähnten Wohnbauten. Über die Geländeausnutzung läßt sich jetzt an Ort und Stelle nichts mehr feststellen, doch scheint aus der Nachricht von einer Verschanzung „nach allen Seiten" hervorzugehen, daß hier keine natürlichen Steilhänge zum Schutze herangezogen waren. Die Hilfe des Herzogs dürfte für das Kulmerland nicht mehr maßgebend gewesen sein, und auch von dem schon wegen der kampflosen Besetzung unwahrscheinlichen Vorhandensein einer älteren heidnischen Wehranlage in Thorn wurde nichts vollständig Sicheres überliefert. Dieses erste Verteidigungswerk des Kulmerlandes scheint der Orden dem Bericht zufolge ganz selbständig nach eigenen Gesichtspunkten angelegt zu haben[17]).

Bei der nun folgenden Eroberung des Kulmerlandes müssen zahlreiche heidnische Burgstellen in den Besitz der Kreuzritter gelangt sein, wenn auch nur wenige von ihnen ausdrücklich erwähnt werden. Wichtig wird die Beobachtung, daß der Orden mit besonderer Vorliebe solche schon wehrbaulich vorbereiteten Plätze für seine eigene Niederlassung wählte. Die Not des Augenblickes mag ihn bei seinen sicherlich nur geringen Machtmitteln dazu veranlaßt haben. Aber auch eine gewisse Unsicherheit der wehrtechnischen Anschauungen angesichts der neuen Verhältnisse spielte wohl dabei mit. Von den Konventsburgen der

Frühzeit stand das erste Haupthaus des Ordens in Preußen, Althaus-Kulm, eine Stunde südlich der Stadt Kulm, auf einer solchen altpreußischen Burgstelle. Diese Tatsache geht aus einer Erwähnung in dem Bericht über die Eroberung hervor[18]), auch findet sich der Burgname schon 1222 bei der Aufzählung der von den Preußen zerstörten Burgen in einem Vertrage, den Bischof Christian mit dem Herzog von Masovien zu Lonyz schließt. 1231 wird die von den Preußen wieder aufgebaute Burg durch Verrat vom Orden eingenommen und zerstört. Ein Jahr später setzt sich der Orden selbst dort fest und benutzt die hergestellte Burg bis 1252 als Landmeistersitz. Wie so manches andere Ordenshaus wurde sie am Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen, selbst die Fundamente entfernte man, so daß nur noch das Burggelände und ein paar zeichnerische Überlieferungen einen Begriff von der Art der Anlage geben. Auch Althaus-Kulm war eine Abschnittsbefestigung, und zwar von einer ganz charakteristisch ausgeprägten und entwickelten Form. Zwei Täler grenzen eine hoch aufsteigende, spitze Landzunge im Weichseltale ab. Auf dem äußersten Vorsprung liegt die unregelmäßig geschlossene Hauptburg mit einer vorgelagerten Vorburg. Zwei weitere Vorburgen, von denen die äußerste zur Stadtsiedelung bestimmt war, werden auf der Hochfläche durch Quergräben abgeschnürt. Sie schwellen in ihrer räumlichen Ausdehnung landwärts immer mehr an[19]).

Plan 2 Die Kulmer Burgform kehrt bei zwei anderen Konventshäusern des Kulmerlandes wieder. Von diesen wird die Engelsburg ebenfalls schon 1222 in dem Vertrag von Lonyz als „ehemalige Burg" unter dem auch später noch gebräuchlichen Namen Pokriwen erwähnt. Peter von Dusburg, der allerdings erst um 1326 schreibt, erzählt unter den Ereignissen der dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts von der Frömmigkeit der Brüder zu Engelsburg, was jedenfalls beweist, daß der Konvent dieser Burg in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts als sehr alt galt und demnach wohl aus der Zeit der Eroberung stammte. Auch Engelsburg gehört zu den Ordensschlössern, die am Ende des 18. Jahrhunderts so gründlich abgebrochen wurden, daß nur wenige Reste einen Anhalt für das frühere Aussehen geben. Die Grundrißgestaltung hängt wiederum von der Bodenbeschaffenheit ab. Eine ähnlich spitze, steil begrenzte Bergzunge wie in Althaus-Kulm trägt auf ihrem Ausläufer die Hauptburg und davor gelagert, durch Gräben getrennt, zwei immer größer werdende Vorburgen. Die einzelnen Burgteile passen sich ganz der Zufälligkeit des Geländes an, nirgends sind Anzeichen einer freieren und regelmäßigen Plangestaltung wahrzunehmen.

Auch der Grundriß der zweiten Burg, Roggenhausen, weist, wenn auch nicht mehr so ausgesprochen, die Kulmer Anordnung auf. Die äußerste Spitze des von zwei Schluchten eingeengten Vorsprunges wird durch eine Querschlucht fast gänzlich abgetrennt, so daß man die schmale Verbindungsstelle nur mit einem kurzen Stück Graben abzuschneiden brauchte. Ob der ganze isolierte Teil die Hauptburg trug oder noch einmal in Haupt- und Vorburg untergeteilt wurde, bleibt ungewiß. Die Grundrißgestalt des gesamten vorgeschobenen Schloßberges erinnert mit einer gewissen Regelmäßigkeit, die an ein langgestrecktes Rechteck anklingt und sich vor allem in der sicherlich bereits künstlich erreichten Geradlinigkeit einzelner Seiten äußert, an eine etwas spätere, bei den Burgen zu Birgelau und Königsberg schon stärker ausgeprägte Form. Auf dem übrigen Teil der Landzunge liegt, wiederum durch Graben abgetrennt, eine sehr breite,

große Vorburg. Die Wahl des Platzes zur Befestigung scheint auf vorgeschichtliche Zeit zurückzugehen, wenn auch eine ältere Anlage nicht ausdrücklich erwähnt wird. Aus stilistischen Gründen besteht die Möglichkeit, daß sich der Orden die Burgstelle nicht schon in den ersten Eroberungsjahren, sondern mit weiter entwickelten Anschauungen einige Jahrzehnte später, d. h. am Ende der Eroberungsepoche, nutzbar gemacht hat. 1285 findet sich die früheste Erwähnung von Roggenhausen, woraus jedoch nicht geschlossen werden darf, daß es nicht schon vorher bestand. Von den eigentlichen Burggebäuden, deren Anordnung und Einzelheiten uns eine bessere Auskunft über das Alter als Ordenssitz geben könnten,

Abb. 2. Thorn, Danzker der Ordensburg.

blieb leider nichts erhalten. Nur Reste der Ringmauern und ein starker Torturm stehen noch. Auch dieses Schloß ging erst am Ende des 18. Jahrhunderts verloren.

Ein wenig verschoben erscheint das Bild einer Abschnittsbefestigung in Graudenz. Dieses Ordensschloß stand ebenfalls an alter, schon 1222 erwähnter Burgstelle, so daß östliche Gewohnheiten für Wahl und Ausgestaltung des Geländes maßgebend gewesen sein müssen. Der mächtige Steilrand des Weichselufers springt in Graudenz nur unwesentlich vor, erhebt sich jedoch an der Burgstelle hügelartig. Die eine Burgseite wird stromaufwärts rechtwinklig zum Weichseltal durch eine tiefe Querschlucht abgegrenzt, während stromabwärts und zum rückwärtigen Gelände der Hügelabfall sanfter verläuft. Es ergab sich aus diesen Bodenverhältnissen eine Umgruppierung des üblichen Schemas mit vor-

gelagerter Vorburg, wie sie auch sonst zuweilen bei vorgeschichtlichen Anlagen in Preußen, z. B. beim Runden Berg bei Passenheim vorkommt. Man legte die Vorburg an den Uferrand neben die Hauptburg, so daß sie den sanft aufsteigenden Zugang deckte. Der Platz der Hauptburg in Graudenz hat unregelmäßige, durch die Zufälligkeit der Geländeform bedingte Begrenzung, und auch die Vorburg läuft dem Abfall des Hügels entsprechend spitz aus. In diesen Einzelheiten verrät sich Übereinstimmung mit den schon erörterten Burgplätzen, und so muß auch Graudenz zu der Gruppe einheimisch beeinflußter Ordensburgen gezählt werden. Über die Neugründung durch den Ritterorden blieben keine Nachrichten erhalten. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts erscheinen Burg und Bewohner verschiedentlich in Urkunden. 1290 baute man die Kapelle. Zweifellos gehen jedoch die Anfänge als Ordensniederlassung aus stilistischen Gründen bis in das erste Jahrzehnt der Eroberung zurück. 1388 stürzt „des Komturs Gemach" durch Unterspülung des Burgberges in die Weichsel. Noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts besteht die Gebäudemasse der Burg, 1864 wird sie als Material für den Graudenzer Festungsbau abgerissen. Nur der schwere, runde Turmstumpf des Bergfrits, Klimek genannt, steht als Denkmal des Verlorenen. Die Romantik kam für die preußischen Ordensburgen leider ein paar Jahrzehnte zu spät.

Plan 3 Die bei dem Vorstoß nach Norden vom Frischen Haff aus 1239 an Stelle der Preußenfeste Honeda gegründete Burg Balga besitzt wiederum ganz den Charakter einer Abschnittsbefestigung, und zwar von dem bereits bei Nessau beschriebenen Typus. Eine Uferecke am Haff, hoch und steil. Zwei Hakengräben begrenzen Haupt- und Vorburg. Unregelmäßiges Burggelände, dem sich die späteren Burggebäude anpaßten. Die Begrenzung der Vorburg nach der von Sumpf geschützten Landseite schon etwas regelmäßiger, geradliniger. Die Konsequenz der Abschnittsanlage blieb vollständig gewahrt: Man mußte die riegelartige Vorburg erobern, um an die Hauptburg herankommen zu können. Während gewöhnlich bei den Ordensburgen die Eingänge zu den einzelnen Burgteilen in gerader Linie angeordnet waren, mußte man in Balga vom Vorburgtor aus erst die halbe Vorburg durchqueren, um zu dem fast versteckt am Haff liegenden Haupttor zu gelangen. Die Überreste der Burganlage sind im Verhältnis zu dem, was einst vorhanden war, außerordentlich gering. In der Hauptburg ragen Gebäudefundamente hier und da erkennbar aus dem Erdboden heraus. Reste von Mauerzügen begrenzen die Burgplätze. 1885 hat Steinbrecht die wichtigsten Überbleibsel aus dem Boden herauspräpariert. Von monumentaler Wirkung erhebt sich noch die Ruine eines langgestreckten Vorburggebäudes mit einem gleich breiten rechteckigen Turm an der Schmalseite. Vom 16. Jahrhundert an ging die Burg allmählich durch Menschenhand, Ungunst der Lage und Einflüsse der Witterung zugrunde[20]).

In Königsberg ist die Stelle der ersten Burganlage vom Jahre 1255, die Preußenfeste Twangste, bekannt und noch jetzt durch die Gebäude der ehemaligen Schloßkaserne gut umrissen. Auch hier eine Abschnittsbefestigung auf heidnischer Grundlage wie in Balga und den Burgen des Kulmerlandes: eine von Seitentälern herausgeschnittene Landzunge mit urkundlich erwähnter, vorgelagerter Vorburg. Diese älteste Burganlage des Ordens in Königsberg diente später als Vor- oder Wirtschaftsburg für das in Stein ausgebaute eigentliche Konventshaus[21]).

Neben diese scharf sich abhebende Gruppe von Abschnittsburgen heidnischen Ursprungs stellt sich die nicht weniger charakteristische, ganz anders geartete zweite Reihe von Burganlagen der Eroberungszeit. Es sind dies, wie schon gesagt wurde, die Ordenshäuser, zu denen die Ritter die Bauplätze selbständig auswählten und ohne jede Vorarbeiten neu anlegten. Bei ihnen treten zum ersten Mal besondere, ganz dem Orden eigene Auffassungen in Erscheinung, die dann für die Weiterentwicklung von außerordentlicher Bedeutung werden. Zu den frühesten und wichtigsten Anlagen dieser Art dürfte die zweite Burg Thorn gehören, Plan 1 deren Gesamtanlage glücklicherweise noch einigermaßen erkennbar blieb. Stadt und Burg Thorn entstanden durch Verlegung von Alt-Thorn, jenes ersten Stützpunktes im Kulmerland, der wohl den Rittern für einen weiteren Ausbau und vor allem für eine Stadtanlage nicht geeignet erschien. Wann diese Verlegung erfolgte, bleibt ungewiß, auch hat man wahrscheinlich die Stadt und erst einige Zeit später die Burg verlegt. Jedenfalls befindet sich mit dem Beginn des 5. Jahrzehnts die Burg an der neuen Stelle. Sie wird im Laufe der folgenden Jahrzehnte in Stein ausgebaut. Ausdrückliche Bauerwähnungen kommen in den Jahren 1255 und 1263 vor. Seit 1255 sind Komture bekannt. 1454 wird die Burg als eine der ersten von aufständischen Bürgern zerstört. Trümmer der Gebäude, Mauerzüge und Tore, vor allem aber der untere Teil des mächtigen Danzkerturmes, blieben noch über der Erde. Die Vorstellung von der ursprünglichen Anlage geht in erster Linie auf einen Plan aus dem Jahre 1631 zurück.

Die Tatsache der Verlegung, die Art des Geländes machen es zur Gewißheit, daß die Burg Thorn nicht auf der Grundlage einer älteren Befestigung steht, sondern nach neuen und eigenen Gesichtspunkten errichtet wurde. Wäre bei Neu-Thorn gegenüber der Burg Vogelsang schon eine ältere Burgstelle gewesen, so würde man sich bei der Vorliebe des Ordens für derartige Plätze wohl kaum erst auf die vorübergehende Befestigung von Alt-Thorn eingelassen haben. Die Verlegung geschieht in erster Linie der Stadtgründung wegen, die an der heutigen Stelle mit besseren Vorbedingungen erfolgen konnte. Die Burg dürfte dann erst nachträglich zum Schutze der Stadt an diese angegliedert worden sein. Sie

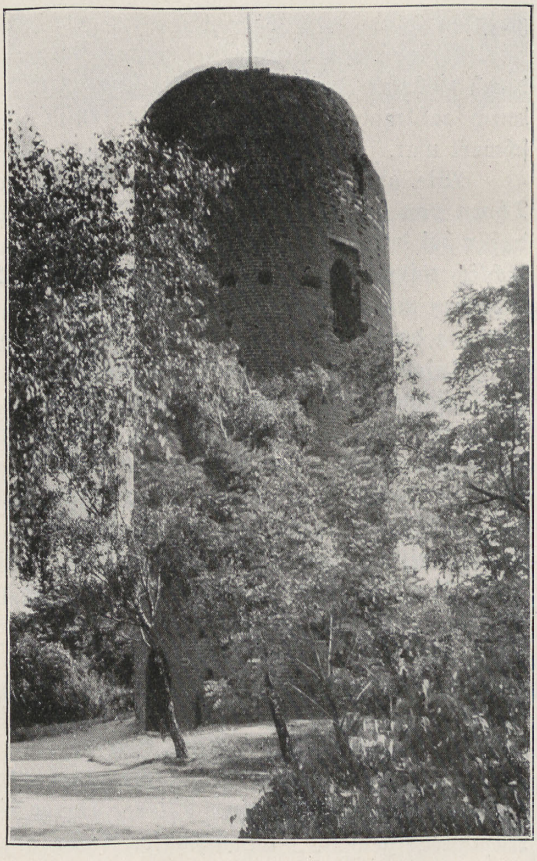


Abb. 3. Graudenz, Klimek.

liegt aus diesem Grunde ganz selbständig neben dem Stadtgebiet. Eine mäßige Erhebung des Weichselufers, im Niveau kaum von der Stadt unterschieden, auch nicht durch tiefere Schluchten irgendwie herausgehoben, trägt den Burgplatz. Die faule Bache, ein künstlicher Wasserlauf, der zugleich den Stadtgraben speist, und eine Abzweigung dieses Wasserlaufes nach Osten schließen das Burggebiet ein und geben ihm mit dem Weichselufer ungefähr die Form eines spitzen Dreiecks. Den Kern der Befestigung bildete das unregelmäßig viereckige Haupthaus, in die östliche Weichselecke hineingeschoben und nach Norden mit einem Vorhof versehen, der wahrscheinlich ringsherum von Gebäuden umgeben war. Alle übrigen Burgteile und Verteidigungseinrichtungen lagern sich nun nicht mehr wie bei der konsequenten Abschnittsbefestigung schützend vor die Hauptburg, sondern sind konzentrisch um diese herumgruppiert. Ein erster Verteidigungsring, später als Mauer in Stein ausgebaut, zog sich rund um das Burghaus, doch ohne, wie es beim späteren Parcham der Fall war, auf dessen Begrenzung genau Rücksicht zu nehmen. Nach Norden schloß sich an diesen Burghof eine zweite, kleinere Verteidigungslinie an. Beiden war an der stadtfreien Seite und am Weichselufer ein weiterer Schutz vorgeschoben. Er begrenzte einen Burgstreifen, der verschiedentlich durch Quermauern eingeteilt wurde und zwingerartigen Charakter besaß. Ihn durchfloß der Mühlenbach. An der Stadtseite vervollständigte der Grabenstreifen zwischen Stadt- und Burgmauer im gewissen Sinne diesen äußeren Zwingerring. Die Zugänge zum Burggebiet waren ziemlich kompliziert. Mehrere Tore führten durch mehrere Zwingerabschnitte und durch den Vorhof in das Haupthaus, so daß durch zahlreich vorgeschobene Hindernisse die Eroberung des Platzes sehr erschwert war.

Wie aus dieser ganzen Anordnung hervorgeht, verzichtete der Orden in Thorn von vornherein auf alle Vorzüge natürlichen Geländeschutzes und gewann dafür bei der geringen Höhe des Burgplatzes und seiner Nähe zum Flusse hauptsächlich wirtschaftliche Vorteile. Der Mangel an natürlichem Schutz mußte ausgeglichen werden durch künstliche Befestigung. Künstliche Gräben und Stauungen schnüren daher neben den Verteidigungszügen das Burggebiet von der Umgebung ab. Infolge der freieren Verfügung über das Gelände konnte sich bereits eine regelmäßigere Platzgestaltung geltend machen, wenn diese auch erst schüchtern zum Ausdruck kommt. Der Grundriß des Haupthauses nähert sich dem Rechteck, und Begrenzungen im Süden und Westen laufen ziemlich senkrecht aufeinander zu. Der Gesamtgrundriß der Burganlage entspricht den Befestigungsbedingungen, die sich bei der Kegelburg des Westens herausgebildet hatten. Dort wurde die Zwingerbildung durch den allmählichen Abfall kegelförmiger Burgberge begünstigt. Die Ordensritter gingen demnach bei der Anlage der Burg Thorn auf Traditionen ihres Heimatlandes zurück. Wichtig für die Beurteilung der ersten Stilphase in Preußen wird dabei die charakteristische Tatsache, daß man ein Bergburgenschema einfach auf ein verhältnismäßig ebenes Gelände übertrug. Das beweist, wie wenig sich der Orden zunächst in die wehrtechnischen Bedingungen, die ihm der neue Boden stellte, hineinfand.

Die gleichen allgemeinen Geländemerkmale wie in Thorn zeigt auch der Platz der Burg Elbing. Wieder wurde ein breiter Flußlauf, der Elbing, als Ansatzstelle gewählt. Ein schmaler Nebenfluß, der Hommelbach, gab zu künstlichen Abzweigungen Gelegenheit und begrenzte mit diesen den niedrig am Flußufer

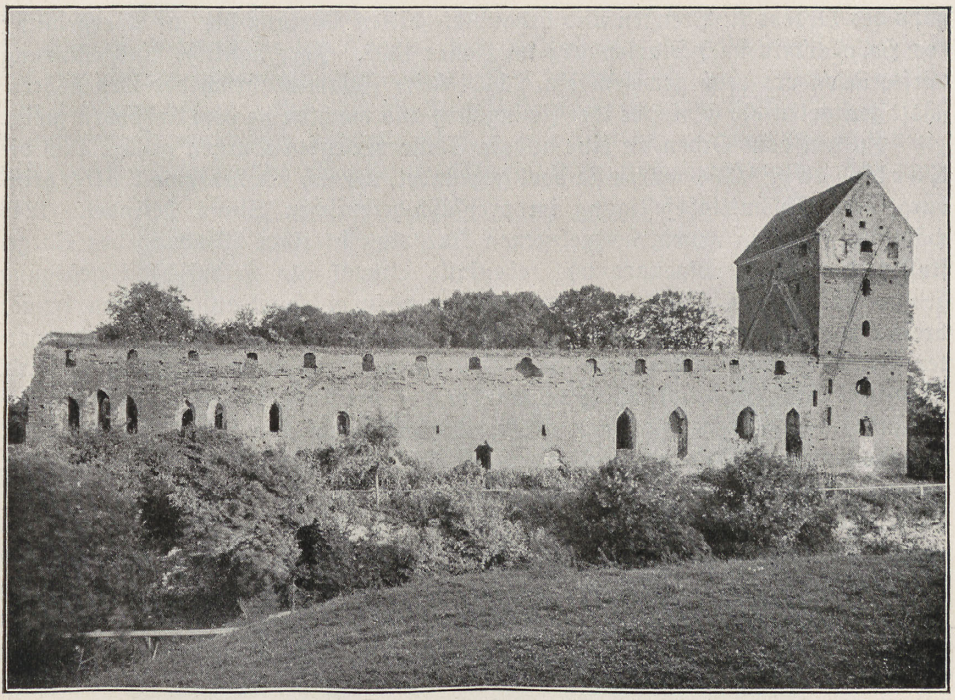


Abb. 4. Balga, Ruine der Vorburg.

gelegenen Burgbezirk. Über die Einrichtung dieses Burgbezirkes, über Vor- und Hauptburg und andere Einzelheiten besteht zurzeit noch Unklarheit. Wiederum, stärker sogar noch als in Thorn, macht sich eine gewisse Regelmäßigkeit in dem zwar schiefwinkligen und ungleichseitigen, aber schon geradlinigen Viereck des Burggebietes bemerkbar. Die kurvige Begrenzung, die noch in Thorn vorherrscht, ist beinahe aufgegeben. Nach den letzten Ausgrabungen wird es wahrscheinlich, daß der eigentliche Burgplatz dort lag, wo man früher die Vorburg[22]) annahm, und zwar in der Nordwestecke der Stadtbefestigung. Diese Anordnung zur Stadt ist der in Thorn nicht unähnlich. An den Ecken des Burgbezirkes standen später in Stein ausgebaute Türme. Die Burggebäude dürften sich an den Burgrändern entlang gereiht haben. Über die Art ihres Zusammenschlusses läßt sich noch nichts Gesichertes aussagen, vielleicht gruppierten sie sich nach dem Heilig-Geist-Hospital zu zum eigentlichen Haupthaus.

Von der Burg Elbing steht fest, daß sie 1237 gegründet, kurz darauf von den Preußen zerstört und von dem Orden an neuer Stelle wieder aufgebaut wurde. Bei der Nähe beider Burgplätze darf angenommen werden, daß der zweite nicht heidnischen Ursprungs war, weil man ihn dann schon bei der ersten Gründung benutzt hätte. Auch spricht die Geländeform klar gegen jede Möglichkeit einer preußischen Befestigung. Demnach muß Elbing ebenfalls eine Neugründung des Ordens genannt werden, die dessen Verteidigungsgewohnheiten in der Frühzeit deutlich zum Ausdruck bringt. Leider verschwand auch diese wichtige Burg gänzlich vom Erdboden. 1251 wurde sie an Stelle von Althaus-Kulm Haupt-

haus des Ordens in Preußen und behauptete diesen Vorrang bis zur Übersiedlung des Hochmeisters nach Marienburg im Jahre 1309. Ihre bauliche Ausgestaltung dürfte besonders reich gewesen sein. 1454 beim Zusammenbruch der Ordensherrschaft zerstörten die Elbinger ihre Zwingburg und machten sie dem Erdboden gleich.

Zu den vom Orden an eine andere Stelle verlegten Burgen gehört auch die Christburg. 1234 wurde sie dort gegründet, wo sich der Burgwall Alt-Christburg, eine Abschnittsbefestigung im preußisch-heidnischen Sinne, befindet. 1248 wählte man einen neuen, hochgelegenen Burgplatz in einer Windung des Sorgeflusses, der seiner Eigenart nach ebenfalls einmal als heidnische Befestigung gedient haben könnte. Das Gelände besteht aus einem schmal aufsteigenden, immer breiter werdenden Höhenrücken, dem eigentlichen Schloßberg, und dem vorgelagerten Annaberge, der durch eine tiefe Schlucht vom Schloßberg abgetrennt wird. Möglicherweise hat ursprünglich einmal, wie es bei konsequenter Ausnützung des Geländes der Fall gewesen sein müßte, der Annaberg die Hauptburg getragen. Der Gesamtplan würde dann eine große Ähnlichkeit mit Roggenhausen aufweisen, zumal auch der Annaberg wie der Hauptberg in Roggenhausen eine an ein langgestrecktes Rechteck erinnernde, wohl künstlich zurechtgestutzte Form hat. Das steinerne Haupthaus der Christburg lag jedoch zweifellos auf dem Schloßberge. Verschiebungen von Haupt- und Vorburg kamen beim Ordenswehrbau recht häufig vor, und eine solche könnte in diesem Falle z. B. beim Übergang vom Holz- zum Steinbau stattgefunden haben[23]). Wie dem auch sei, schon die Inkonsequenz in der Geländeausnutzung kennzeichnet eine spätere Entwicklungsphase und zeigt ein langsames Sichfreimachen von dem neben Thorn und Elbing einhergehenden Schema der Abschnittsbefestigung. Da sich von den Burggebäuden der Christburg nur ungenügende Kunde überliefert hat, bleiben alle diese Vermutungen ziemlich unsicher. Im 17. Jahrhundert verfällt die Burg, am Ende des 18. im Zeitalter des nüchternen Rationalismus wird sie wie so viele andere fast restlos abgebrochen.

Die eigenartige Geländeform der Christburg und dazu die im Laufe der ersten Generation immer stärker werdende Tendenz nach regelmäßigerer Zustutzung des Geländes mit Benutzung künstlicher Einschnitte für die Befestigung machen es erst an dieser Stelle vollständig deutlich, daß auch die Anlage des bereits beschriebenen Schlosses Roggenhausen am besten in dieser Zeit zu denken ist. Schon die späten urkundlichen Erwähnungen sprachen für eine Entstehung nach den anderen Konventsburgen des Kulmerlandes. Das Rätsel, welches sich hier wie in Christburg durch das gleichzeitige Vorhandensein von rückständigem Abschnittscharakter und weiterentwickelter Auffassung auftut, könnte vielleicht durch die Annahme gelöst werden, daß in solchen Fällen der Orden kleinere Zwischenbefestigungen, die er zur Verteidigung des Landes in der Frühzeit ebenso notwendig brauchte wie später, an Stelle preußischer Burgplätze errichtet hatte. Dadurch wäre eine Weiterführung der alten Burgtradition von den heidnischen Anfängen bis zur späteren Konventshauseinrichtung und bis in eine Zeit, in der der Orden Abschnittsbefestigungen nicht mehr gern verwandte, möglich geworden.

Als eine der letzten Burganlagen entstand das zweite Schloß in Königsberg. Die erste Gründung erfolgte, wie erwähnt, 1255 nach der Eroberung des Samlandes an Stelle der Preußenburg Twangste. Den Vorstellungen, die der Orden im dritten Jahrhundert der Eroberung bereits von einer seinen Bedürfnissen angepaßten Burgform hatte, konnte die kleine, durch das Gelände

eingeengte Abschnittsburg keineswegs genügen, und es ist daher ohne weiteres verständlich, wenn er sie bereits 1257 dem Bischof von Samland abtritt, um sich auf dem gleichen Höhenzuge unmittelbar neben der alten Burg eine neue zu bauen. Das Gelände des hier breit in die Hochfläche übergehenden, steilen Pregelufers war seinen Formabsichten durchaus günstig. Es läßt sich aus dem Entwicklungszuge der vorhergehenden Burgbauten Thorn, Elbing schon vermuten, wie man

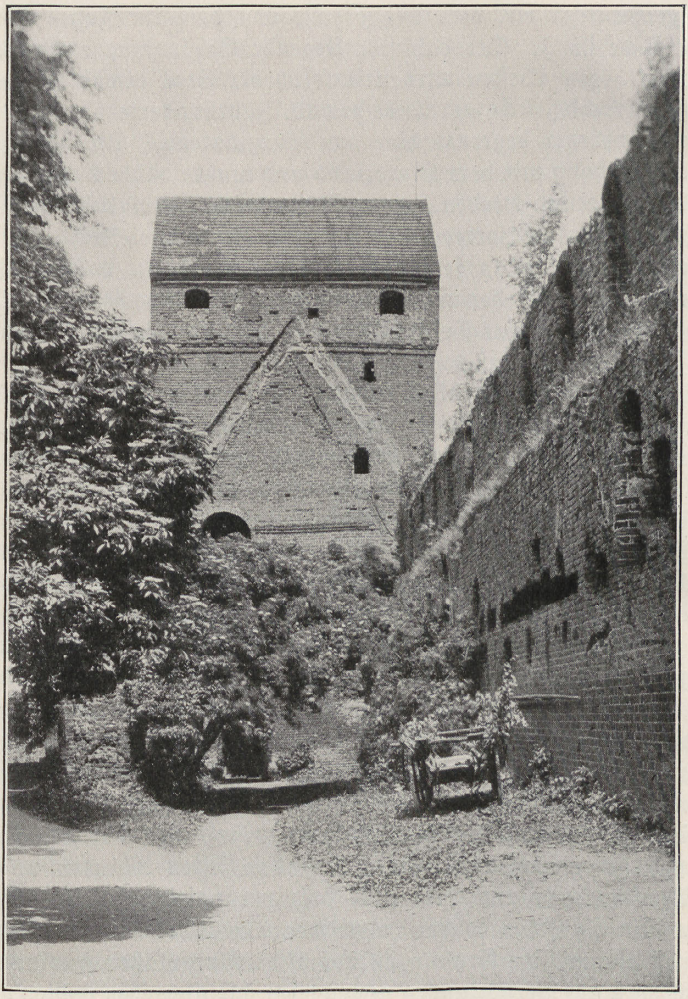


Abb. 5. Balga, Ruine der Vorburg, Innenansicht.

bei dieser gänzlichen Neugründung eines groß angelegten Konventshauses im Gesamtplan vorgehen würde. Und in der Tat bedeutet Königsberg ein Endglied in den ersten Bemühungen um Planmäßigkeit und souveräne Geländebeherrschung. Dabei wird es zugleich der Beginn einer neuen Kristallisation. Um 1258, also am Ende des letzten Jahrzehnts der Eroberungszeit, hat man mit der Errichtung der neuen Burganlage begonnen, am Anfang des folgenden Jahr-

zehnts, kurz vor dem großen Aufstande, dürfte sie fertig geworden sein. Der Ausbau in Stein erfolgte erst später. Der ursprüngliche Grundriß blieb in seiner Einzeldurchbildung nicht mehr erhalten. Nur seine Gesamtform liegt in ihren wesentlichen Merkmalen in dem heutigen Schloßkomplex noch vor, wenn auch spätere Bauten die ursprüngliche Begrenzung an mehreren Stellen verwischen. Die Südgrenze des gesamten Burgplatzes wird durch den Abhang der Höhe nach der Stadt zu festgelegt; die dort befindliche Außenmauer des Gebäudezuges ist wahrscheinlich identisch mit dem Mauerbau, von dem im Jahre 1483 in einer Urkunde die Rede ist[24]). Der dahinter liegende Gebäudezug entstammt erst dem 16. Jahrhundert. Im Westen wird urkundlich der Stock erwähnt, den man beim Bau der jetzigen Schloßkirche am Ende des 16. Jahrhunderts abreißt. Ein natürlicher Geländeeinschnitt begrenzt hier das Bergplateau. Die Nordgrenze besaß ebenen Zusammenhang mit dem Hinterland und mußte daher durch Grabenhindernis künstlich abgetrennt werden. Hier stehen noch mittelalterliche Gebäudezüge in den verschiedensten Stilformen aus dem 14., 15. und vielleicht sogar noch aus dem 13. Jahrhundert. Das jetzige Oberlandesgericht an der Nordseite gehört ebenfalls in den Komplex des mittelalterlichen Burgplatzes[25]). Im Osten durchschnitt wieder ein Graben das Gelände zwischen dem ältesten Schloß und dem neuen Burgplatz; sein Verlauf blieb durch Überlieferung bekannt. Dort lag das mittelalterliche Tor, das 1519 urkundlich erwähnt wird. Die Gebäude an der Ostseite entstammen dem 16. Jahrhundert. Nach den Ergebnissen einer im Sommer 1926 unternommenen Ausgrabung hat eine innere Zwischenteilung dieses gesamten Burgplatzes nicht bestanden, so daß die heute noch vorhandenen Grenzen im wesentlichen in die Gründungszeit zurückgehen.

Der Grundriß der Burganlage bildet demnach ein langgestrecktes Rechteck, dessen Winkel nicht immer ganz rechtwinklig sind und dessen Nordseite leichte Knickungen aufweist. In der Ausdehnung des Platzes ist zweifellos eine große Ähnlichkeit mit Elbing vorhanden. Aber trotz der Mauerknickungen und Winkelverschiebungen fällt die strengere Organisation und Rechteckigkeit der Gesamtanordnung auf. Sie erinnert durchaus schon an spätere Burgplätze, Haupt- und Vorburg zusammengenommen, nur daß die erwähnte Zwischenteilung fehlt. In diesen Platz hat man, wie die Ausgrabungen ergaben, ein streng kastellmäßiges Konventshaus erst später und im Vergleich zum entwickelten Burgtypus verhältnismäßig lose und zufällig hineingestellt.

Es wurde schon eingangs betont, daß den festen Mauern und steinernen Gebäuden Befestigungen aus Erde und Holz vorangingen. Eine deutliche Vorstellung von dem Aussehen solcher primitiven Burgbauten des Ordens ließe sich vielleicht durch planmäßige Grabungen auf alten Burgplätzen gewinnen[26]). Einstweilen bleibt man auf Vermutungen angewiesen, die ausgehen müssen von den sichtbaren Überresten früher, nicht in Stein ausgebauter Burgwälle. Sie unterrichten wenigstens über die allgemeinen Verteidigungsprinzipien. Ein derartiger Burgplatz ist z. B. der bereits erwähnte von Alt-Christburg im Kreise Rosenberg. Auch aus späterer Zeit trifft man an vielen Stellen Erdburgen des Ordens, die dann immer an ihrem geradlinigen, rechtwinkligen Grundriß zu erkennen sind, wie z. B. der Burgwall am Wargener Kirchenteich im Samland, während die frühen Anlagen, wie ja schon die Konventshausentwicklung zeigte, sich ganz dem unregelmäßigen, kurvig begrenzten Gelände anschließen. Im Gegensatz zu zweifellos

heidnischen Burgwällen, die nur einen verhältnismäßig flachen Graben als Hindernis kennen, benutzen die Ordensanlagen tiefe, vorgelagerte Gräben mit steilen Rändern und wagerechter Sohle, um durch sie eine möglichst gesteigerte Überhöhung der Wälle zu erreichen. Der Wall selbst, bei den vorgeschichtlichen Burgen oft noch ziemlich niedrig und mit unregelmäßiger Böschung, wird bei den Ordensbauten hoch emporgeschüttet und ganz gleichmäßig und geradlinig abgeböscht[27]). Dieser Unterschied bezieht sich später auch auf die natürlichen Steilhänge: in der Frühzeit ist ihre Regelmäßigkeit bei den Ordensburgen noch nicht so vollständig durchgeführt. Die Anwendung des weiter entwickelten Überhöhungsprinzips, das dem Westen bereits vertraut, dem Osten dagegen noch fremd war, sicherte also dem Orden die fortifikatorische Überlegenheit über den Gegner.

Auf den großen Wällen, die durch ein inneres oder äußeres Gerüst aus Feldsteinen oder Holz noch besonders verstärkt wurden, und auf den ebenso gestalteten kleinen Randwällen der Steilhänge diente die Wallkrone als Wehrgang. Die Körperdeckung geschah durch Planken, wahrscheinlich gespaltene Baumstämme, die dicht nebeneinander in die Erde getrieben wurden. Sie finden z. B. in dem Königsberger Teilungsvertrag zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland vom Jahre 1257 Erwähnung. Auch über die Hausbauten läßt dieser Vertrag und eine Nachricht von der Verlegung der Burg Pottersberg nach Mewe Schlüsse zu. Die Häuser werden jedesmal mit auf die neue Burgstelle genommen, was bei Steinbauten unmöglich, bei Holzhäusern mit sorgfältig behauenen und daher kostbaren Balken erst einen eigentlichen Sinn hat. Man kann an Fachwerkhäuser oder auch an Blockhäuser denken. Häufig finden sich auf ordenszeitlichen Burgbergen vom Feuer gerötete Lehmklumpen mit zahlreichen, dünnen Röhrengängen, die von ausgebranntem Stroh herrühren. Sie liefern den Beweis dafür, daß Fachwerkhäuser mit Strohlehmfüllung bei primitiven Burgen vorkamen[28]). Über die Zahl der Häuser, ihre Lage zueinander und ihre Ausgestaltung im einzelnen läßt sich ohne Grabung Gesichertes nicht mehr feststellen. Zur weiteren Befestigung der Burgen scheint man allgemein Gebück, d. h. Dornenhecken oder ineinander geflochtenes Buschwerk verwandt zu haben. Jedenfalls macht dies die Gründungserzählung der Burg Alt-Thorn und die häufige Erwähnung von Hackelwerk wahrscheinlich.

Die unverkennbare Entwicklung des Ordenswehrbaues schon in den ersten drei Jahrzehnten löst das Problem der frühen Grundrißbildung und schafft dadurch die Grundlage für das Verständnis der späteren Burggestaltung. Es bleibt, wenn man das Resultat der bisherigen Erörterungen noch einmal zusammenfaßt, als Tatsache bemerkenswert, daß die Ritter ausgingen von dem ihnen zwar nicht fremden, aber durch die technischen Fortschritte der Kreuzzugszeit im wesentlichen überholten Typus der natürlich geschützten und zufällig begrenzten Abschnittsburg, einem Typus, den sie im Lande geschickt ausgenutzt vorfanden. Durch ihn trugen Land und Bewohner zunächst vorwiegend zur Burggestaltung bei. Man versteht die Vorliebe der Ordensritter der Eroberungszeit für die einheimische Abschnittsburg, wenn man bedenkt, daß die Gunst natürlich gesicherter Lage, die leicht zu beschaffende Befestigung mit Erde und Holz überhaupt die einzige Möglichkeit abgab, sich schnell und erfolgreich zu verteidigen. Erst der Steinbau und die Absicht auf Steinbau machten unabhängiger von natürlichem Geländeschutz. Den Plan steinernen Burgenbaues wird der Orden aus seinem Heimatgebiete mit

in das eroberte Land getragen haben, und so erklärt es sich, daß schon früh eine unabhängige Auffassung neben der einheimischen Form auftritt. Aber das Alte schleppt bis Balga (1239) und weiter bis zur ersten Gründung Königsbergs (1255) nach, um dann als überholt und nur für die Not des Augenblicks geeignet, gänzlich zu verschwinden. Die neue, selbständige Burgform klingt in Thorn auf (ca. 1236) in Anlehnung an die Kegelburg des Westens. Ihre Gesamtgestalt bleibt ein einmaliger Versuch, der nicht fortgebildet wird. Wichtiger werden für die Entwicklung ihre Lage auf ebenem Gelände am Wasser und die Gestaltung des Platzes der Hauptburg. Dieser Platz mit den ungefähren Durchmessern von 80 und 100 Metern verläuft zwar mit unregelmäßiger Begrenzung, läßt sich aber doch schon in ein Viereck mit mehreren geraden Seiten einordnen. Das erst später groß ausgebaute Burghaus muß sich anfangs dem Platzcharakter gänzlich untergeordnet haben. Schon Elbing (1297) zeigt das Viereck des Burgplatzes klarer durchgebildet, aber noch fehlt der Anlage das Rechtwinklige. Christburg und Roggenhausen bilden Zwischenstationen, Kompromißversuche der beiden herrschenden Auffassungen. In Königsberg erhält dann die fortschrittliche Auffassung das endgültige Übergewicht: der klare, rechteckige Grundriß ist erreicht. Vielleicht dominierte hier ebenfalls wie in Thorn, Elbing, Roggenhausen der Platz, denn auch die Geradlinigkeit der Mauerzüge ist noch nicht bis zur letzten Strenge durchgeführt.

Die Frühstufe bestimmt sich demnach stilistisch durch ihre Auseinandersetzung zwischen der ersten Notform im engen Anschluß an einheimische Gestaltungsweise, der mitgebrachten westlichen und einer bereits aufdämmernden neuen Auffassung, die versuchen mußte, der besonderen militärischen, sozialen und geographischen Lage der Ordensritter Rechnung zu tragen. Im Widerstreit dieser verschiedenen Kräfte werden die Grundlagen geschaffen, auf denen sich eine große Wehrarchitektur aufbauen konnte. Noch äußern sich diese Grundlagen als ein vorsichtiges Vorwärtstasten, aber der einzuschlagende Weg läßt sich namentlich am Ende der Epoche schon deutlich erkennen. Die erreichte Kunstform kann, abgesehen von der Primitivität des Materials, noch nicht bedeutend gewesen sein. Erst der folgenden Generation war es beschieden, die gewachsenen Kräfte zu stärkerem Ausdruck zusammenzufassen.

Die Stilbildung (zweite Generation 1260–1290).

Mit den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts beginnt jene letzte große Auseinandersetzung zwischen den Eroberern und der einheimischen Bevölkerung in dem Aufstande, der ungefähr das ganze Jahrzehnt anfüllt. Während dieses Ringens, das zunächst einmal mit dem Zurückweichen der Ritter auf ihre Hauptstützpunkte einsetzte, zeigte sich bald, wie stark und widerstandsfähig das junge Staatswesen schon geworden war. Nachdem man den Aufstand niedergeworfen hatte, konnte man in den folgenden zwei Jahrzehnten endgültig die Festigung und Einrichtung des Eroberten in Angriff nehmen. Zunächst wurde der Landbesitz nach Osten und Süden abgerundet, 1289 erfolgte die Gründung des östlichsten Konventshauses Ragnit, ein Datum, das dem Zeitabschnitt seinen historischen Abschluß gibt.

In dieser Epoche der Festigung konnte sich auch die Architektur auf dem angebahnten Wege schnell und kraftvoll weiterentwickeln. Es wurden von der zweiten Generation der Ordensritter noch mehrere Konventshäuser neu gegründet, so vor allem Birgelau und Brandenburg, und die für die nächste Epoche durch ihren Steinausbau wichtig werdenden: Marienburg und Lochstedt. Gerade die zweite Generation ist überaus tatkräftig und für die Entwicklung besonders fördernd gewesen. Sie unternimmt nicht nur den Ausbau der älteren Burgen in Stein, sondern löst auch die wichtigste Aufgabe der gesamten Ordensarchitektur, indem sie die endgültige Form für das Konventshaus findet. Als Probleme interessieren auf dieser Stilstufe am meisten der Bauvorgang beim Ausbau der primitiven Burgen, die architektonische Form, die sie dadurch erhalten, sowie die Entwicklung des Konventshauses zum geschlossenen Kastelltypus.

Wenn auch im wesentlichen nur zwei Burgbauten, Birgelau und Brandenburg, den Weg der Weiterentwicklung bezeichnen, so ergibt sich doch ein deutliches Bild von dem konsequenten Werden der endgültigen Konventshausform. Die erste Etappe bildet die Burg Birgelau im Kulmerland. Zum ersten Male Plan 4
erfahren wir bei den Kämpfen des großen Aufstandes von ihrem Vorhandensein. 1263 wird sie von den Aufständischen angegriffen, die Besatzung rettet sich in einen Turm und entgeht so der Vernichtung; ein Beweis, daß dieser Turm bereits aus Stein war, wird damit nicht gegeben, auch Brandenburg hat 1266 noch einen Holzturm. Die Umwallung der Burg war zweifellos noch nicht aus Stein, da man sonst den Platz nicht so leicht erobert hätte. Hennenberger gibt, leider ohne die Quelle zu nennen, 1260 als Jahr der ersten Erbauung an. Von 1270 an kommen Komture in Birgelau vor. All diese Daten sprechen dafür, daß die Burg in den sechziger Jahren, vor dem großen Aufstand, angelegt wurde und wohl bald nach ihrer Eroberung, um 1270, ihren Ausbau und ihre endgültige Geländeform erhielt. Die entwicklungsgeschichtliche Stellung bestätigt diese Annahme.

Birgelau liegt wie Nessau und Balga auf der vorspringenden Ecke einer steil abfallenden Uferhöhe, und zwar über dem Weichseltal. Aber zwei auffallende Unterschiede in der Geländebenutzung machen sich sofort bemerkbar. Die Abhänge

des Burghügels sind künstlich zurechtgestutzt, so daß sie geradlinig und rechtwinklig verlaufen. Ein einziger Hakengraben schneidet die Ecke ungefähr rechtwinklig heraus. Das so entstandene Burggelände zerfällt durch einen Quergraben derart in Haupt- und Vorburg, daß, obwohl es sich um ein ausgesprochenes Abschnittsgelände handelt, die Hauptburg nicht mehr in ganzer Breite konsequent von der Vorburg geschützt wird, sondern diese parallel geordnet neben der Hauptburg liegt. In dieser Inkonsequenz der Anordnung äußern sich noch stärker jene Merkmale weiterentwickelter Auffassung, die bereits bei der Christburg auftraten. Der Burgplatz dürfte heidnischen Ursprungs sein, wenn auch die verschiedentlich angenommene Identität mit der 1232 eroberten Pipinsburg unbeweisbar bleibt.

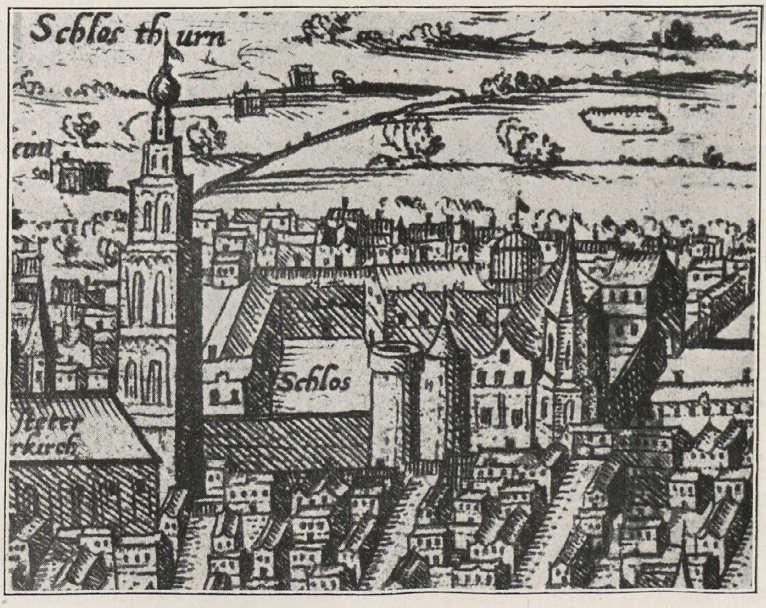


Abb. 6. Älteste Ansicht des Königsberger Schlosses.
1. Viertel 16. Jahrh. Nach Braun.

Vielleicht hat auch hier ein militärischer Zwischenposten die Befestigungstradition bis zur Errichtung des Konventshauses in den sechziger Jahren weitergetragen. Von besonderer Wichtigkeit für die Weiterentwicklung wird die Form der Hauptburg. Ihren Platz rahmt merkwürdigerweise rundherum ein besonderer Hausgraben ein, der auch an den Hügelrändern und am Abschnittsgraben entlang läuft. Diese Anordnung kommt sonst nicht mehr vor und bezeichnet wohl noch ein Tasten nach den neuen Befestigungsformen, bleibt also Zeichen einer Übergangszeit. Die Hauptburg besitzt fast quadratischen Grundriß, zwei Häuser an den Steilrändern stoßen genau rechtwinklig aufeinander, die beiden anderen häuserlosen Mauerseiten werden dagegen etwas schräg, die eine mit leichter Knickung, aufeinander zugeführt. Um die Hauptburg läuft zwingerartig, immer im gleichen Abstand, der von einer Wehrmauer begrenzte Parcham. Die länglich rechteckige Vorburg wird von geraden Mauerzügen umschlossen, von denen drei rechtwinklig zueinander stehen, während die vierte schräg auf das Hauptburggebiet stößt. Der

Grundriß von Birgelau liegt in den ruinenhaften Mauerzügen und Resten der Burghäuser noch heute fest.

Die Burganlage von Birgelau zeigt gegenüber der älteren von Königsberg wesentliche Züge einer Fortentwicklung. Noch größere Regelmäßigkeit äußert sich in ihrem System und in den baulichen Einzelheiten. Die Burgform ist geschlossener, einheitlicher. Die Häuser, selbst wenn sie zunächst noch aus Holz waren, wirken in weit stärkerem Maße mitbestimmend für den Gesamteindruck. Das kann allerdings mit den verschiedenen Zwecken der beiden in Vergleich stehenden Burgen zusammenhängen: Königsberg als Kriegsburg und Ausfalltor nach dem Osten brauchte ausgedehnten Lagerraum, Birgelau war nur eine kleine, militärisch kaum sehr bedeutende Konventsburg. Sie schließt sich in ihrem Aufbau stärker an den Typus des Haupthauses von Kulm an, dessen Einzelbauten sich aus Platzmangel eng zusammendrängten. Trotzdem liegt die Grundrißform der Birgelauer Burg im Zuge der Entwicklung. Zum ersten Male tritt hier wenigstens in der Idee das Quadrat von der später üblichen Ausdehnung faßbar auf. Ein einziger Hausflügel hat die Beherrschung der Burgseite übernommen. Birgelau bildet also nach der augenblicklichen Kenntnis der Denkmäler die erste primitive Ausprägung des späteren Kastelltypus und dürfte diese Form um 1270 mit dem Ausbau in Stein erhalten haben.

Das Endglied des Umbildungsprozesses zum geschlossenen Kastell bezeichnet vielleicht die Brandenburg im Gebiete Natangen. 1266 wurde sie vom Markgrafen Otto von Brandenburg in der Ecke am Einfluß des Frischings in das Frische Haff gegründet, kurz darauf von den aufständischen Preußen zerstört, um dann 1267 wieder erneuert zu werden. Die erste Einrichtung des Burgplatzes fällt demnach an das Ende der sechziger Jahre, während der steinerne Ausbau, der erst endgültig die Form festlegte, noch eine Reihe von Jahren hinausgeschoben werden muß. In Brandenburg liegt wie in Birgelau die Vorburg bereits neben der Hauptburg und wird nicht als vorgeschobener Riegel verwandt. Sie nimmt sogar die von Frisching und Haffkanal geschützte Ecke ein, während die Hauptburg nur durch den beide Burggebiete begrenzenden Hakengraben von der niedrigen Ebene des Hinterlandes abgetrennt wird. Das Gebäude der Hauptburg bildete ein langgestrecktes, regelmäßiges Rechteck inmitten des parallel geordneten Parchams, der nur nach der Vorburgseite zu etwas breiter verlief. Zu den beiden rechtwinklig aufeinander stoßenden Burghäusern von Birgelau sind in Brandenburg noch die beiden anderen hinzugekommen, so daß sich das Rechteck zu einer baulichen Einheit zusammenschließt. Im Vergleich mit allen späteren Burgen bleibt dem Innenhof noch eine verhältnismäßig große Ausdehnung, wodurch sich vielleicht ein Rest der vorhergehenden altertümlichen Anlage zu erkennen gibt. Abgesehen von dieser Rückständigkeit ist die Kastellform fast vollständig erreicht. Leider wissen wir über den Aufbau der für die Entwicklung so wichtigen Brandenburg nur wenig Greifbares. Nachdem sie noch einmal in nachmittelalterlicher Zeit ausgebaut worden war, zerfiel sie seit 1776 immer mehr und wurde schließlich gänzlich abgetragen. Die Reste der Bodenmauern hat Steinbrecht 1887 ausgegraben.

Während, wie gezeigt wurde, in den ersten Jahrzehnten der Eroberungszeit Burggebäude und Außenbefestigungen noch durchweg aus Holz errichtet waren, setzt am Ende der Frühstufe der steinerne Ausbau der Konventshäuser allmählich

ein, um dann bei der zweiten Generation ziemlich allgemein zu werden. Nach dem einheitlichen Eindruck, den die erhaltenen späten Ordensburgen noch heute machen, stellt man sich in der Regel auch den Ausbau der frühen Burgen nach einem einheitlichen Plane, gewissermaßen aus einem Guſſe vor. Aber schon allgemeine Erwägungen und erst recht eingehende Untersuchungen verdeutlichen, daß die Errichtung der ersten Steinburgen in einem allmählichen Nacheinander erfolgte. Die frühe Burgform des Ordens steht der mitteleuropäischen Allgemeinentwicklung noch außerordentlich nahe. Erst später geschieht, wie bereits ersichtlich wurde, die Loslösung zur Eigenbildung. Bei den Burgen des Westens, namentlich bei den Bergburgen, kommt ein schneller, nahtloser Bauvorgang nur selten und dann meist in der Spätzeit der Entwicklung vor. Gewöhnlich bilden die Bergfrite den ältesten Bestandteil der Befestigung, worauf schon oft ihre romanische Stilform hinweist. Auch die Ringmauern gehen in der Regel auf recht frühe Entstehungszeit zurück, während die Innenbauten, die Burghäuser, ihrem Stilcharakter nach häufig auf spätere Erbauung schließen lassen. Nur Kapelle und Palasbauten machen zuweilen eine Ausnahme und werden mitunter schon gleichzeitig mit dem Bergfrit oder im unmittelbaren Anschluß an ihn errichtet. Der Bauvorgang war also folgender: zunächst sorgte man für den Schutz des Burgplatzes, indem man die Mauern und den Turm als beherrschendes Bollwerk aufführte. Dann erfolgte die Inneneinrichtung, wobei man auf Kult- und Repräsentationsraum alle Kräfte verwandte. Für die Wohnhäuser und Nebengebäude benutzte man noch bis in das späte Mittelalter hinein primitives Material und leichte Bauart.

Im Ordenslande waren die Verhältnisse einem frühen Ausbau in Stein besonders ungünstig. Die Kriegswirren der Eroberung und der Aufstände können unmöglich viel Zeit und Kraft für die Organisation eines umfangreichen Baubetriebes übrig gelassen haben. Zudem fehlten in dem Lande, das noch keinen Steinbau kannte, fast alle Vorbedingungen: die nötigen Einrichtungen und besonders die geschulten Bauhandwerker. Schon früh scheinen die Ordensleute daran gedacht zu haben, sich das Fehlende zu verschaffen. Ziegelscheunen und steinerne Kirchenbauten treten bereits am Anfang der Eroberungszeit auf[29]). Die ersten urkundlichen Baunachrichten auf dem Gebiete der Wehrarchitektur fallen in das letzte Jahrzehnt der ersten Generation. Charakteristischerweise beziehen sie sich nicht etwa auf den Bau von Steinhäusern, sondern nur auf Mauer- und Turmbauten. Es lag in dem eben eroberten Lande besonders nahe und entsprach zweifellos mitgebrachten Baugewohnheiten, die noch geringen Kräfte nicht in umfangreichen Wohnbauten zu verzetteln, sondern zunächst einmal die Burgplätze selbst durch Anpassung an weiterentwickelte Verteidigungseinrichtungen uneinnehmbar zu machen. Schon aus diesen Gründen müssen Ringmauern und Türme als erste Steinbauten der Ordensburgen angenommen werden. An die eigene Bequemlichkeit dürften die Ordensritter erst zuletzt gedacht haben. Nach der militärischen Sicherung war es ihrer religiösen Einstellung angemessen, für ein würdiges Gotteshaus zu sorgen.

In der Tat läßt sich dieser Bauvorgang durch die frühen Bauurkunden, so spärlich sie auch sind, restlos belegen. Dem Ordenshause Thorn überließ 1255 Bischof Heinrich von Samland Bücher und anderes Besitztum mit der Bestimmung, ihr Erlös solle für den Bau des Turmes und der Burgmauer Verwendung finden.

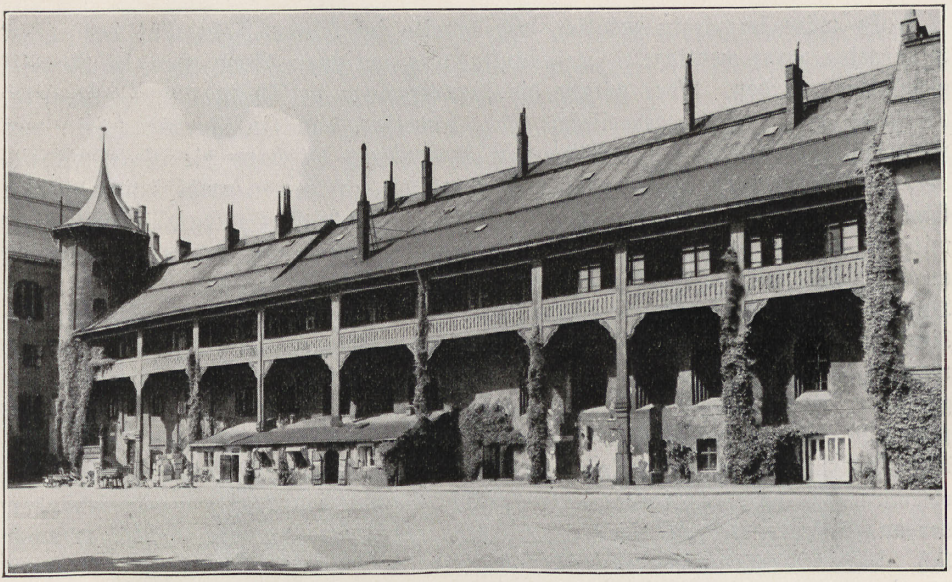


Abb. 7. Königsberg, Hofansicht des mittelalterlichen Vorburghauses.

Noch durch eine zweite Stiftung desselben Jahres fördert der Bischof den Bau der Burg Thorn. Er gibt 10 Mark, damit der Turm vollendet und die Mauer errichtet werden könne. Mit dem Ausbau im Innern dürfte man erst in den sechziger Jahren begonnen haben, 1263 fordert nämlich Bischof Anselm von Samland als Legat des Papstes die Gläubigen zu Beiträgen für den Neubau der Burgkapelle in Thorn auf, die „auf besonders kostbare Weise" errichtet werden soll[30]). Besonders kostbar war in dem Koloniallande der Steinbau, und die ganze Nachricht läßt sich nur dann wirklich verstehen, wenn man annimmt, daß bereits eine alte Kapelle aus Holz vorhanden war, die neue aber in Stein ausgeführt werden sollte.

Königsberg führte seine Burgmauern ein paar Jahre später auf als Thorn. 1257 erfahren wir aus dem schon einmal erwähnten Teilungsvertrag zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland, daß auf dem Platz für die neue Burganlage bereits die Steine für den Neubau liegen. Man hat daraus immer auf einen Ausbau der gesamten Burg geschlossen. Aus einem Zusatzvertrage vom Jahre 1258, der die Ausführung der Teilung genauer regelt, geht jedoch hervor, daß die Ordensleute einen großen Teil der hölzernen Wohngebäude aus der alten Burg in die neue mit hinüber nehmen[31]). Die Steine können also, was ja auch aus allgemeinen Gründen nahe liegt, nur zum Mauer- und vielleicht noch zum Turmbau gedient haben. 1263 werden in einer Urkunde die Mauern der Burg erwähnt. Noch für Peter von Dusburg, der um 1326 seine Chronik schrieb, muß der Eindruck einer Mauerbefestigung mit Türmen maßgebend gewesen sein, denn er nennt nachdrücklich zwei Mauerringe und neun „steinerne Türme". Von den Burghäusern sagt er dagegen nichts, was vielleicht als Zeichen dafür angesehen werden darf, daß sie noch zu seiner Zeit infolge ihrer architektonischen Bedeutungslosigkeit im Gesamteindruck der Burganlage zurücktraten[32]).

Es wäre immerhin möglich, daß bereits im letzten Jahrzehnt der ersten Generation ganz vereinzelt Steinhäuser von geringen Ausmaßen in Angriff genommen wurden. Aber gerade die Bauvorgänge in Thorn und Königsberg, die beide ganz zufällig überliefert sind, beweisen, daß ein Vorhandensein von Holzgebäuden innerhalb der steinernen Umwallung durchaus die Regel bildete. War in Thorn 1263 die Kapelle noch aus Holz, so können wohl kaum größere Steinhäuser fertig neben ihr gestanden haben. Sie dürften allenfalls gleichzeitig mit der Kapelle errichtet worden sein, wahrscheinlicher noch hat man sie, wofür auch der Bauzustand spricht, später nach und nach hinzugefügt. Holzhäuser in Burgen lassen sich ebenso wie ganze Holzburgen bis tief in das 14. Jahrhundert hinein nachweisen. Sie wurden sogar noch lange für besonders wertvoll gehalten, was sie ja auch in der Tat durch ihre behauenen Balken angesichts der geringen geschulten Arbeitskräfte waren. Übertragungen der Holzhäuser von einem Burgplatz zum anderen wie in Königsberg werden auch sonst noch überliefert. Die auf diese Weise erfolgte Verlegung der Burg Pottersberg nach Mewe wurde schon erwähnt. Es wird dabei ausdrücklich gesagt, die eine Burg sei mit den Gebäuden der anderen errichtet worden. Steinbauten zu übertragen war gänzlich unmöglich. Man bedenke nur, welche Schwierigkeiten es heute noch verursacht, das feste Mauerwerk der Ordenszeit zu zerstören. Auch die wiederholt überlieferte Nachricht von der Übertragung der Burg Zantir nach Marienburg kann in Analogie zum Bau von Mewe nur dahin verstanden werden, daß man die wertvollen, behauenen Balken und die Planken der Außenbefestigung auf dem Wasserwege nach dem neuen Burgplatze schaffte, um möglichst schnell gesicherte Unterkunftsräume zu besitzen. Wenn man sich bei so bedeutenden Konventshäusern wie Rheden und Ragnit und bei zahlreichen kleineren, für die Landesverteidigung nicht weniger wichtigen Burgen, wie z. B. Osterode, Tapiau u. a. bis tief in das 14. Jahrhundert mit Holzbauten behelfen konnte, so ist es durchaus verständlich, daß man in den schweren Jahrzehnten der Eroberung und der Aufstände zunächst nur das Notwendigste in Stein errichtete, um sich im übrigen mit leichteren Wohngebäuden zu begnügen. Man braucht sich übrigens solche Gebäude nicht allzu primitiv vorzustellen. Der Orden wird es verstanden haben, auch mit dem geringeren Material recht feste und wohnliche Bauten herzustellen.

Holzhäuser innerhalb der steinernen Ummauerung der Frühburgen scheinen in der Regel einzeln, wohl entsprechend ihrer Bedeutung, durch Steinbauten ersetzt worden zu sein. Das dadurch entstandene Gesamtbild dürfte mit westdeutschen Bergburgen große Ähnlichkeit gehabt haben. Aber auch diese ersten Steinbauten genügten anscheinend später mitunter den Anforderungen nicht mehr und mußten dann durch umfangreichere Neubauten abgelöst werden. Baunachrichten und noch vorhandene Reste geben darüber einige Auskunft.

Was die Reste anbetrifft, so sind sie im Vergleich mit dem ursprünglichen Bestand leider so dürftig auf die Gegenwart gekommen, daß sich nur mühsam und unvollkommen ein Bild des Verlorenen gewinnen läßt. Die für die Entwicklung so wichtige Burg Althaus-Kulm besitzt nicht einmal mehr soviel von ihren Fundamenten, daß man den Gebäudegrundriß zu klären vermöchte. Flüchtige Pläne aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeichnen einen fünfflügeligen, unregelmäßigen Bau, leider so schematisch, daß über die einzelnen Hausflügel nichts ausgesagt werden kann. Eine Zusammenstellung von vielleicht vorhandenen Nachrichten

aus spät- und nachmittelalterlicher Zeit fehlt noch. Wie Althaus-Kulm sind auch die Burgen Christburg und Roggenhausen infolge ihrer geringen Überbleibsel einer baugeschichtlichen Untersuchung nicht zugänglich.

Das Ordenshaus zu Thorn wurde von der aufständischen Bürgerschaft so gründlich zerstört, daß nur spärliche Ruinen über dem Erdboden stehen blieben. In späteren Zeiten wurden sie weiter abgetragen. Die Fundamente unter der Erde sind nicht so wissenschaftlich untersucht, wie es wünschenswert wäre. Auch hier müssen alte Karten mit dem noch deutlicher erkennbaren Grundrisse der Burg herangezogen werden. Der südliche Teil des Haupthauses, ein unregelmäßiges Viereck, scheint von vier Gebäudeflügeln begrenzt gewesen zu sein. Der nördliche dreieckige Komplex besaß, nach den Resten zu urteilen, ebenfalls Randhäuser. An der Ostseite haben sich gerade von der Ansatzstelle beider Teile noch ziemlich hoch aufragende Mauerreste mit Raumandeutungen erhalten.

Abb. 8. Königsberg, Remter im mittelalterlichen Burghause.

Ein Saal des viereckigen Haupthauses war an dieser Stelle, wie die Formen der Ruinenecke erkennen lassen, zweischiffig und mit Kreuzgewölben überdeckt. Steinbrecht spricht ihn als Kapitelsaal an. Die Formsteine seiner Rippen und Fenster zeigen noch schwere Profilierungen, ähnlich denen in Balga und Brandenburg. Sie lassen auf eine Entstehungszeit um 1280 bis 1290 schließen. Das Gebäude des vorgelagerten dreieckigen Burgteiles war wesentlich schmaler, im Untergeschoß besaß es plumpe, altertümliche Gratgewölbe, darüber einen Raum mit flacher Decke. Die geringe Größe und die Einfachheit der Gestaltung deutet auf recht frühe Entstehungszeit. Berücksichtigt man zudem, daß der Danzker, der immer mit den Hauptwohnräumen in Verbindung stand, gerade an dieser Stelle ansetzt, dann liegt es nahe, hier die ersten Burghäuser zu suchen. Die südlich anschließenden Teile wären dann als spätere Erweiterungen hinzugekommen. Die Vermutung eines zeitlich auseinanderliegenden Bauvorganges wird urkundlich

durch die Erwähnung eines „alten Remters“ im Jahre 1453 gestützt. Dieser alte Remter kann, wie auch schon von anderer Seite angenommen wurde, nur in dem schmalen Burgteile gelegen haben[33]). Der neue Remter, für den man größere Breite voraussetzen muß, gehörte dann zweifellos zu den späteren Neubauten im Südteile.

Außer Mauer- und Torresten stehen von der Burg Thorn noch zwei Nebenbauten aufrecht. Ein Stauwerk an der Weichselseite sperrte die Bache, die den Stadtgraben durchfloß, und mag im Obergeschoß, das einen dreijochigen, kreuzrippengewölbten Saal mit hohen, schmalen Fenstern enthielt, auch Wohnzwecken
Abb. 2 gedient haben. Die Erbauungszeit bleibt unsicher. Das zweite Bauwerk, der Danzkerturm, gibt eine nur bei Deutschordensburgen so stark und eigenartig ausgeprägte Einrichtung wieder. Vom Burghause aus führt ein spitztonnengedeckter Gang mit Seitennischen, die Schießscharten enthalten, über zwei mächtige Bögen zum Turm. Dieser erhebt sich, im unteren Teile viereckig, auf zwei Mauern wie auf Stelzen, zwischen denen die Abzweigung der Bache durchfließt. Der Turmkörper scheint im oberen Teile ursprünglich achteckig gewesen zu sein, viereckige Ecktürmchen flankierten ihn. Reiche dekorative Gliederung durch Nischen, Stromband und Rautenmuster läßt an spätere Erbauungszeit, etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts denken. Doch steht dieser Turm wohl an Stelle einer älteren Einrichtung. Verwandt wurde er als Abortanlage, Danzker genannt. Daneben diente er im Obergeschoß auch zur Verteidigung[34]).

Auch die Burg Graudenz ist durch ein ungünstiges Schicksal fast völlig vom Erdboden verschwunden. Nach der überlieferten Kenntnis des Baubestandes müssen ihre Gebäude ebenfalls verschiedenen Entstehungszeiten angehört haben. Das Haupthaus lag, dem unregelmäßigen Gelände angepaßt, mit vier Flügeln um einen kleinen Hof. Plan und Abbildung aus dem Jahre 1656, sowie eine genaue, von Steinbrecht anschaulich ausgewertete Baubeschreibung von 1739 bieten dem Versuch, eine Vorstellung von dem ursprünglichen Aussehen zu gewinnen,
Abb. 3 fast den einzigen Anhalt. Nur der Klimek, der große runde Bergfrit, steht noch bis etwa zu zwei Dritteln seiner Höhe. Er hat seinen Platz auf einer Burgecke am Weichselufer stromaufwärts. In geringem Abstand schlossen sich an ihn im Süden und Osten Burghäuser an. Der Klimek gibt das erste Beispiel eines jener preußischen Burgtürme, die als Hauptbollwerke die ganze Verteidigungskraft zusammenfaßten. Beinahe die Hälfte seiner ursprünglichen Höhe bleibt räumlich unausgenutzt und wird nur durch einen schmalen, runden Schacht von ungefähr einem Viertel des gesamten Durchmessers ausgehöhlt. In das obere Ende dieses Schachtes, der früher einmal mit einem Gewölbe abgedeckt war, mündet mehr als 13 Meter über dem Erdboden der ursprüngliche und einzige alte Eingang. Eine Zugbrücke verband ihn mit einer Öffnung in der Außenmauer des benachbarten Burghauses, von dessen Wehrgang er also zugänglich war. Mit dem Eingangsgeschoß beginnt in der Mauerdicke des Turmes die steinerne Wendeltreppe, die zu den oberen Stockwerken und auf die Turmhöhe führte. Erhalten hat sich ein einziges Geschoß über dem Eingang, dessen Innenraum, von geringer Ausdehnung, eine Fortsetzung des unteren Schachtes bildet und nur durch ein paar Mauernischen erweitert wird. Auch in den höheren Stockwerken dürfte sich die Größe des Mittelraumes kaum wesentlich verändert haben, ähnlich wie bei dem ebenfalls runden, später erbauten Schwetzer Schloßturm. Als Bekrönung gibt

die Ansicht von 1656 einen Zinnenkranz an. Da im 14. Jahrhundert die Bergfrite immer leichter und aufgelöster werden, muß der Graudenzer Turm wegen seiner kompakten Schwere noch dem 13. Jahrhundert angehören. Während der zweiten Stilstufe dürfte er allerdings kaum erbaut sein. Es sieht so aus, als seien damals nur kleinere Türme, nicht eigentliche Bergfrite entstanden. Denn merkwürdigerweise wird für keine der zu jener Zeit ausgebauten Burgen, weder für Althaus-Kulm, noch für Thorn, Elbing, Balga, Königsberg, Birgelau durch Reste oder Urkunden ein Hauptturm bezeugt. Dagegen blieb die Kunde von kleineren Türmen in Elbing, Balga und anderen Orten erhalten. Erst mit Brandenburg und den Bauten, die mit der Marienburg entstanden, scheint der Turmbau im Sinne des Klimek zu beginnen.

Soweit es sich heute noch aus den Überlieferungen erkennen läßt, ordneten sich die Burghäuser von Graudenz nach ihrem baulichen Wesen in zwei Gruppen. An der Nord- und Ostseite weichselwärts müssen nach Plan, Abbildung und Beschreibung Gebäude von mehr untergeordneter Bedeutung und geringerem architektonischen Ansehen gestanden haben. Der Weichselflügel enthielt des Komturs Gemach, das 1388, wie Johann von Posilge berichtet, abstürzte. Von diesem Flügel aus führte ein Bogen zum Danzkerturm. Nord- und Ostflügel zeigen auf der Abbildung von 1656 keine größeren Fensteröffnungen, was vielleicht auf nachmittelalterliche Vermauerung zurückgeführt werden kann. Die Luken des Wehrganges laufen gleichmäßig unter dem Dachrande entlang. Deutlich wird die Trennung der beiden Flügel in zwei selbständige Häuser mit eigener Bedachung sichtbar. Es hat sich bei diesen Häusern wohl kaum um Neubauten gehandelt, wie bei dem noch zu beschreibenden vierten Flügel der Marienburg. Ihre Höhe

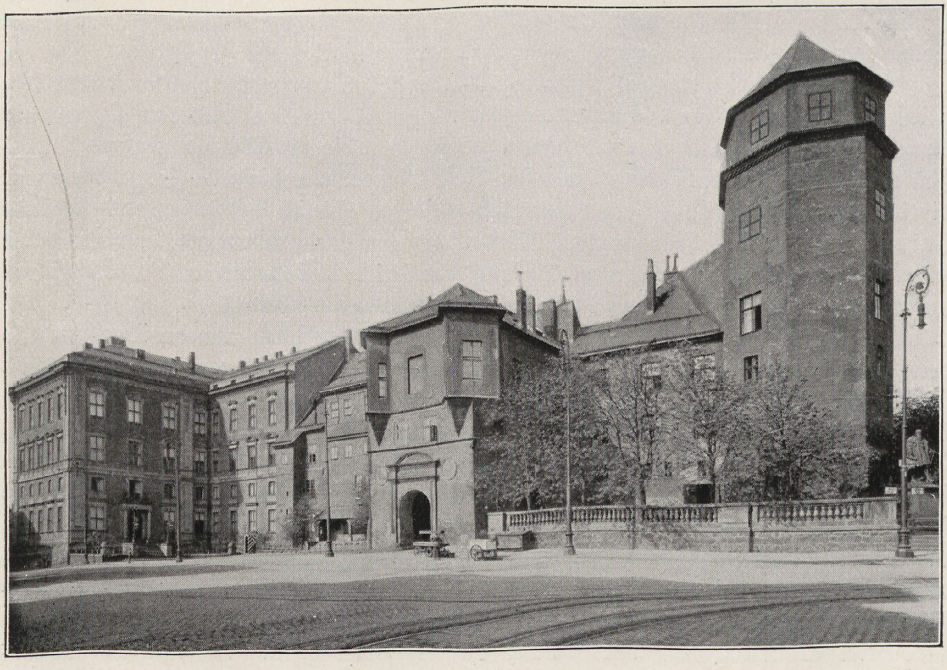


Abb. 9. Königsberg, Ostansicht des Schlosses mit dem Haberturm.

und ihr Satteldach sprechen dagegen. Wenn nun diese gegensätzlichen Merkmale: räumliche Bedeutungslosigkeit, nach der Beschreibung von 1739, und selbständiger Burghauscharakter, nach der Abbildung, zusammenkommen, so bleibt in Analogie zu Thorn und später zu erwähnenden Vorgängen eigentlich nur die Annahme übrig, daß diese beiden Flügel und vielleicht der dritte an der Flußseite in ihrer Bestimmung degradierte, älteste Burghäuser waren. Es dürfte ohne weiteres einleuchten und ist auch bereits von Toeppen und Steinbrecht ausgesprochen worden, daß die wichtige und frühe Burg Graudenz schon recht bald Steinbauten erhielt. Gestützt wird die Annahme älterer Häuser vor allem durch die Tatsache, daß später ein Bau errichtet wurde, der fast alle Räumlichkeiten enthielt, die schon die frühe Burganlage nicht entbehrt haben kann. Nach einem Visitationsbericht vom Jahre 1667 wurde nämlich unter Gottfried von Hohenlohe um 1290 die Kapelle erbaut[35]). Beim Orden scheint es, wie aus einer erhaltenen Bauinschrift in Marienburg und aus anderen Berichten hervorgeht, allgemein üblich gewesen zu sein, die Erbauungszeit der Kapellen inschriftlich festzulegen. Der Visitationsbericht muß seine Angabe aus einer solchen Inschrift geschöpft haben. Glücklicherweise blieb die Kenntnis von diesem Kapellenbau durch eine Abbildung erhalten. Die Kapelle lag am Ostende des Südflügels, der sich an der Stadtseite der Vorburg lagerte. Er enthielt den Torweg zum Burghof und im Hauptgeschoß neben der Kapelle Kapitelsaal und Remter. Eine derartige Häufung von Räumen in einem Flügel erscheint außerordentlich merkwürdig. Später gibt es ein festes Schema, nach dem höchstens zwei Haupträume auf eine Hauslänge verteilt werden. Die Außenanordnung des Baues, der selbstverständlich mit der Kapelle gleichzeitig um 1290 errichtet sein muß, trägt bereits alle Merkmale der folgenden Stilstufe, an deren Beginn ihn ja auch die Datierung setzt. Er wurde zweifellos damals aufgeführt, weil die mehrere Jahrzehnte älteren Gebäude und Räume den erweiterten Ansprüchen nicht mehr genügten.

Auch Graudenz wurde demnach erst allmählich ausgebaut. Der ersten der beiden noch erkennbaren Bauzeiten gehörte wohl wie an anderen Orten die Außenmauer an. Unmittelbar daran dürfte sich die Errichtung einiger Burghäuser geknüpft haben. Man kann für diese Bauperiode dieselbe Zeit annehmen, die für Thorn und Königsberg urkundlich feststeht, nämlich das sechste und siebente Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Wiederum an Thorn erinnernd, erfolgte dann in einer zweiten Bauperiode zu Anfang der dritten Generation die Anpassung an modernere Verhältnisse.

Plan 2 Die Reste der Engelsburg bestehen im wesentlichen aus drei Kellern und den Überbleibseln der Toranlage. Sie gehören zum Haupthaus und liegen dicht am Abschnittsgraben. Der kleinere Keller stößt mit einer Stirnwand an den Graben und verläuft quer zu dem längsgelagerten großen Keller. Den Querkeller von 6 Metern Breite und 15 Metern Länge überdeckt eine Tonne. In beiden Stirnseiten befinden sich Lichtöffnungen, das zugehörige Haus hat also ursprünglich frei gestanden. Engelsburg war sehr lange, bis 1415, Komturei, kann also nicht unbedeutend gewesen sein. Bei der Enge des Burgplatzes müssen sich unbedingt an dieses Haus weitere Häuser angeschlossen haben, die aber, wegen der Lichtöffnungen, wohl erst später hinzukamen. Die schmale Hausbreite wirkt außerordentlich altertümlich. Der zweite, am Graben entlang verlaufende Keller dagegen besitzt die bei späteren Bauten übliche Breite von 9 Metern bei einer

Länge von 18 Metern. Nach sicheren Überlieferungen befand sich im zugehörigen Hause die Kapelle. Nach dem gleichen Visitationsbericht von 1667, der auch die Burg Graudenz beschreibt, hat diese Kapelle die ganze Hauslänge eingenommen. Als Erbauungszeit wird das Jahr 1339 angegeben. Neben dem Kapellenkeller erheben sich die Reste eines recht einfachen Torbaus: ein kurzer Torweg mit kleiner Pförtnerzelle und über diesem Unterbau ein zweijochiger kleiner Raum mit altertümlichen Kreuzgewölben, deren Rippen anscheinend später eingezogen wurden. Auch diese Toranlage dürfte wie der kleine Keller einer frühen Entstehungszeit angehören.

Abb. 10. Königsberg, Der Schloßturm.

Die geringen Trümmer kennzeichnen trotz ihrer Dürftigkeit recht anschaulich den Bauvorgang. Wie bei anderen Burgen, wird zunächst ein Mauerring entstanden sein, zu dem wohl das noch erhaltene Tor gehörte. In unmittelbare zeitliche Folge dazu muß das isolierte Steinhaus gesetzt werden. Dieses Haus ist das einzige im gesamten Burgkomplex, bei dem die Orientierung von Westen nach Osten möglich war. Da nun sicherlich schon vor 1339 eine Kapelle vorhanden war, ist vielleicht die Annahme berechtigt, daß sie sich in dem kleinen Steinhaus befunden hat. Wenn es die Umstände irgendwie zuließen, wurden in der Ordensarchitektur die Kulträume immer in der üblichen Weise von Westen nach Osten angelegt. An dieses Steinhaus reihten sich dann wahrscheinlich zunächst Holzhäuser oder Fachwerkbauten an, mit den erforderlichen anderen Burgräumen. 1339 endlich, als die alte Kapelle den Bedürfnissen nicht mehr genügte, wurde sie wie in Graudenz neu gebaut. Dieser ganze Bauvorgang, der vielleicht mit dem Material, das die Engelsburg liefert, allein noch nicht genügend gestützt erscheint, findet seine restlose Bestätigung im Gesamtbilde der frühen Burgenentwicklung, die sich sicherlich nicht zufällig bei den verschiedensten Bauten wiederholt[36]).

Fast gänzlich ungeklärt blieben bis jetzt Anlage und Bauentwicklung der Burg Elbing. Toeppens und Steinbrechts Ansicht, wonach die Hauptburg südlich vor dem Zuge der Stadtmauer, die Vorburg dagegen in der südwestlichen Stadtecke innerhalb der Ummauerung lag, erregt schon deshalb einige Zweifel, weil eine so ungewöhnliche Anordnung und Trennung der beiden Burgteile in der immer klaren Ordensarchitektur schwer vorstellbar ist. Nun hat auch bereits Schmid nachgewiesen, daß in der Tat das Haupthaus in der Stadtecke lag. Wahrscheinlich hat sich auch die Vorburg, falls sie überhaupt vorhanden war, dort befunden. Ein auf dieser Burgstelle ausgegrabener Keller zeigt Formen des 14. Jahrhunderts. Auch lassen sich Formsteine von anderen Bauten derselben Zeit aufweisen. Bei dem Alter und der Bedeutung der Burg Elbing darf es aber als selbstverständlich gelten, daß auch ältere Gebäude, und zwar solche, die gleichzeitig mit den ersten Bauten in Thorn und Königsberg entstanden, vorhanden waren. Weitere Ausgrabungen würden wohl diese Vermutung bestätigen. Damit ordnet sich auch Haus Elbing in die für die Frühburgen charakteristische mehrphasige Bauentwicklung ein.

Plan 3 Bessere wissenschaftliche Grundlage bietet die Burg Balga, und zwar dank den Ausgrabungen durch Steinbrecht. Das ganz unregelmäßige, vieleckige Haupthaus besteht nach den Fundamentresten wiederum aus zwei ungleichen Baugruppen. Nach der Vorburg zu lag ein dreiflügeliger, stumpfwinklig gebrochener Gebäudezug und schloß fast die ganze Landseite von der Hafküste ab. Durchgehende Mauerzüge lassen ihn als eine bauliche Einheit erkennen, nicht einmal an den Knickstellen waren, jedenfalls nicht im Erdgeschoß, trennende Quermauern vorhanden. Nach dem Hofe zu lag diesem landseitigen Burghause ein steinerner Umgang vor, ganz in der Art, wie er sich bei späteren Burgen noch in Einzelheiten erhalten hat. Nach dem ganzen Charakter dieses großzügig angelegten Baues mit Raumweiten von 8 bis 10 Metern und Mittelstützen in den verschiedenen Geschossen, kann er unmöglich aus der Frühzeit stammen. Für spätere Entstehung sprechen auch die einzelnen Formsteine und dekorativen Baustücke, Ergebnisse der Grabung. Sie sind noch schwer und plump, bedeutend in ihren Ausmaßen, zeigen aber schon reiche Profilierung. Ein ganz gleicher Formstein kommt in Brandenburg vor. Aus der unterschiedlichen Eigenart namentlich der Rippensteine konnte Steinbrecht die Lage der einzelnen Haupträume feststellen. Danach beherbergte das Gebäude in der Mitte den Remter, nach Norden den Kapitelsaal und im südlichen Drittel die Kapelle. Die Dreiteilung erinnert auffallend an die von Graudenz, so daß schon aus diesem Grunde die gleiche Entstehungszeit um 1290 angenommen werden darf, die auch die Formsteine bestätigten. Die zweischiffigen Erdgeschoßräume waren mit einfachem, gratigem Kreuzgewölbe auf schweren granitenen Stützen überspannt, Formen, die ebenfalls durch eine Entstehungszeit am Anfang der dritten Stilstufe ihre erste Erklärung finden.

Dem Haffufer entlang zog sich eine schmale, gerade Gebäudereihe von zirka 5½ Metern Raumweite. Nach Süden zu schloß sich als Verbindung zum Hauptflügel ein kurzes, turmartiges Quergebäude an. Im Norden stellte der Torbau den Anschluß her. In seiner Nähe muß sich ein weiterer Turm befunden haben. Von diesem Hafflügel war nur ein kurzes Stück mit einem tonnengewölbten Keller versehen, den übrigen Teilen fehlte die Unterkellerung. Steinbrecht möchte im Hafflügel den Schlafsaal annehmen, der ja unbedingt vorhanden war

und schließlich nur noch dort Platz finden konnte. Nach der eigenartigen Knickung der Hofmauer, die Rücksicht nimmt auf die Giebelmauer des Hauptflügels, sieht es jedoch aus, als hätte am Haff ursprünglich nur eine große Abschlußmauer gestanden, an die nachträglich Gebäude von außen angebaut wurden, so daß ähnlich wie in Marienburg und Lochstedt erst später die vollständige Umbauung mit Wohnraum stattfand[37]). Einen Bergfrit hat die Burg nicht besessen, denn der Turm an der Westecke kann wegen seiner geringen Fundamentstärke kaum als solcher angesprochen werden. Es wird dadurch wahrscheinlich, daß die ersten Burgtürme in Preußen noch nicht bergfritartigen Charakter besaßen[38]).

Glücklicherweise blieb in Balga als ziemlich aufschlußreiche Ruine eine Gebäudeart erhalten, die bei den übrigen Burgen des Ordens fast vollständig verloren ging. Es ist dies das Vorburghaus, das sich an der Landseite vom Vorburgtor bis zur Ostecke hinter dem großen Abschnittsgraben und dem Parcham erstreckt. Reste von Ummauerung der Vorburgen fanden sich bereits häufiger, z. B. in Thorn, Engelsburg und Roggenhausen. Sie waren zuweilen mit kleinen, turmartig vorspringenden Verstärkungen versehen. Ein Häuserring hinter dieser Mauer kann in Balga zum ersten Male deutlicher nachgewiesen werden. Die übrigen Vorburghäuser lassen sich allerdings nur urkundlich oder durch geringe Bodenreste belegen. Haffwärts standen z. B. solche Gebäude, die im 17. Jahrhundert als Amtshaus und Schreiberei dienten. Nach Südosten muß sich ein

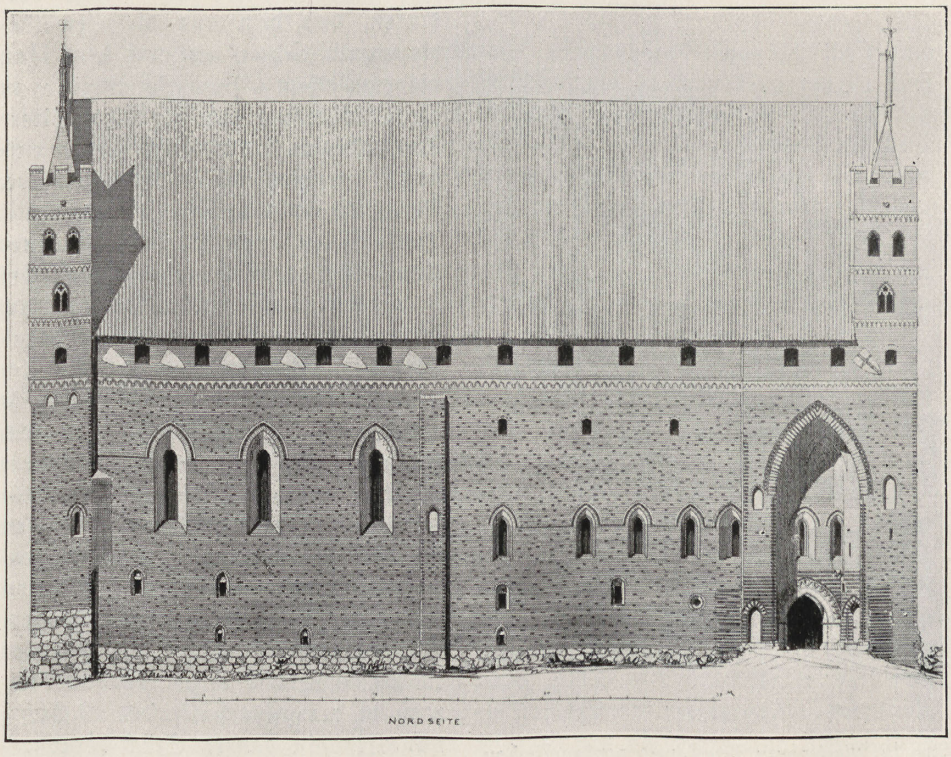


Abb. 11. Marienburg, Eingangsseite des Haupthauses vor dem Umbau. Nach Steinbrecht.

weiteres Vorburghaus angeschlossen haben, und auch links vom Eingangstor deuten Fundamentreste auf ein Gebäude.

Abb. 4 und 5

Die Ruine hat eine Länge von etwa 42 Metern und eine Raumweite von 8 Metern. Von ihrer Schmalseite an der Vorburgecke löst sich ein gleich breiter Turmbau in einer Stärke von zirka 7½ Metern los und steigt bis zur doppelten Höhe der Hausmauern auf. Ein neueres Satteldach deckt ihn jetzt ab. In der dachlosen Hausruine konnte Steinbrecht noch die ursprüngliche Einteilung und einzelne Gewölbeformen feststellen. Der Turm besaß über dem tonnengewölbten Erdgeschoß zwei Stockwerke mit einfachen, zweijochigen Kreuzgewölben. Dann folgten noch drei Räume mit Balkendecken. Den obersten Raum durchbrach ein Kranz von Wehrfenstern, auch befanden sich in ihm Kamin und Abortanlage. Die Treppe zum Turm saß geschützt in der Mauerdicke der Innenwand. Im Langhaus spannten sich ebenfalls Quertonnen über einzelne Teile des Erdgeschosses. Im Hauptstockwerk waren an beiden Enden Gruppen von kleineren Räumen angeordnet, die zweifellos als Wohnungen für einzelne Ordensbeamte dienten. Die Mitte nahm ein größerer Raum ein, den Steinbrecht als Speicher anspricht, weil ihm nach der Außenseite der Burg eigentliche Fensteröffnungen fehlen und im Innern keinerlei Gewölbe festzustellen sind. Von den Wohnräumen ist namentlich der unmittelbar neben dem Turm interessant und wichtig. Er besaß eine Raumfläche von ungefähr 8 Metern im Quadrat. Nach den zweiteiligen, spitzbogigen Gewölbeansätzen an den Wänden darf man wohl in der Mitte des Raumes einen Pfeiler als Stütze vermuten, von dem aus die Gewölberippen aufstiegen, um nach den Ecken niederzufallen. Von Seitenmitte zu Seitenmitte spannten sich dann weitere Rippenbögen. Auf diese Weise entstand ein vierjochiges Kreuzgewölbe. Derartige quadratische Räume mit Mittelstützen, von denen sich einer bereits in der Ordensburg Montfort in Syrien vorfindet, treten demnach schon früh in Preußen auf und gehörten zweifellos zu dem architektonischen Formenschatz, den die Deutschritter mit in das Land brachten. Steinbrecht nimmt auch für andere Räume des Hauses die gleiche Wölbform an. In der Außenwand öffnen sich Fenster von schwerfälligen Proportionen mit gedrückten Spitzbögen und eins sogar noch mit Rundbogen. Runde Entlastungsbögen sitzen darüber im Mauerwerk. Aus der Hofmauer hat man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein ganzes Stück herausgerissen, doch erkennt man daneben noch

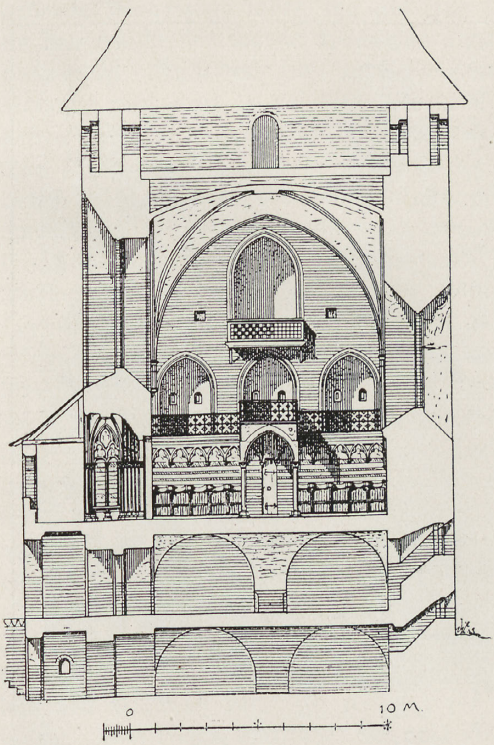


Abb. 12. Marienburg, Alte Kapelle vor dem Umbau. Durchschnitt. Nach Steinbrecht.

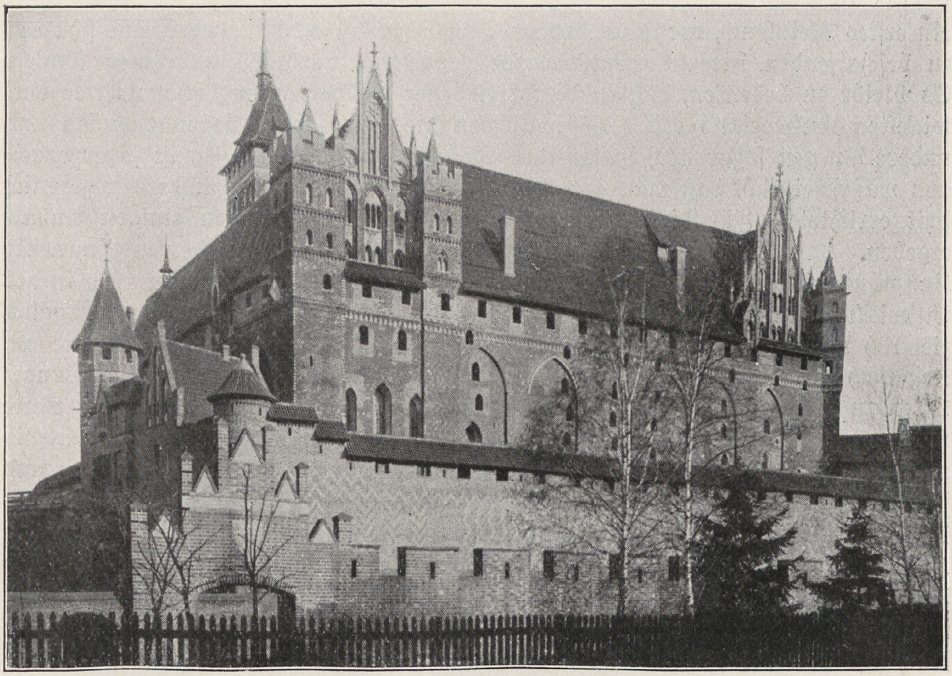


Abb. 13. Marienburg, Haupthaus, Nogatseite.

Türöffnung und Ansätze eines Treppenvorbaus[39]). Das obere Geschoß hebt sich ebenso wie die verschiedenen Turmgeschosse durch mehrstufiges, leichtes Vorspringen vom Unterbau ab. Seine in regelmäßigen Abständen dicht nebeneinander liegenden kleinen Wehrfenster öffnen sich unmittelbar von einem Speicherraume aus. Spuren verschiedener Umbauten lassen sich an mehreren Stellen des Gebäudes nachweisen. Von den beiden Dachansätzen an der Turmmauer dürfte der untere von einer Wiederherstellung stammen. Die Erbauungszeit des Vorburghauses wird durch die vollständige Übereinstimmung von Profilsteinen mit solchen der Kapelle und des Remters in der Hauptburg festgelegt. Um 1290 muß also Balga seinen endgültigen Ausbau erhalten haben.

Die ursprüngliche Gestalt und die Baugeschichte der Burg Königsberg konnten erst durch die Ausgrabungen des Sommers 1926 vollständig geklärt werden[40]). Schon aus den überlieferten Urkunden ergaben sich Aufschlüsse über den ersten Bauvorgang. Mauerbefestigung und vielleicht auch Turmbauten standen am Anfang des Ausbaues in Stein. Die Mauer aus Feldstein hebt sich in geringer Höhe an der Nordseite durch ihre besondere Technik und durch ein leichtes Vorspringen der oberen Kante innerhalb der Hauswände stellenweise noch deutlich ab. Nach dem Bau der Mauer, der um 1258 begonnen haben muß und bei der isolierten Lage des vorgeschobenen Burgpostens wohl nicht allzu schnell von statten ging, könnte frühestens der Bau eines Steinhauses erfolgt sein. Zunächst genügten wohl die vom ersten Burgplatz übertragenen Holzhäuser. Vielleicht hat man sie auch durch neue vermehrt. Im siebenten Jahrzehnt tobte der große Aufstand, der Königsberg zeitweilig gänzlich vom Hinterlande absperrte und alle Kräfte des Ordens für die Verteidigung absorbierte. Man wird aus all diesen Gründen

Abb. 6 bis 10

ein erstes Steinhaus, vor allem, wenn es im Gegensatz zur Ringmauer aus schwerer zu beschaffenden Ziegeln erbaut wurde, frühestens um 1275 annehmen können. Es bleibt zu bedenken, daß in dem viel besser gesicherten und schon weiter entwickelten Kulmerland erst 1263 in Thorn die Burgkapelle begonnen wird und andere Burgen sogar noch später ihre Steinhäuser erhielten. Es ist sogar durchaus wahrscheinlich, daß man gerade in Königsberg die Burghäuser erst ziemlich spät errichtete. Für diese Annahme haben die Ausgrabungen einigen Anhalt ergeben. Danach ist das vierflügelige, quadratisch geschlossene Konventshaus, die Hauptburg, in einer Form und Ausdehnung, wie sie frühestens gegen 1300 in der Entwicklung in Erscheinung tritt, in den schon beschriebenen großen Burgplatz ziemlich unorganisch hineingestellt worden. Man lehnte es an die Westseite an, ließ nach den Nord- und Südseiten schmale Zwischenräume und trennte es nach Osten zu nicht, wie es sonst üblich war, durch einen Graben, so daß sich der weite Hofraum ohne Hindernis vor dem Haupthause ausbreitete. Dieses Verhältnis von Gesamtplatz und Konventshaus erinnert durchaus an die Burg Thorn und stimmt vollständig überein mit dem der Bischofsburg Fischhausen, die ebenfalls in die Frühzeit zurückgehen muß. Den Westflügel dieses Konventshauses in Königsberg hat, wie schon erwähnt wurde, der jetzige Kirchenbau ersetzt. An ihn setzte nach Süden zu rechtwinklig ein Flügel an, den noch der Braunsche Plan nach einer Zeichnung aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erkennen läßt.[41]) Auch Ost- und Nordflügel ließen sich in den Fundamenten nachweisen.

Da man in so später Zeit trotz eines schon vollständig durchgebildeten Burgschemas, das aus Vorburg und Hauptburg mit Zwischengraben bestand, dieses in Königsberg nicht wie an anderen Orten zur Anwendung brachte, muß der ältere große Burgplatz, in den man das Konventshaus hineinsetzte, schon durch Randgebäude aus Fachwerk oder bereits aus Stein ziemlich festgelegt gewesen sein, so daß größere Platzveränderungen nicht in Frage kamen. Das wirft ein Licht auf die frühe Burgform, die demnach noch nicht kastellartig geschlossen war, sondern am Rande eines ausgedehnten Burgplatzes Einzelhäuser aufwies. Darauf scheinen auch die bisherigen Ausgrabungsergebnisse in Elbing hinzuweisen. Was die Frage des Baues der ersten Steinhäuser betrifft, so mag es merkwürdig erscheinen, daß Lochstedt, wie später zu zeigen sein wird, um 1300 schon ganz aus Stein dastand, während Königsberg erst ein ganzes Stück später sein Konventshaus errichtete. Danach könnte vermutet werden, daß vor diesem Konventshaus schon steinerne Randhäuser am großen Burgplatz vorhanden waren.

Nun erhebt sich auch heute noch an der Nordseite dieses Burgplatzes neben dem durch Ausgrabungen festgestellten Konventshaus ein Gebäude, das in seiner ganzen Bauart altertümlich wirkt und wegen einer Vorlaube die Bedeutung eines Konventshausteiles zu haben scheint. Es ist außerordentlich schmal und enthält im Hauptgeschoß niedrige, kreuzgewölbte Räume mit schweren Rippen, die fast vom Fußboden aufsteigen und die Form eines Halbkreises haben. Im Untergeschoß liegen ebenfalls niedrige Räume mit gratigen Gewölben. Die Vorlaube ist im unteren Teile nicht durchgeführt, sondern enthält in einzelnen Abteilungen die Eingänge zu den Kellern und in die Erdgeschoßräume. Im oberen Teile entfaltet sie sich kreuzgangartig. An der Außenseite der Burg wird die Mauer dieses Gebäudes durch Blenden reich gegliedert. Die Wehrfenster des Wehrgeschosses sind noch erhalten. Vielleicht ist hier eines der ältesten Burghäuser aus dem

letzten Viertel des 13. Jahrhunderts wenigstens in den Grundmauern stehen geblieben.[42])

Nach Osten zu schließen sich an dieses Gebäude weitere mittelalterliche Teile an. Sie greifen durch Umbauten im Obergeschoß in das oben erwähnte Burghaus hinüber. Die Raumformen lassen verschiedene Zeiten erkennen. Hier haben sicherlich Umbauten stattgefunden, wohl im Zusammenhang mit der Übersiedlung des Hochmeisters im Jahre 1456. Das läßt die Vermutung wach werden, daß sich in diesem Gebäudezug die Wohnung des Hochmeisters befand.

An der Nordostecke steht der rechteckige Haberturm, wohl aus dem 14. Jahrhundert.

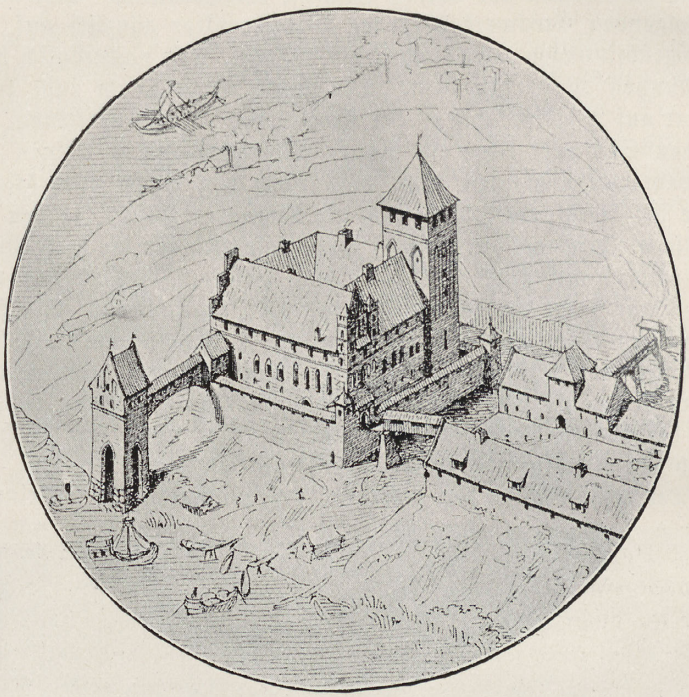


Abb. 14. Lochstedt, Rekonstruktion. Nach Steinbrecht.

Was aber bedeutet der mächtige Schloßturm, der sich in der inneren Burgecke zwischen West- und Südflügel des heutigen Schlosses und neben dem abgebrochenen Konventshaus erhebt? War er etwa der Bergfrit der alten Burganlage? Ein Bergfrit als das stärkste Bollwerk eines Wehrbezirkes pflegt immer dort zu stehen, wo die größte Gefahr drohte, also an der Angriffsseite. Diese befand sich aber in Königsberg im Norden, da im Osten und Westen einschneidende Quertäler, im Süden der Steilabhang zum Pregel natürliche Sicherung boten und den Angriff erschwerten. Gerade die Südwestecke war verhältnismäßig geschützt und gab angesichts der konsequenten Gestaltungsweise mittelalterlicher Burgplätze einen durchaus ungewöhnlichen Standort für den Hauptturm ab. Dieser steht allerdings zuweilen, wie z. B. in Rheden, nicht an der eigentlichen Angriffsseite, sondern dort, wo Geländeverhältnisse einen Nebenangriff begünstigen könnten. Auch dieser Fall trifft für Königsberg nicht zu. Die Stadt kommt als Auf-

marschgebiet höchstens in der Spätzeit in Frage. Aber wie dem auch sei, überzeugender als die Erwägungen sprechen die Bauformen selbst. Nur der untere Teil des Turmes, bis zum Dachansatz der Schloßkirche, macht infolge seiner geringen Mauerdurchbrechungen den Eindruck wehrturmartiger Festigkeit. Um so erstaunlicher wirkt daher die Tatsache, daß der innere Hohlraum die volle Hälfte des Turmdurchmessers einnimmt und damit die Stärke des Baues beträchtlich hinter dem zurückbleibt, was bei mittelalterlichen Bergfriten üblich war. In die sehr klare und fast lückenlose Entwicklungsreihe der Ordensbergfrite des 13. und 14. Jahrhunderts paßt eine derartige Auflockerung durchaus nicht hinein. Erst recht sind die Bauformen der oberen Geschosse ungewöhnlich. Mit dem auf den Unterbau folgenden Stockwerk hört der Wehrcharakter gänzlich auf. Mächtige, hohe Spitzbogenöffnungen durchbrechen die Wände. Erst nachträglich hat man sie mit einer dünnen Mauer zugesetzt. Der ganze obere Turm ruht infolgedessen eigentlich nur auf Pfeilern, wie es bei Kirchtürmen häufig vorkommt. Über dem durchbrochenen Stockwerk liegt ein Raum mit regelmäßigen kleinen Öffnungen, die wohl Wehrzwecken dienten, ohne daß jedoch von einem Wehrgeschoß in der Art, wie sie bei Bergfriten üblich sind, die Rede sein kann. In den Öffnungen an der Westseite sitzen noch die eisernen Auflegestangen für die Hakenbüchsen. Ein weiteres Stockwerk mit großen Blenden und Fenstern beendet den mittelalterlichen Teil. Dann folgt der Helmaufsatz des 19. Jahrhunderts. Ein Bericht von 1519 gibt im Turm drei Wehren übereinander an.[43]) Auch diente er als Wachtturm.

Das Rätsel des Königsberger Schloßturmes läßt zwei Lösungen zu. Entweder gehört der ganze Turm dem 15. Jahrhundert an, dorthin weisen ihn die Stilformen der oberen Teile, dann kann er in erster Linie als Wachtturm oder auch zugleich als Kirchturm und zur Repräsentation gedient haben. Oder aber der untere Teil geht noch in das späte 14. Jahrhundert zurück, in eine Zeit also,

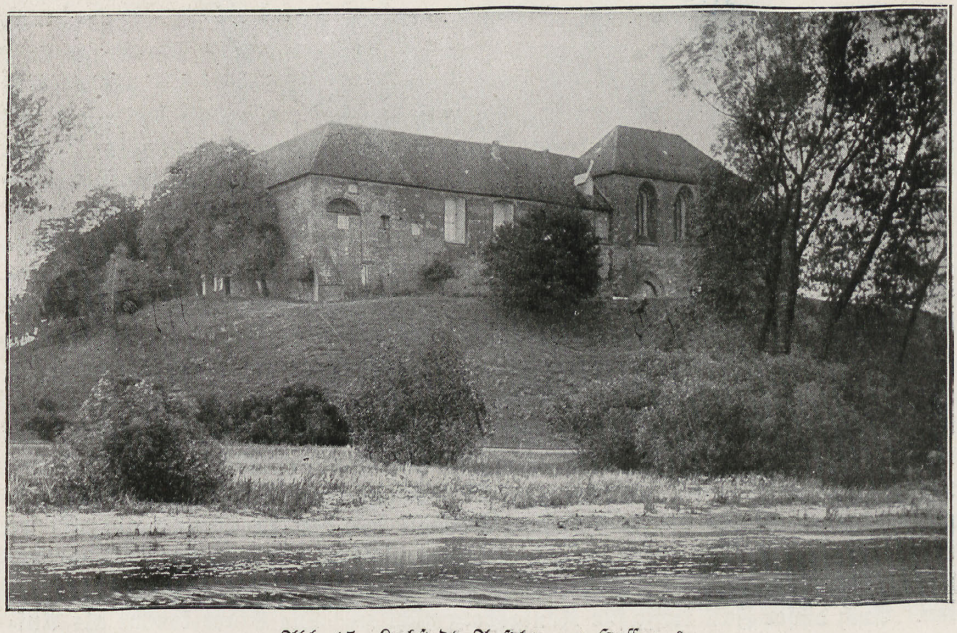


Abb. 15. Lochstedt, Ansicht vom Haff aus.

in der sich bereits die Anforderungen der Feuerwaffen geltend machten. Als Bergfrit, dessen Eigenart damals verschwindet, hat der aufgelockerte Bau nicht den geringsten Sinn mehr.

Während bei den Burganlagen der ersten Generation durchweg der langsame, sukzessive Ausbau festzustellen war, wurden mit der neuen Stilstufe die Burgen einheitlich nach einem festen Plane und in einem Zuge aus Stein errichtet. Bei der Brandenburg läßt die gleichmäßige Aneinanderreihung der vier Hausflügel die Planmäßigkeit der Erbauung ohne weiteres erkennen. Ihr schwebt wie den späteren Ordenskastellen eine bestimmte Grundidee der Anlage vor. Auch die Burg zu Birgelau ist bereits ein Ergebnis des neuen, festgelegten Burggedankens.

Von der Brandenburg, die einst an Umfang das größte Konventshaus des Ordens war, ermöglichen die spärlichen Reste von Kellerfundamenten nach Steinbrechts Ausgrabung nur ein unbestimmtes Bild des Aufbaues. Die Kellerräume waren ähnlich denen in Balga, zum Teil zweischiffig und von gratigen Kreuzgewölben überspannt. Nur der Nordwestkeller besaß einfaches Kreuzgewölbe mit breiten Rippen und Quergurten, Formungen, die sich in der übrigen Wehrarchitektur des Ordens erst wesentlich später belegen lassen. Im Flügel an der Vorburgseite befand sich in der Mitte der Torweg. Danach dürfte hier im Gegensatz zu Balga und Graudenz schon die Zweiteilung vorgeherrscht haben. In der Ecke nach dem Haff zu erhob sich der Bergfrit. Eine genaue Zeitbestimmung der Erbauung ist infolge der geringen Anhaltspunkte ganz besonders schwierig. Steinbrecht stellt die Burg nach den vorgefundenen Formsteinen zwischen Balga und Lochstedt. Ein Formstein stimmt sogar vollständig mit einem solchen von Balga überein. Bei der ständigen Entwicklung der Formsteine in der Ordensarchitektur kann diese Gleichheit nicht auf Zufall beruhen, sondern beweist, daß in Branden-

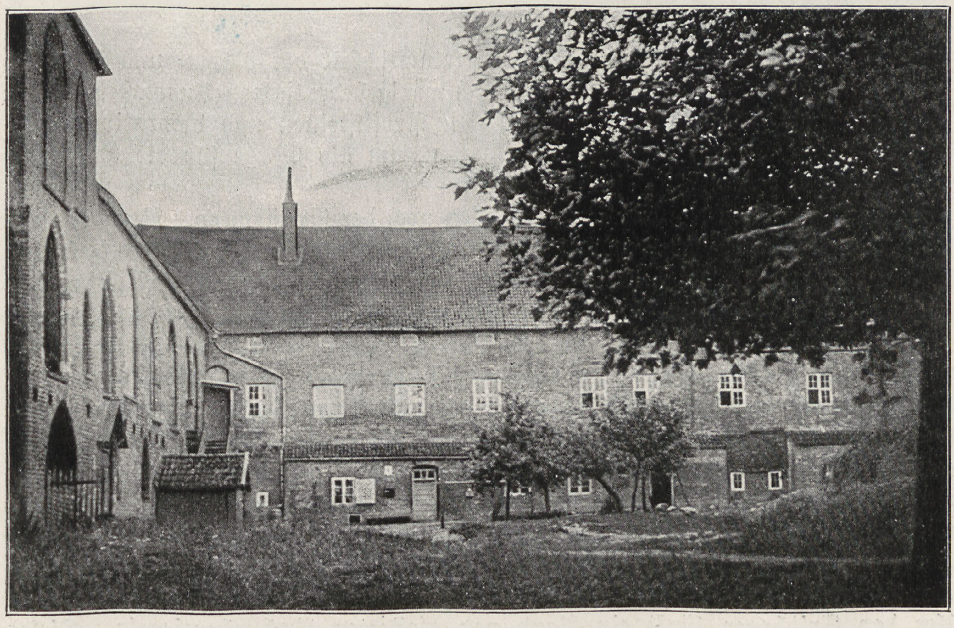


Abb. 16. Lochstedt, Blick in den Hof.

burg gleichzeitig mit Balga, also um 1290, gebaut wurde. Noch andere frühe Bauformen ergaben sich, wie Steinbrecht betont, bei der Ausgrabung. Aber auch solche jüngeren Datums wurden gefunden, woraus hervorgehen könnte, daß der Bau sich etwas länger hinzog oder daß die Burg spätere Umbauten erlebte. Denkt man an den so ganz anders gearteten Nordwestkeller, so darf sogar die Vermutung auftauchen, daß ähnlich wie in Marienburg und Lochstedt der vierte Flügel einer späteren Erweiterung angehörte. Zusammenfassend ergibt sich mit einiger Sicherheit, daß der Ausbau von Brandenburg im weiteren Sinne in Verbindung steht mit dem einer ganzen Gruppe von Burgen zwischen 1280 und 1300 (Thorn, Graudenz, Balga, Marienburg, Lochstedt usw.). Er mag, genauer bestimmt, noch am Ende der zweiten Generation, zwischen 1280 und 1290, begonnen worden sein.

Plan 4 Über die Hausbauten von Birgelau gibt vor allem die Ruine des Hauptflügels einige Auskunft. Dieser zerfällt in zwei gleich lange Raumteile, die in ganzer Gebäudehöhe durch eine Quermauer getrennt werden. Keller und Erdgeschoßräume überspannen Längstonnen mit spitzbogigen Stichkappen. Von den beiden Sälen des Hauptgeschosses ist der westliche niedriger als der östliche. Er besitzt drei Joche scharfgratiger Kreuzgewölbe, während der höhere vier Joche mit Kreuzrippengewölben aufweist. In dem Westraum sitzen in der Außenwand in jedem Joch zwei kleine, schmale Spitzbogenfenster. Im Ostraum dagegen kommt auf jede Jochbreite ein einziges, aber hohes und breites Fenster. Daraus geht hervor, daß der östliche Saal in seiner architektonischen Ausstattung ganz wesentlich bevorzugt wurde. Eine derart reiche Gestaltung im Verhältnis zu den anderen Räumen der Burg findet sich sonst in der Regel bei der Kapelle. Man darf wohl den Ostraum als solche ansprechen, zumal an der Chorwand auch noch andere Anzeichen für diese Bestimmungen vorkommen. Auch die richtige Orientierung des Kultraumes ist dann vorhanden. Später scheint man eine andere Kapelle in der Ostecke des Burghofes quer zum Hauptflügel errichtet zu haben, denn dort gibt sie die Überlieferung an.

Das Burghaus dürfte nach der Altertümlichkeit der Raum- und Gewölbeformen und nach seinen architektonisch noch wenig bedeutsamen Ausmaßen in dem Jahrzehnt um 1280 entstanden sein. Von Profilsteinen und dekorativen Bauformen blieb leider nicht genügend erhalten, um als Stütze für die Datierung dienen zu können.

Ein paar Überreste der Burg bedürfen noch der Erwähnung. Von der Vorburg, die ohne Parcham war, stehen Umfassungsmauern mit Spuren angebauter Randhäuser. Auch das Eingangstor hat wenigstens im unteren Teil seine alte Form bewahrt. Es lag ganz in der Art von Stadttoren als Torweg in einem Turm, hatte nach außen und nach dem Hofe zu große, durch Türflügel verschließbare Rundbogenöffnungen. In Nischen des Torweges sitzen Schießscharten zur Bestreichung des Abschnittsgrabens. Solche Tortürme scheinen gerade für die frühe Zeit charakteristisch gewesen zu sein. Ein besonders schöner Torturm steht noch in Roggenhausen aufrecht. Bei der Engelsburg schützte er den Eingang der Hauptburg, und auch die Toranlage von Balga dürfte ähnlich ausgesehen haben. Ein zweites einfaches Mauertor mit rundbogiger Graniteinfassung und profiliertem, rein dekorativem Spitzbogen darüber liegt in der Mauer der Birgelauer Hauptburg. Im Tympanon stehen Tonfiguren, die Ordensritter darstellen. Um den Spitzbogen läuft ein Band von glasierten Buchstabenziegeln. Dieses

Abb. 17. Lochstedt, Kapelle.

außerordentlich kraftvoll und zugleich reich durchgeführte Portal gehört zu den wenigen Einzelheiten, die noch einen Begriff von der dekorativen Ausgestaltung der frühen Ordensburgen geben.

Noch ein paar andere Burggründungen, wie z. B. Marienburg und Lochstedt, gehen auf die zweite Generation von Ordensrittern zurück. Ihr Grundriß und Aufbau atmen jedoch schon den neuen künstlerischen Geist, den jene Zeit bereits ahnte, der aber erst in der folgenden Entwicklungsstufe voll zum Ausdruck kommt. Die Zeit von 1260 bis 1290 erfüllte ihre Aufgaben durch die Einführung des Steinbaues und durch die Bewältigung der Probleme, die er stellte. Als wesentliches Ergebnis ihrer Stilentwicklung aber muß der allmähliche Übergang von der lockeren Burggestaltung zum festen Kastelltypus betrachtet werden. Dieser Übergang wird durch die Etappen Königsberg, Birgelau, Brandenburg hin-

reichend verdeutlicht. Seine eigentlichen Triebkräfte vermag jedoch nur der Burgplan von Birgelau zu erklären.

Solange eine Burg in Holz oder wenigstens teilweise in Holz gedacht war, konnten die leichten Gebäude keinen beherrschenden, monumentalen Einfluß auf die Gesamtanlage gewinnen. Entweder drängten sie sich unregelmäßig dicht zusammen, wie beim Typus Althaus-Kulm, oder sie überließen dem Burgplatz die Vorherrschaft und reihten sich locker an seinen Rändern auf. Sobald man jedoch monumentale Steinhäuser baute, fiel deren hoch aufstrebender, langer Körper sowohl als Architekturform wie auch als Verteidigungswerk schwerer ins Gewicht, namentlich dann, wenn man schon von Anfang an den Steinhäusern die Hauptrolle als Verteidigungsstellung im Burgbering zuerkannte. Allmählich mußten Form und Art solcher monumentalen Bauten die Gestalt des Platzes festlegen.

Plan 4 Die Birgelauer Burg illustriert diesen Vorgang. Die beiden Seiten, an denen die Burghäuser stehen, verlaufen schnurgerade und rechtwinklig zueinander, die häuserlosen dagegen sind unregelmäßig. Das kann nur bedeuten, daß in der Eigenart der Hausbauten der Grund zur Regelmäßigkeit liegt. Die Eigenart der steinernen Ordenshäuser besteht darin, daß sie Saalbauten sind, also eine langgestreckte Form haben. Man konnte sie auf die Dauer nur rechtwinklig zueinander stellen. Es lag auch außerordentlich nahe, an jede Seite nur ein Haus zu setzen, wie das in Birgelau bereits geschehen ist. Später, in Marienburg, Lochstedt und Brandenburg kommt noch ein dritter Burgflügel hinzu, der vierte war dann eine selbstverständliche Folgerung, die auch bald gezogen wurde.

Aus all dem ergibt sich die Bedeutung, die der zweiten Stilstufe innerhalb der Gesamtentwicklung der Ordensarchitektur zukommt. Während sich vorher noch Unentschiedenheit in der Gestaltungsweise der Wehranlagen, ein Suchen nach geeigneten Formen bemerkbar machte, vollzieht sich mit der zweiten Generation die Kristallisation der vorhandenen Kräfte, indem sich aus der Lagerburg als Vorstufe das endgültige Deutschordenskastell bildet. Damit ist die Form gefunden, die für die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse des Ordensstaates den reinsten Ausdruck darstellt. Der Anstoß zur Kristallisation liegt zweifellos noch am Ende der Eroberungsepoche und ist in dem Übergang vom Holz- zum Steinbau zu suchen. Ihr Ende ist zugleich der Anfang des eigentlichen Ordensstils, dessen weitere Entwicklung die nächsten Perioden ausfüllt. So gibt sich die zweite Generation als die Epoche der Stilbildung, als ein allmähliches Werden des endgültigen Stiles zu erkennen. Auch an der Entwicklung von Einzelformen wird das deutlich. In die Zeit der Stilbildung fällt der von Steinbrecht wiederholt nachgewiesene Übergang von den mitgebrachten schweren und unzweckmäßigen Hausteinformen, die man zunächst in Backstein nachzubilden versuchte, zu einer Formensprache, die der neuen Technik angemessen war.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Epoche zeigt sich in dem wiederholt festgestellten Nachleben romanischen Stilempfindens, z. B. in den schweren Raum- und Körperformen, den rundbogig tonnenartigen Kreuzgewölben, den Rundbogenfenstern, Entlastungsbögen und nur dekorativen Spitzbögen in Lochstedt, Balga und Birgelau. Dieses Altertümliche beruht wohl auf Beschränkungen technischer Natur. Es wird dem Orden zunächst schwer gefallen sein, wirklich gute, in der neuen Technik geschulte Handwerker nach dem Osten zu ziehen. Und so drückt sich auch hier noch ein Ringen um Grundlagen für eine freiere Stilentfaltung aus.

Der reifende Stil (dritte Generation 1290–1320).

Jeder gruppierende Einschnitt in den lebendigen Ablauf einer organischen Entwicklung bedeutet eine Willkür, eine Zerstörung der Totalität des Geschehens, auf die jedoch bei der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkvermögens die Kunstwissenschaft ebenso wenig verzichten kann wie die Anatomie, will sie das innere Wirken, die Gesetzlichkeit des Werdens erkennen. Die Grenze zwischen der zweiten und dritten Entwicklungsphase der Deutschordensburg läßt sich besonders schwer ziehen. Nur die Tatsache, daß die beiden Phasen in ihrer Gesamterscheinung grundverschieden voneinander dastehen, dort noch ein sich schnell abwickelndes Bilden der drängenden Gestaltungskräfte bemerkbar wird, hier aber sich schon Festes, Bleibendes herauskristallisiert hat, gibt uns überhaupt die Berechtigung, eine Grenze anzunehmen.

Historisch betrachtet, charakterisiert sich die nun folgende dritte Epoche der Deutschordenszeit in Preußen durch eine Stabilisierung der Verhältnisse. Das Landgebiet der Preußen ist erobert und fest in der Hand der Ritter. Nur gelegentliche Grenzkriege gegen Litauen und Abwehrung feindlicher Einfälle halten in den Jahrzehnten bis 1320 den kriegerischen Sinn des jungen Ordensstaates wach. Man kann jetzt in aller Ruhe daran denken, das Gewonnene militärisch und verwaltungstechnisch auszubauen, ja, man geht sogar darüber hinaus, indem man auf friedlichem Wege neues Landgebiet: Pommerellen, als wichtige Abrundung des Herrschaftsgebietes und als Verbindung mit dem Westen erwirbt. Als weiteres äußeres Zeichen der erfolgten Stabilisierung mag die Übersiedelung des Hochmeisters nach der Marienburg gelten. Sie erfolgt 1309, beginnt aber erst ein Jahrzehnt später sich auszuwirken. 1320 ist schon aus historischen Gründen ein Datum, das die Epoche der ersten Blüte abschließt.

Im gleichen Zeitabschnitt vollzieht sich auch ein weiterer Entwicklungsschritt in der Geschichte des Konventshauses. Um das Jahr 1290 häufen sich geradezu die Ausbauten der Burgplätze. Das war, wie bereits gezeigt wurde, der Augenblick, in dem zum ersten Male die Kastellform konsequent ausgeprägt in Erscheinung trat. Noch fehlten ihr letzte Regelmäßigkeit und die Sicherheit in der Verwendung der einzelnen Stilmittel. Es bildete die Aufgabe der dritten Generation, sich die volle Beherrschung des neuen Burgstiles zu verschaffen. Um 1320 ist dieses Ziel erreicht, und eine neue Entwicklungsphase mit veränderter künstlerischer Einstellung beginnt mit diesem Zeitpunkt.

Die erste Anlage der Marienburg, die Steinbrecht bei der Wiederherstellung aus späteren Um- und Neubauten herauspräparierte, zeigt noch alle Merkmale der Übergangszeit. Man könnte sogar im Zweifel sein, ob sie noch dem Ende der zweiten Stilstufe oder bereits der neuen Entwicklungsphase angehört. Ihr dritter Burgflügel, der mit den beiden anderen rechtwinklig den Burghof begrenzt, wirkt wie eine Weiterentwicklung von Birgelau her. Mit nur drei Burgflügeln und einer Abschlußmauer, an die sich ein Wirtschaftsgebäude mit Pultdach an- Plan 5

lehnte, wird der streng geschlossene, vierflügelige Typus des späteren Konventshauses noch nicht verwirklicht. Aber das Quadrat als Grundriß ist da, die willkürliche Führung der häuserlosen Seiten in Birgelau mußte mit dem dritten Burgflügel verschwinden. Die gedrängte Geschlossenheit der Gebäude um den verhältnismäßig kleinen Hof, der hier noch etwas ausgedehnter als später, von geringerem Umfang jedoch als in Brandenburg ist, kann sehr wohl als Weiterentwicklung der weiträumigen Brandenburger Anordnung empfunden werden. Mit diesem Durchschlagen des neuen Burgcharakters steht die Marienburg aber dem vollentwickelten Typus näher. Das mag ein Grund für ihre Einordnung in die dritte Stilphase sein.

Zum ersten Male bietet die Marienburg eine noch einigermaßen rekonstruierbare Vorstellung von äußerer Gestalt und innerer Einrichtung einer Deutschordensburg. Ihr Gesamtplan besitzt die übliche Einteilung. Hauptburg und Vorburg sind auf dem Nogatufer nebeneinander gelagert, von Gräben umzogen und durch einen Quergraben getrennt. Geradlinige Geländezustutzung und Rechtwinkligkeit herrschen überall vor. Um das Quadrat des Haupthauses zieht sich, noch etwas unregelmäßig und nicht ganz gleichlaufend, ein Umgang, von einer Mauer umgrenzt, der Parcham. Die Steinmasse des Hauses gliedern wirkungsvoll Giebel, schmal vorspringende Eckpfeiler und Maueröffnungen. Nach
Abb. 11 der Vorburg zu liegt der Hauptflügel mit Kapitelsaal und Kapelle im Obergeschoß. Streng und einfach steigt die Mauer auf: dunkelrotes Ziegelwerk auf niedrigem Feldsteinsockel beleben eingestreute Glasursteine. Drei große Kapellenfenster durchbrechen die eine Hälfte, die Reihe kleinerer Kapitelsaalfenster lockert die andere auf. Ein dekorativer, sehr zarter, mit reichem Blattwerk geschmückter

Abb. 18. Lochstedt, Fries in der Kapelle.

Rundbogenfries schließt die eigentliche Hausmauer ab. Über ihm zieht sich das schmale Band des Wehrganges hin, mit kleinen, regelmäßig verteilten Wehrfenstern, zwischen denen gemalte Wappenschilder sitzen. Schräg durch diesen Flügel bricht an der Nogatecke der Torweg, von großer, spitzbogiger Nische umschlossen, und mündet in die entsprechende Hofecke. Die übrigen Hausseiten weisen ähnlich einfache Mauerformen auf, nur an der Nogat gliedert sich die Wand durch flache, spitzbogige Nischen.

Abb. 19. Lochstedt, Gewölbekonsole in der Kapelle.

Die gestalteten künstlerischen Kräfte, die bautechnischen Lösungen und dekorativen Einzelheiten, die sich in einem Ordenshause wie der Marienburg zusammendrängten, können mit einer kurzen Beschreibung kaum annähernd erfaßt werden. Aber schon die allgemeine Einrichtung läßt erkennen, wie großzügig und mit welcher Kultur die Ordensritter bei der Anlage ihrer Burgen vorgingen. Dem Hofe der ersten Marienburg muß noch einiges an dem schachtartigen, vollständig geschlossenen Charakter gefehlt haben, da ihn ja nach Osten zu nur eine einfache Mauer mit den Fensteröffnungen des Wehrganges und dem erwähnten niedrigen Speichergebäude darunter abgrenzte. Auch auf den inneren Mauern der drei Burgflügel zogen sich Wehrgänge mit regelmäßigen Öffnungen hin. Ihnen war wie in Königsberg ein zweigeschossiger Umgang vorgebaut, der noch Decken aus Holz besaß. Hinter seinen unteren Arkaden lagen die Eingänge zu den Kellern und den Erdgeschoßräumen. Vom oberen Stockwerk aus gelangte man jedesmal durch einen besonderen Eingang in die Haupträume der Burg. Der Umbau des 14. Jahrhunderts hat die innere Einrichtung der ersten Anlage fast völlig umgestaltet, nur einige gewölbte Keller und Erdgeschoßräume aus der dritten Stilstufe, Wirtschaftszwecken dienend, blieben erhalten. Doch ließ sich wenigstens von den Haupträumen auf Grund vorhandener Spuren eine klare Vorstellung gewinnen. Der Kapitelsaal in der Nordwestecke des Eingangsflügels hatte drei Doppeljoche Kreuzgewölbe auf zwei Mittelstützen. Sie wurden durch Querrippen getrennt. Querrippen lagen auch in der Mittellinie der Saaldecke. In der Mitte dieses Burgflügels befand sich ein schmaler Raum mit drei Kreuzgewölben in der Breitenrichtung nebeneinander, wiederum durch Querrippen abgeteilt. An ihn schloß sich nach Osten zu die Burgkapelle an, ohne Zwischenstützen, mit zwei einfachen Kreuzrippengewölben im Westen und einem dritten, komplizierteren Gewölbe an der Chorseite. Bei letzterem kamen zu den Diagonalrippen noch zwei Rippen hinzu, die vom Scheitel zur Chorwand niederfielen. Von ihren dortigen Ansatzstellen waren zu den benachbarten der Diagonalrippen über die Ecken des Saales hinweg spitzbogige Verbindungsrippen gezogen. Die so entstandenen Eckkappen zerlegte ein Rippendreistrahl, der von ihrer Mitte aus- Abb. 12

ging, in drei kleine Kappen. Der Zweck dieser Anordnung wird ohne weiteres ersichtlich. Kleinere Kappen waren mit den im Verhältnis zum Haustein kleinformatigen Ziegeln leichter zu wölben und zudem weniger der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt. Gerade der Rippendreistrahl gab ein sparsames und doch festes Gerüst innerhalb großer Gewölbekappen. Die kompliziertere Gewölbeform hatte jedoch an dieser Stelle der Kapelle zweifellos noch einen künstlerischen Sinn: sie betonte die Chorwand, die nur durch ein Fenster bereichert, im übrigen aber glatt wie jede andere Burgwand war, als etwas Besonderes, als den Zielpunkt der ganzen Raumbewegung, entsprechend der religiösen Stimmung der Andächtigen, die dort den Altar wußten. Im Nogatflügel lagen nach Steinbrechts Feststellungen die Gebietigergemächer, klein, meist auch in der Flügelbreite noch untergeteilt, behagliche Wohnräume mit scharfgratigen oder rippengestützten Kreuzgewölben. Von der inneren Westecke aus führte durch einen quadratischen Eckraum auf Bogen ein Gang zum Danzkerturm, der bereits damals seinen Platz dort hatte, wo er heute noch steht. Der dritte Burgflügel muß den Konventsremter, d. h. den Speise- und Aufenthaltsraum der Ritter, und als zweiten Saal die Schlafstube (Dormitorium) enthalten haben. Ersterer hatte wohl drei Kreuzrippengewölbe der gewohnten Art, letzterer ein doppelreihiges Gratgewölbe. An dieser Stelle hat der Umbau besonders weitgehende Veränderungen geschaffen.

Ob die frühe Marienburg einen bergfritartigen Hauptturm besaß, läßt sich leider nicht so einwandfrei feststellen, wie es zur Klärung des ersten Bauzustandes wünschenswert wäre. Man möchte es zunächst annehmen, weil er bei den Burgen dieser Gruppe, z. B. bei der sehr verwandten Burg zu Lochstedt, als wichtigster Bestandteil der Wehreinrichtungen vorkommt. Steinbrecht vermutet seine Überreste in dem neu gebauten sogenannten Pfaffenturm, der sich in der östlichen Parchamecke vor der Kapelle erhebt. Die Lage würde er ungefähr mit Gollub, den viereckigen Grundriß mit Lochstedt gemein haben. Indessen ist den Forschungen Schmids die Feststellung zu verdanken, daß die Fundamente, die als einziger Bestandteil alt sind, nicht die Eigenart mittelalterlicher Bergfritfundamente aufweisen[44]). Eine andere Stelle, an der ein Bergfrit gestanden haben könnte, ist bis jetzt noch nicht aufgefallen.

Die Vorburg lag in den Grenzen des heutigen Mittelschlosses. Ihre Fundamentreste lassen sich im Zuge der heutigen Gebäude noch nachweisen. An den vier Ecken erhoben sich vier kleine Türme, von denen der an der Südecke vielleicht niemals gänzlich ausgebaut wurde. In der Mitte des Nordflügels öffnete sich das Tor; an den Südenden der beiden anschließenden Flügel, also dicht vor dem Abschnittsgraben zwischen Haupt- und Vorburg, befanden sich zwei Wohnraumgruppen, die wohl für Ordensgebietiger bestimmt waren.

Will man aus all dem ein Bild von der stilgeschichtlichen Stellung der ersten Marienburg gewinnen, so macht sich der Mangel an Vergleichsmaterial aus den früheren Entwicklungsepochen und das Fehlen mancher beim Umbau verloren gegangener Einzelheiten unangenehm bemerkbar. Mitunter bleibt es auch ungewiß, ob die eine oder andere Bauform des Marienburger Haupthauses nicht späteren Zeiten entstammt. Die Abbildung des Graudenzer Hauptflügels bietet, obwohl sie, wie Steinbrecht klargelegt hat, in Einzelheiten etwas ungenau ist, als Ganzes Gelegenheit zu einem Vergleich mit der Marienburger Schloßfassade an der Vorburgseite. Der Graudenzer Kapellenflügel hatte, wie der Hauptflügel

in Balga, noch jene unklare Raumhäufung, während in Marienburg bereits entsprechend dem später allein üblichen Schema, nur zwei Räume: Kapelle und Kapitelsaal, auf den Flügel verteilt waren. In Graudenz liegen die kleinen Fenster von Remter und Kapitelsaal in Blenden von der Größe der Kapellenfenster versteckt, so daß eine gleichmäßige Reihung entsteht, die eine Unklarheit und Verwischung der inneren Einteilung nach außen hin bedeutet. Der Nogatflügel der Marienburg besitzt ebenfalls solche Blenden, doch überziehen sie hier in Abb. 13
monumentalerer Auffassung die ganze Wandfläche. Später sind sie beim Konventshause gänzlich verschwunden. Wie in Marienburg wurde auch in Graudenz die Fassade in der Mitte von einem risalitartigen, flachen Mauerpfeiler geteilt.

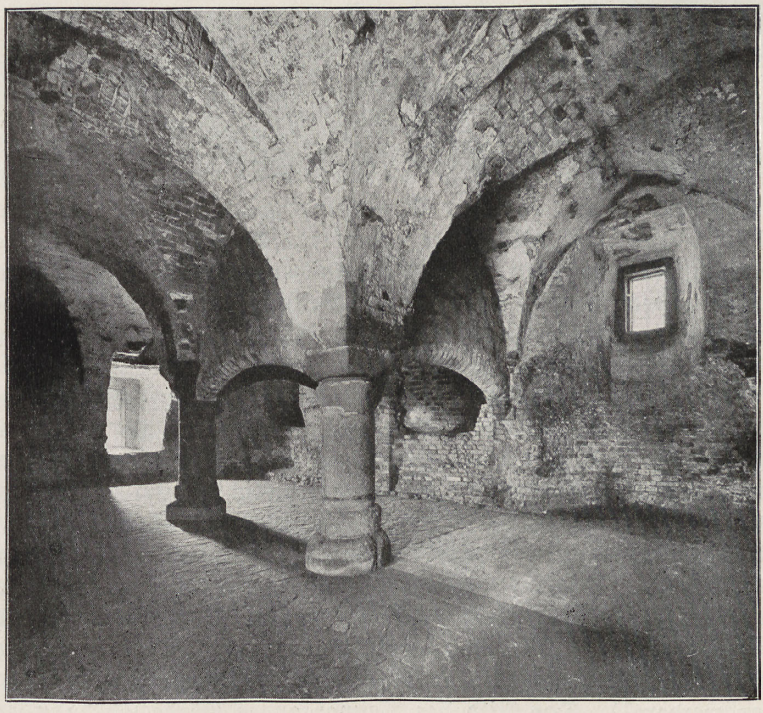


Abb. 20. Lochstedt, Küche.

Aber die Marienburger Frontgliederung unterstreicht schon die innere Einteilung: links die großen Fenster der Kapelle, rechts die Gruppe kleinerer Öffnungen, auf den Kapitelsaal hindeutend. Diese Frontgruppierung wird für die Folgezeit beibehalten und noch klarer durchgebildet. Denkt man z. B. an die Fassade von Mewe oder Gollub, so zeigt es sich, daß auch in Marienburg noch eine Unsicherheit in der Fensterverteilung vorherrscht. Die kleinen und wenig akzentuierten Öffnungen der rechten Haushälfte verschwinden hier fast auf der Wandfläche, während sie in Mewe und Gollub neben den mächtigen Kapellenfenstern ihren Ausdruckswert behaupten.

Von den dekorativen Einzelformen der ersten Anlage blieb vor allem das prachtvolle Kapellenportal erhalten. In Anlehnung an die reichen Portal-

gestaltungen der großen Kathedralen des Westens entstanden, sucht es in kleinerem Format eine entsprechende Fülle von Schmuckformen darzubieten. Stark profilierte, spitzbogige Rippenbögen auf gleichartigen Rippenpfeilern lösen die schräge Laibung des Einganges auf. Plastisches Laub- und Tierwerk verziert die Kapitelle, einzelne Rippen werden ganz von Blattranken übersponnen. Dazwischen steht figürlicher Schmuck unter Baldachinen. An den Seitenwänden der vorgesetzten Eingangsnische spielt eine lebhafte Gliederung durch profiliertes Rippenwerk, in das Figurengruppen eingefügt sind. Im unteren Teil dieser Seitenwände sitzen bunte, glasierte Ziegel, zum Teil mit Tierreliefs ganz orientalischer Art versehen. Eine solche Tierkachel, etwas weniger lebendig in der Linienbewegung des Figürlichen, gehört auch zu den Fundstücken von Brandenburg. Interessant ist die Technik der Skulpturen und Schmuckteile. Als eine Art Terrakotta schnitt man sie aus getrockneten Lehmklumpen heraus und brannte sie dann wie Ziegel.

Versucht man die urkundlichen Nachrichten von der Errichtung der ersten Marienburg mit ihrer stilistischen Stellung innerhalb der Entwicklungsreihe in Einklang zu bringen, so ergeben sich zunächst einige Schwierigkeiten. Die stilistischen Merkmale deuten auf eine Entstehung gleichzeitig mit der Baugruppe um 1290 hin. Unbedingt festliegende urkundliche Angaben über den ersten Ausbau haben sich nicht erhalten. 1276 war anscheinend die Errichtung der Burg bereits geplant, denn damals geschah die Verleihung der Handfeste an die Stadt, wobei ein Komtur erwähnt wird[45]). Aber erst um 1290 dürfte die eigentliche Gründung erfolgt sein, da sich auf diese Zeit mehrere ganz bestimmte Nachrichten von der Verlegung der Komturei Zantir nach Marienburg beziehen. Hätte damals, wie verschiedentlich angenommen wurde, Marienburg als Komturei bereits bestanden, so wäre wohl nur eine „Aufhebung", nicht aber eine „Verlegung" der Burg Zantir in Frage gekommen. Einer der Berichte, allerdings aus späterer Zeit, sagt ausdrücklich: „In dem jare des Herrn 1280 hub diser Hoemeister (Hartmann von Heldungen) an zu fundieren und zu bauen — — —[46])." Noch ältere Chronisten melden, „Marienburg sei aus Zantir erbaut." In Analogie zu der Verlegung der Burg Pottersberg nach Mewe, der Burg Königsberg auf ihre heutige Stelle, muß ein tatsächliches Herüberschaffen der hölzernen Wohngebäude von der alten Burgstelle auf die neue und ihre vorläufige Weiterbenutzung angenommen werden[47]). Das Bild des Bauvorganges würde sich dann, immer in Analogie zu ähnlichen Vorgängen, etwa so gestalten: Am Ende des 8. Jahrzehnts plant man die Einrichtung einer Komturei in Marienburg, mag auch schon den Burgplatz vorbereitet haben, aber erst in der Zeit um 1280—1282 wird das Baumaterial für die Burg von Zantir herübergeschafft. Der Ausbau wird gleich begonnen haben, und zwar hauptsächlich durch Errichtung von Mauern und Außenwerken[48]). Zunächst aber dürften in der Hauptsache die Holzhäuser von Zantir noch eine Zeitlang den Wohnbedürfnissen genügt haben. Der Beginn des steinernen Hausbaues kann schon in den achtziger Jahren erfolgt sein, reichte jedoch wahrscheinlich noch weit in das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts hinein. Quast und neuerdings noch Schmid nehmen in ihren Untersuchungen der Marienburg ein zeitliches Nacheinander der verschiedenen Burgflügel an. Danach wurde „der nördliche Flügel zuerst voll ausgebaut, der Ausbau von zwei weiteren Flügeln schloß sich allmählich daran, — —[49])." Das läßt auf lange Bauzeit mit sich

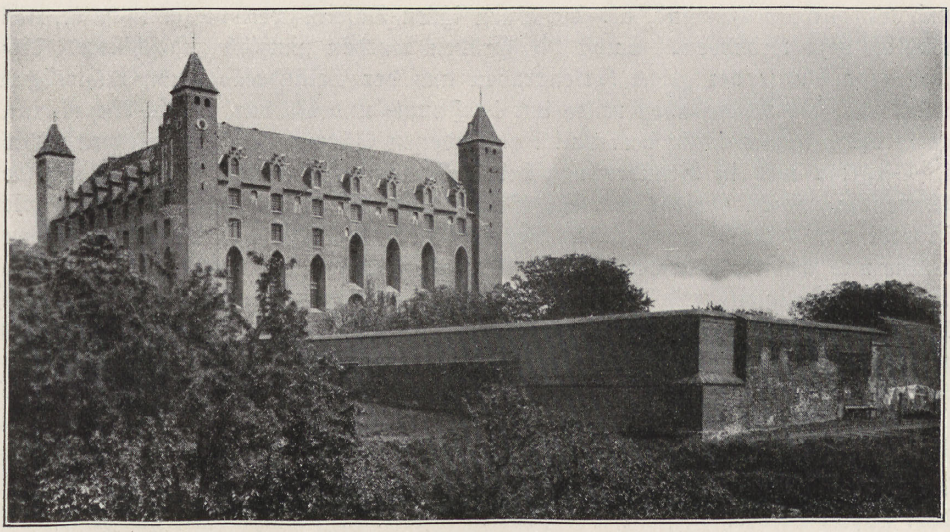


Abb. 21. Mewe, Ordensburg.

deutlich kennzeichnenden einzelnen Bauabschnitten schließen. Wenn dieser Bauvorgang allerdings ebenso wenig restlos bewiesen werden kann, wie die Annahme, daß bereits 1280 die Burg als Steinbau fertig dastand, so vermag er es doch besser, die überkommenen Nachrichten zu erklären. Auch deckt sich eine Datierung der Gebäude um oder nach 1290 mit der stilgeschichtlichen Stellung. Die Bemerkung eines Chronisten, die Marienburg sei kurz vor der Ankunft des Hochmeisters 1309 fertig geworden, bekommt einen Sinn, wenn man die Erbauung im wesentlichen im Jahrzehnt 1290—1300 vermutet[50]). Es soll jedoch betont werden, daß es für eine Stilentwicklung auf Datierungen mit zehn Jahren Unterschied nicht anzukommen braucht, da die entwickelnden Kräfte einmal ungehemmter und einmal rückständiger in Erscheinung treten können.

Was mit dem Umbau der Marienburg im 14. Jahrhundert von älterer Schönheit verloren ging, ahnen wir außer vor dem Kapellenportal noch vor den Resten der Burg Lochstedt. Die Verwandtschaft dieses Ordenshauses mit dem Marienburger Bau vom Ende des 13. Jahrhunderts tritt in Gesamtanlage und Einzelheiten so stark hervor, daß nur durch die Annahme einer gleichzeitigen Entstehung diese Übereinstimmung erklärt werden kann. Lochstedt wird um 1270 gegründet, nachdem sein Landgebiet 1264 durch Tausch mit dem Bischof von Samland an den Orden gekommen war. Auch hier verläuft also ein längerer Zeitraum bis zum Ausbau in Stein. Es mag dabei noch die Gewohnheit des langsamen Bauens in den vergangenen Jahrzehnten nachgewirkt haben. Für Marienburg folgt daraus, daß ein Ausbau zehn Jahre nach der Gründung zu den Baugewohnheiten der Zeit gehört.

Von der einst mächtigen, kastellartig geschlossenen, mit Bergfrit und Vorburg versehenen Ordensburg in dem Winkel von Haff und dessen jetzt versandeter Verbindung mit der See, dem Lochstedter Tief, stehen nur noch zwei fast bis zur Hälfte abgetragene Hausflügel. Sie sind blockartig schwer, heute nach außen hin ohne stärkere architektonische Wirkung. Alles andere: zwei Burgflügel, Turm Abb. 14 bis 16

und Vorburg, verschwand, als die Burg ihren Daseinszweck verloren hatte, allmählich vom Erdboden. Selbst die Gräben wurden gänzlich zugeschüttet. Ursprünglich schnitt der große Hakengraben aus der Geländeecke einen rechteckigen Platz aus, der Quergraben teilte ihn in Haupt- und Vorburg. Die Anordnung entspricht demnach völlig dem üblich gewordenen Schema, das hier wiederum wie in Birgelau und in Brandenburg bei einem ausgesprochenen Abschnittsgelände Anwendung fand, obwohl es mehr für die Lage an einem ebenen Flußufer wie in Elbing und Marienburg paßt. Von Anlage und Gestalt der Burghäuser geben Pläne und Abbildungen des 16. und 18. Jahrhunderts eine Vorstellung. In der Mitte der Landseite erhob sich an der Ecke des Konventshauses der quadratische Bergfrit. Er war in Lochstedt fest in das Häuserviereck eingebaut. Der Torweg zum Innenhof lag im Hafflügel unter der Kapelle. Dort stand auch nach dem Haff zu der Danzkerturm.

Abb. 17 In diesem Hafflügel blieb die Kapelle als kostbares Beispiel früher Raumgestaltung fast vollständig erhalten. Durch sie wird die Vorstellung verwirklicht, die man sich von der von Steinbrecht in Andeutungen vorgefundenen und auf dem Papier wiederhergestellten Kapelle in Marienburg macht. Die gleiche Raumeinteilung kehrt wieder: zwei Joch Kreuzrippengewölbe mit Querrippen, ein Chorgewölbe von jener Vielteiligkeit mit Anwendung der Dreistrahlteilung in den Eckkappen wie in Marienburg. Haffwärts liegen in der Längsmauer drei Fenster, ein viertes durchbricht die Chorwand. Hohlräume in den Mauern der

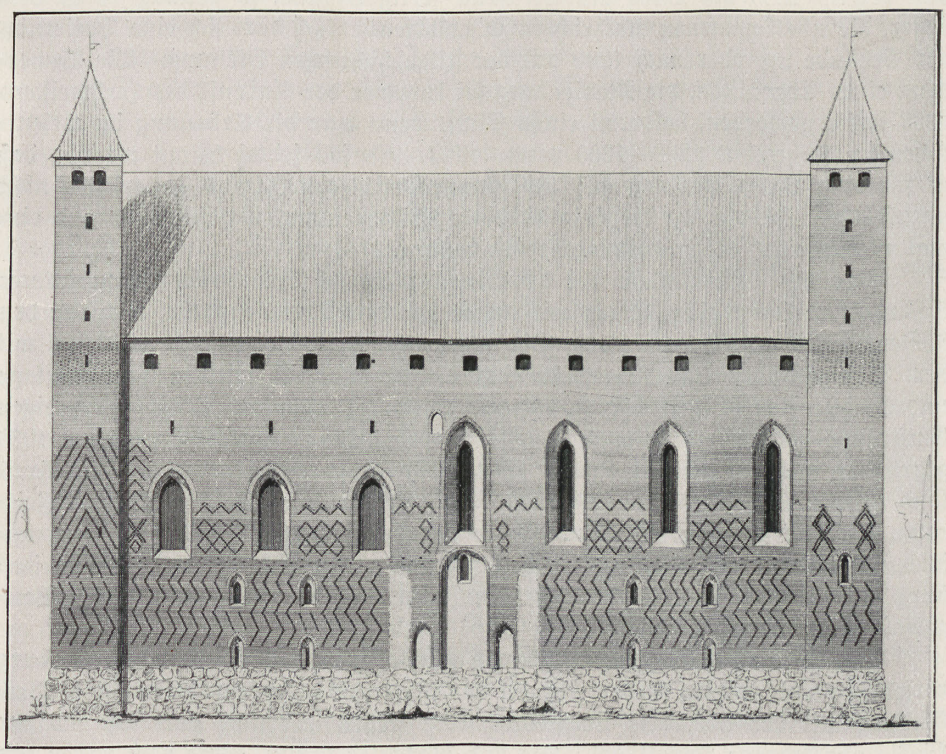


Abb. 22. Mewe, Eingangsseite. Nach Steinbrecht.

Hofseite, wie sie auch in Marienburg vorkommen, bedeuten Zellen für büßende Ritterbrüder. Ein quadratischer Ausbau neben dem Chor nach der Haffseite zu nimmt die Sakristei auf.

Als ein köstlicher Ausdruck des hohen künstlerischen Schmucksinnes im Mittelalter kommen zu dem starken Raumeindruck, von dem später zu reden sein wird, die zahlreichen dekorativen Formen hinzu, die sich reichlich in der Kapelle und an deren Portal erhalten haben. An den inneren Wänden der Kapelle unmittelbar unter den Fenstern zieht sich ein Rundbogenfries hin, ganz von der Art des Schmuckbandes unter den Wehrfenstern an der Vorburgseite der Marienburg. Seine Form ist ein voller Nachklang jenes in der spätromanischen Epoche so beliebten Schmuckmotives. Doch verliert sie sich fast in der Fläche und unter dem Gewirr reich bewegten Rankenwerkes. An den Konsolen und Kapitellen der Dienste haftet Figurenschmuck, oft mit Blattwerk vermischt, großformig und zuweilen sogar ein wenig schwer. Die Rippensteine sind kleiner geworden als in Brandenburg und Balga und von zierlicherer Profilierung, im Verhältnis zu denen der späteren Jahrzehnte jedoch noch etwas schwerfällig. Das Kapellenportal in Lochstedt besitzt zwar keine figürlichen Darstellungen wie das in Marienburg, weist aber kompliziertere dekorative Gliederung auf. Das Gewände ist noch stärker profiliert, Laubwerk überwuchert das Kapitellband. In den Seitennischen sitzt reichste Maßwerkverzierung.

Abb. 18

Abb. 19

Das Erdgeschoß nimmt, links vom Eingangstorweg, in der Hauptsache ein großer Raum ein, mit einer Tonne überwölbt, von der aus spitzbogige Stichkappen sich zur Tür und zu kleinen Fenstern öffnen. Neben ihm liegt ein kleiner Raumabschnitt, bestehend aus zweijochiger, von gratigen Kreuzgewölben überdeckter Kammer mit tonnengedecktem Vorflur; Steinbrecht sucht hier die Bernsteinkammer. Der Raum rechts vom Eingang entspricht in seiner architektonischen Gestalt dem großen Raum der anderen Seite, ist jedoch kleiner. Im Obergeschoß liegt über der Bernsteinkammer ein schmaler, niedriger Raum mit drei Kreuzrippengewölben, der jetzt als Mündung der neueren Treppe und als Vorhalle zur Kapelle dient. Auch an seinen Wänden sitzen Konsolen mit figürlichem Schmuck. Hier befindet sich in der Außenwand eine Treppe, die zum Wehrgang hinaufführte. Der ganze Raum wird in der Haffmauer überschnitten von einem vermauerten Fenster von Größe und Form der Kapellenfenster. Seine profilierten Kanten heben sich noch deutlich aus dem Mauerwerk heraus, und auch ein Teil des Spitzbogens hat sich erhalten. An der entsprechenden Seite der Hofmauer lassen sich ähnliche Verbauungen einer Öffnung feststellen, die in keiner Beziehung zu der inneren Einteilung steht. Da der kleine dreijochige Raum nach Ausweis seiner Formen gleichzeitig mit der Kapelle entstand, können die Verbauungen nur bedeuten, daß man ursprünglich der Kapelle eine größere Länge und ein viertes Seitenfenster geben wollte, aber noch während des Baues den Plan änderte. Der dritte Raum des Obergeschosses war wegen seiner Nähe zur Küche wahrscheinlich der Konventsremter. Er hat leider sein Gewölbe verloren. Seine drei Fenster in der Haffmauer werden merkwürdigerweise nicht von Rippensteinen eingefaßt, sondern durch Auskehlungen der Ecken verziert.

Auch der zweite Flügel büßte durch Abtragung seines Obergeschosses und durch Umbau Wesentliches von seiner ursprünglichen Gestalt ein. Doch enthält er immerhin und sogar in gutem Bauzustande noch beinahe unberührte Räume,

Abb. 23. Gollub, Gesamtansicht der Ordensburg vom Drewenztale aus.

wie z. B. die schwer gewölbte alte Küche und die Gruppe von Gebietigergemächern
Abb. 20 im Hauptgeschoß. Die Küche stimmt in ihrer Anordnung und den gratigen Gewölben mit der des Haupthauses zu Marienburg überein. Der riesige Küchenschlot macht fast ein Sechstel der Grundfläche aus. Die Außenwand und zwei starke, runde Granitpfeiler stützen zwischen den Stichkappen der Gewölbe die Mantelung seines Rauchfanges. Die Küche ist nicht unterkellert. Der anschließende Teil des Flügels scheint jedoch Keller besessen zu haben, jedenfalls hat sich ein solcher in Verbindung mit der Küche erhalten. Das Erdgeschoß wurde von einem einzigen, jetzt verbauten, langgestreckten Raum mit viereckigen Zwischenstützen und gratigem Kreuzgewölbe eingenommen. Die Gebietigergemächer mit ihren schönen Malereien müssen in ihrer Bedeutung für die Entwicklung späterhin noch eingehend betrachtet werden. Von den jetzt verschwundenen Burgflügeln und dem Bergfrit stecken die Fundamente und vielleicht auch ganze Keller noch im Erdboden.

Bei genauerer Untersuchung der erhaltenen Burgreste von Lochstedt ergibt sich nun die unzweifelhafte Tatsache, daß auch dieses Ordenshaus ebenso wie die frühe Marienburg ursprünglich nur dreiflüglig war. Der Flügel am Tief mit den Gebietigergemächern entstammt erst einer späteren Bauzeit. Der Küchenbau ragt über den Hafflügel hinaus ein Stück in den Hof vor. Er gehört, wie ja schon die Bauformen der Küche beweisen, in die erste Bauzeit. Zwischen ihm und dem Hafflügel liegt im Obergeschoß der schmale Gang zum Danzkerturm

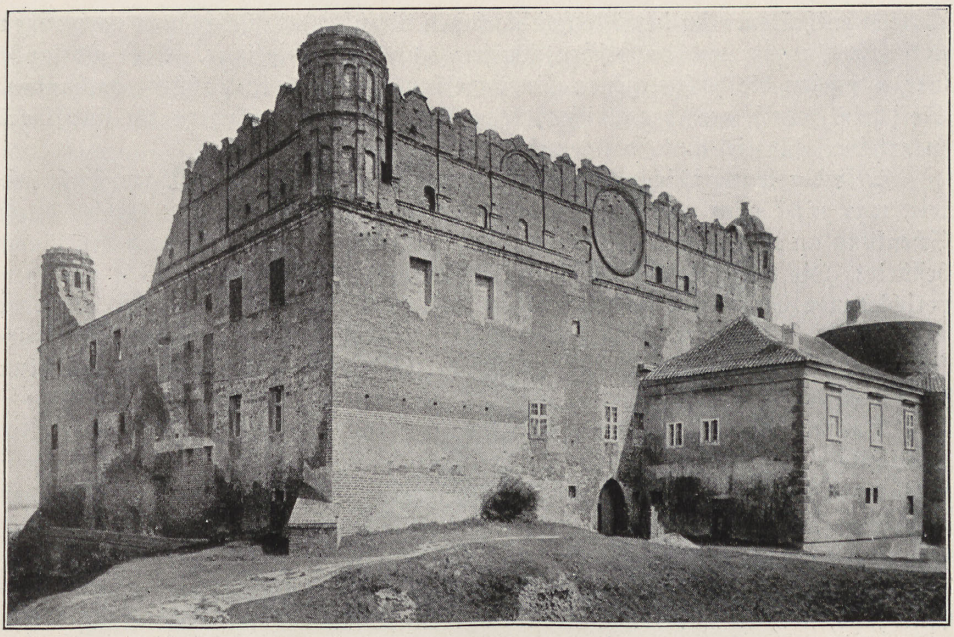


Abb. 24. Gollub, Eingangsseite.

und setzt sich dann in der Außenmauer fort. Da nur eine größere Besatzung einen aufwändigen Danzkerturm erklärt, muß der Gang mit dem Turm aus der Zeit der Komturei, d. h. aus der Frühzeit stammen. Der Raum über der Küche zeigt an der Außenwand die Ansatzteile eines spitzbogigen Gewölbes. Er dürfte jedoch noch in der Ordenszeit, wie der runde, niedrigere Gewölbebogen der gegenüberliegenden Wand beweist, umgebaut worden sein, und zwar im Anschluß an die Errichtung des Tiefflügels. Der landseitige Flügel gegenüber dem Hafflügel ging ursprünglich bis zur Außenmauer der Tiefseite durch. Man sieht das deutlich an den jetzt vermauerten Erdgeschoßbögen mit zwischengestellter, quadratischer Gewölbestütze innerhalb der früheren Ansatzfläche dieses Flügels. Ein Teil seines Erdgeschoßraumes blieb in den letzten Gewölbejochen des Tiefflügels noch erhalten. Trotz der Gleichheit aller Gewölbeformen ist er unschwer an der viel besseren Mauerung und vor allem an dem Gewölbepfeiler aus drei nicht ganz behauenen Granitblöcken im Gegensatz zu den gemauerten Pfeilern des übrigen Flügels zu erkennen. Seine ursprüngliche Begrenzung, die Hofmauer des Landflügels, wurde beim Umbau weggeschlagen, so daß der Raumteil mit dem neu errichteten Hafflügel ein einheitliches Erdgeschoß bildet. Die Mauernaht zwischen beiden Teilen läßt sich jedoch noch deutlich im Gewölbe feststellen. Die Außenmauer bildete schon den Abschluß der ersten Burganlage; sie besitzt daher Durchbrechungen nur von der Schloßküche und von dem Raumteil des ehemaligen Landflügels aus. Der Erweiterungsbau ist nach den Formen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden.

Über die Einrichtung der übrigen Flügel lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Sie haben wohl Kapitelsaal und Dormitorium über den Wirtschafts-

räumen enthalten. In der Mauerdicke lagen die üblichen Wehrgänge nach außen und zum Burghof und dazwischen Waffen- und Vorratsspeicher. Eine Vorlaube war, wie schon die hochgelegenen Eingänge beweisen, auch in Lochstedt vorhanden. Sie scheint jedoch, nach der gleichmäßigen Reihe von Balkenlöchern am Hafflügel zu urteilen, gänzlich aus Holz gewesen zu sein.

Abb. 21 Mit der Baugeschichte der Marienburg hat die der Burg Mewe Ähnlichkeit, was nicht ganz auf Zufall beruhen kann. 1276 kommt das Gebiet durch Schenkung an den Orden. Aber erst 1282 wird diese Schenkung durch den Papst bestätigt. Die Übertragung der Burg Pottersberg nach Mewe geschieht nach den verschiedenen Chronisten in den Jahren 1281, 1282 oder 1283. Ein Ausbau der Burghäuser in Stein wird auch hier nicht vor dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts erfolgt sein, da sonst die Verlegung der Gebäude kaum einen Sinn gehabt hätte.

Nur das Gerippe der steinernen Hauswände gibt uns heute Auskunft über Einrichtung und Stil der Burg, alle wichtigen Einzelheiten, den ganzen inneren Ausbau haben die letzten Jahrhunderte vernichtet. Der Burgplatz am Ufer des Ferseflusses, hart an seiner Mündung in die Weichsel, verläuft ungefähr dreieckig. Ein Graben trennt ihn von den weiter ansteigenden Uferhöhen, ein zweiter von dem Gebiete der Stadt. Mitten in diesem Gelände liegt das quadratische Konventshaus, noch einmal von Gräben umgeben. Man wird zur Erklärung dieser unregelmäßigen Anlage einen älteren pommerellischen Burgplatz vermuten müssen, obwohl sie merkwürdigerweise gleichzeitig ganz ähnlich in Papau vorkommt.

Plan 7 Das Haupthaus besitzt die typische Form des vierflügeligen Kastells. An drei Ecken erheben sich schlanke, quadratische Türmchen, leicht vorspringend; an der vierten, der gefahrdrohenden höheren Hügelseite entgegen, ragte der Bergfrit empor, ebenfalls viereckig und leicht vorspringend wie in Lochstedt, die inneren Ecken jedoch ein wenig abgekantet. Sein Stumpf ist nur bis zur Haushöhe auf uns gekommen. Ein viertes Türmchen von der Art der anderen wurde bei einer neuzeitlichen Wiederherstellung auf die äußere Bergfritecke aufgesetzt. Im Eingangsflügel lagen wie bei anderen Burgen Kapelle und ein zweiter großer Raum, wohl der Kapitelsaal. Eine hölzerne Vorlaube, deren oberer Umgang auf eingemauerten granitenen Kragsteinen ruhte, umgab den Hof. Die Kapelle soll nach älteren, nicht ganz verbürgten Angaben bereits von einem Sterngewölbe überdeckt gewesen sein. Die Burg besaß besonders hohen Speicheraufbau in mehreren Stockwerken übereinander. Das Wehrgangsystem hat sich gut erhalten. Die Wehrgänge laufen auf den Außenmauern durch die wachtturmartigen Ecktürmchen. Auch die Hofmauer des Haupthauses trägt einen engen Laufgang, während sich bei den anderen Innenseiten die Wehrfenster unmittelbar vom Wehrgeschoß aus öffnen. Ein späterer, noch mittelalterlicher Umbau hat den Eingang vermauert und einen neuen neben dem Turm angelegt.

Der Stil der Burg Mewe, der sich aus dem Baubefund ergibt, spricht durchaus für eine Entstehung in der dritten Stilphase des ordenspreußischen Wehrbaus. Die Großformigkeit des Aufbaus, die einfache Raumteilung im Inneren gehören zu den Merkmalen dieser Epoche. Einzelheiten, die über den Stil der
Abb. 22 Marienburg hinausgehen, wie z. B. die klarere Durchbildung der Eingangsfassade, die Sterngewölbe der Kapelle, deuten vielleicht darauf hin, daß auch noch das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts an dem Ausbau beteiligt war.

Von Mewe aus gewinnt man eine Möglichkeit, die etwas schwierige Einordnung der Burg Papau in die stilgeschichtliche Entwicklung zu finden. Aus urkundlichen Erwähnungen vom Jahre 1288 kann man nur auf das Vorhandensein einer Komturei schließen. Sie geben an sich noch keinen Grund ab, einen Steinbau anzunehmen, denn auch andere Komtureien des Kulmerlandes wurden erst später ausgebaut. Doch sprechen die altertümlichen Bauformen der Burgruine für eine frühe Erbauung. Plan 6

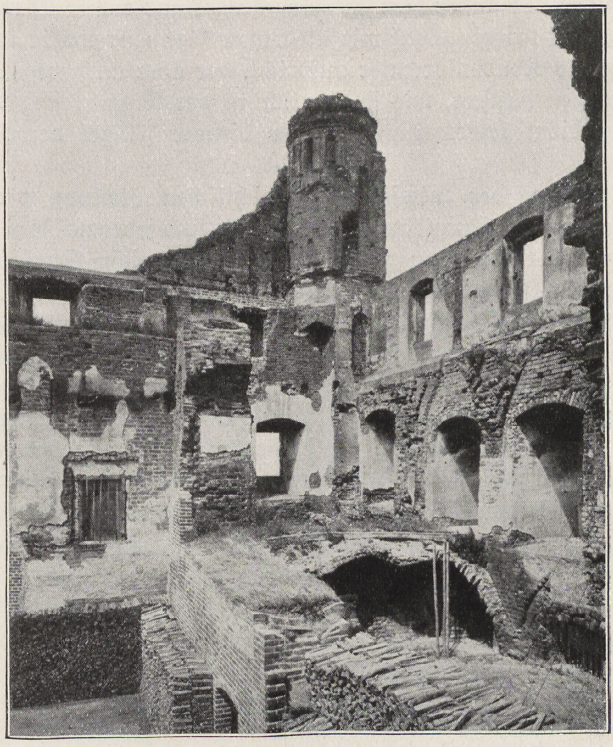


Abb. 25. Gollub, Inneres der Burgruine.

Wie Mewe liegt auch Papau in einem Geländedreieck, das ungünstig von höheren Talrändern überragt wird. Die Hauptburg nimmt jedoch nicht die Mitte des Burggeländes ein, sondern aus einer Ecke desselben wird sie von einem Hakengraben herausgeschnitten. Sie hat, wie es nun nicht anders mehr möglich ist, quadratischen Grundriß. Um dem Burghaus die Oberhand über die benachbarten Höhen zu sichern, ist sein Erdgeschoß besonders hoch aufgeführt. Das Hauptgeschoß schiebt sich infolgedessen in die Höhe bis dicht unter den Wehrgang hinauf. Auf diese Weise wirkt die Burg wie auf einen Sockel gestellt. Auch der Eingang in den Burghof ist in die Höhe gerückt und mit einer Rampe versehen, zu der der Weg beträchtlich ansteigt. An den Ecken des fast ganz aus Feldstein gebauten, vierflügeligen Hauses stehen wie in Mewe kleine Eckverstärkungen. Der Bergfrit fehlt jedoch, vielleicht weil, wie Steinbrecht annimmt, das hoch aufragende Burghaus ihn überflüssig macht. Kapelle und Kapitelsaal im Eingangsflügel haben

gleiche Flächenausdehnung und auch gleiche Höhe, während bei den übrigen Burgen die Kapelle immer noch ein ganzes Stück über die anderen Räume in das Speichergeschoß aufsteigt. Infolge dieser Anordnung liegen in Papau die Fenster beider Räume in einer Höhe und haben dieselbe Größe. Nur die Orientierung und eine Nische in der Chorwand geben die Möglichkeit, die beiden mit einfachen Kreuzgewölben versehenen Säle zu unterscheiden. Zwischen ihnen befindet sich über dem Torweg der kleine Zwischenraum, den schon die alte Marienburg und Lochstedt aufwiesen und der bis zur Spätzeit der Ordensarchitektur typisch bleibt. Der Verfall des Hauses hat außer dem Eingangsflügel nur wenig übrig gelassen. Im östlichen Burgflügel lag ein Saal mit niedrigem Tonnengewölbe und Stichkappen, den Steinbrecht als Konventsremter anspricht, der aber auch wegen seiner kleinen, schießschartenartigen Fenster, wie sie ähnlich in der Marienburg vorkommen, als Dormitorium gedient haben könnte. Der hintere Flügel der Burg fehlt fast vollständig.

Zur Beurteilung der entwicklungsgeschichtlichen Stellung werden vor allem die Gewölbe der beiden Haupträume wichtig. Es sind jedesmal drei Joche einfachen Kreuzgewölbes mit trennenden Querrippen. Das reiche Gewölbe im Chorjoch der Kapelle, das in Marienburg und Lochstedt vorhanden war, fehlt hier. Man braucht jedoch darin kein Zeichen älterer Entstehung zu sehen, Papau bekundet in mancher Beziehung, besonders durch seine geringen Ausmaße und durch Verzicht auf reicheres Zierwerk, mindere Bedeutung als andere Ordensburgen. Man mag hier etwas weniger auf letzte Sorgfalt in der Ausgestaltung bedacht gewesen sein und sich ohne Neuerungsbestreben an die alten Formen gehalten haben. Der Profilstein der Kapellenrippen besitzt geringere Ausdehnung als der von Lochstedt, ist aber schwerer in seiner Linienführung, als es bei späteren Bauten üblich wird.

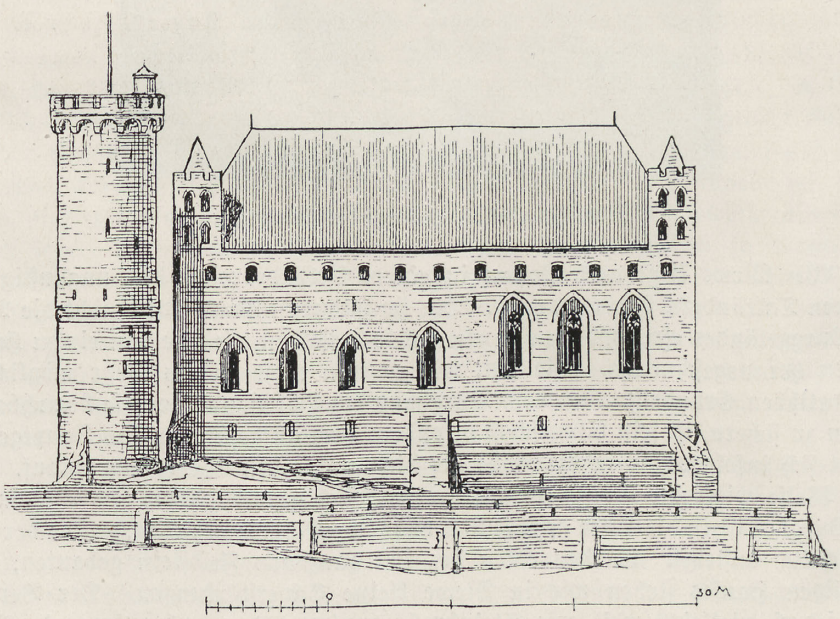


Abb. 26. Gollub, Fassade des Hauptflügels. Nach Steinbrecht.

Dieses und die allgemeine primitive Anordnung der Burgflügel mag als Grund für eine Datierung in der Anfangszeit der dritten Stilstufe gelten.

Von einwandfrei gesicherten historischen Nachrichten kann zum ersten Male die Datierung der Burg Gollub ausgehen. Sie liegt an der Drewenz, einem Nebenfluß der Weichsel, der die Südgrenze des Kulmerlandes bildet. Erst 1296 wird das Gebiet aus bischöflichem Besitz erworben. Peter von Dusburg schreibt die Erbauung der Burg dem Landmeister Konrad Sack zu, dessen Amtszeit in die Jahre 1302—1306 fällt. Wenn Konrad Sack sich auch schon seit 1296 im Kulmerland, und zwar als Landkomtur und dann als Komtur von Thorn aufhielt, so war doch der Burgbau und die Einrichtung einer Komturei zweifellos Sache des Landmeisters. Nach 1300 kann, wenn von einem Burgbau die Rede ist, im Kulmerland nur an Stein gedacht werden. Für dieses Material spricht auch die Tatsache, daß der Landmeister sich die neue Burg als Altersitz wählte. Er mag während dieser Mußezeit den Ausbau vollendet haben. So läßt sich die Erbauung von Gollub ziemlich genau auf das erste Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts festlegen. Es ist schließlich für die Entwicklung belanglos, ob sie ein paar Jahre früher begonnen oder später beendet wurde.

Die Burg, jetzt malerische Ruine, erhebt sich, in den Hauptformen noch gut erhalten, als Abschnittsbefestigung über dem Drewenztal. Zwei tiefe Gräben zerlegen die ziemlich weit vorspringende Bergnase in Vorburg und Hauptburg. Diese altertümliche Anordnung deutet darauf hin, daß sich schon in Vorordenszeit an dieser Stelle ein Burgplatz befand. Denn der Orden hat damals bei freier Platzwahl keine Berghöhen aufgesucht. Die bischöfliche Burg brachte wohl die Überlieferung auf die Ordensritter. Man merkt trotz alledem dem Burggelände den neuen Geist an, der mit dem Beginn der Epoche den Ordenswehrbau ganz allgemein beherrschte. Das regelmäßige Burgschema der Niederung wurde einfach auf die Abschnittsbefestigung übertragen. Mit großem Aufwand zwängte man das unregelmäßige Berggelände in geradlinige und rechtwinklige Burgplätze hinein, indem man durch umfangreiche Erdarbeiten die Steilhänge zustutzte. Die so gebildeten Bergblöcke der quadratischen Hauptburg und der etwa doppelt so großen rechtwinkligen Vorburg bleiben als Wehranlagen an dieser Stelle gänzlich fremdartig. Ihr Sinn verliert sich geradezu, weil in dieser Höhe und bei so starkem Steilabfall eine derartig auf die Spitze getriebene Flankierung eigentlich überflüssig wird. Von den Mauern und den Häusern der Vorburg blieb kaum etwas bestehen. Ein Parcham, den Wehrmauern an den Bergrändern abschlossen, lief rund um die vierflügelige Hauptburg. Auch die Eingangsseite der Vorburg schützte ein solcher Parcham. In der rechten Parchamecke, unmittelbar vor der Hauptburg, stand dicht am Abschnittsgraben der nur noch bis zur Hälfte überkommene runde Bergfrit. Der Zugang zu seinem Innern erfolgte mit Hilfe einer Fallbrücke vom Wehrgang der Burg aus. Auch an der anderen Eingangsecke scheint ein allerdings nur kleiner Turm gestanden zu haben. Der Eingang in den inneren Burghof lag wie gewöhnlich als Torweg in der Mitte des Burgflügels an der Vorburgseite. Man gelangte zu ihm über den Graben mit Hilfe einer Brücke, die durch eine Zugbrücke unterbrochen wurde. Der Vorburgflügel ist jedoch nicht wie bei anderen Häusern der Hauptflügel der Burg, d. h. er enthält nicht die Kapelle, sondern er beherbergte nur eine Reihe kleinerer Räume, Gebietigergemächer, wohl für den Komtur bestimmt. Der Flügel mit den Haupträumen,

Abb. 23

Plan 8

Plan 9

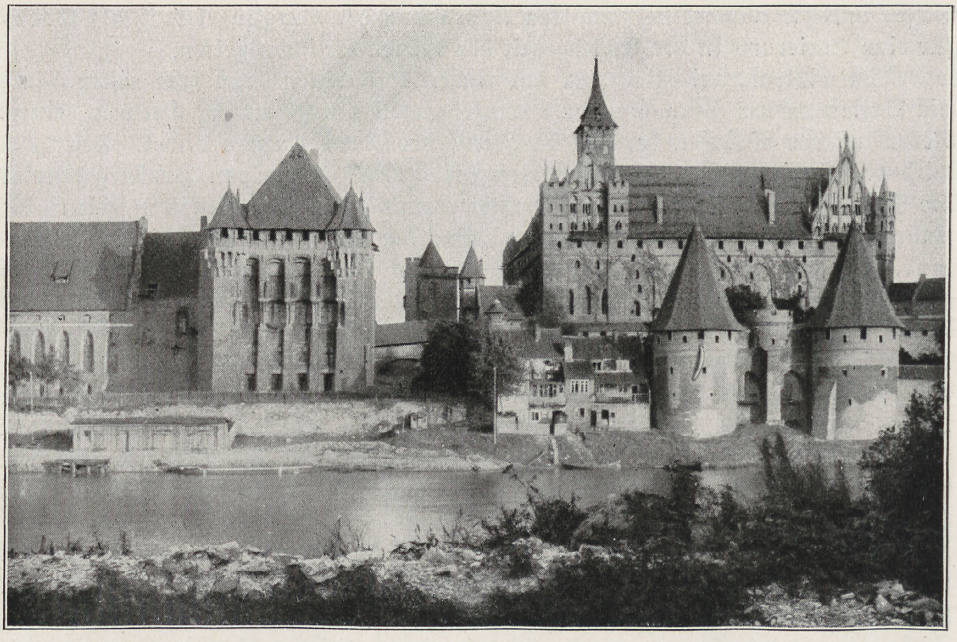


Abb. 27. Marienburg, Ansicht der Flußseite.

Kapelle, Kapitelsaal und kleinem Zwischenraum, durch größere Breite bevorzugt, schließt sich rechts vom Eingang rechtwinklig an den Vorburgflügel an. Ihm gegenüber scheint im dritten Flügel sich der Schlafsaal befunden zu haben, während der vierte Flügel einen Saal mit den typischen Merkmalen des Konventsremters und daneben die Sakristei der Kapelle und einen kleineren Raum aufnahm. Um den Hof lief auch hier eine hölzerne Vorlaube. Für Speicherräume über dem Hauptgeschoß war auch in Gollub Sorge getragen, ebenso für ein vollständig durchgebildetes Wehrgangsystem auf den Hausmauern. Durch gemauerte Wendeltreppen neben Kapelle und Remter war es zugänglich. Keller und Erdgeschoß besaßen ungefähr die gleiche Einteilung wie das Hauptstockwerk. An Wölbformen kamen hier einfache Tonnen, Stichkappentonnen und gurtrippiges, schweres Kreuzgewölbe vor.

Abb. 24 und 25

Einzelheiten und namentlich solche, durch die sich die stilistische Entwicklung am klarsten kundgibt, haben die Umbauten der nachmittelalterlichen Jahrhunderte vielfach vernichtet. Schon in der Außenerscheinung wurde der strenge Charakter einer Ordensburg der dritten Stilperiode durch barocke Mauerbekrönung aus polnischer Zeit ziemlich verwischt; sie gibt dem schweren Mauerwürfel etwas phantastisch Ausflackerndes. Diese Bekrönung zieht sich zwischen den mittelalterlichen Ecktürmchen hin, die unmittelbar aus den Hausecken herauswachsen und nicht vorgebaut wurden wie in Marienburg, Mewe u. a. O. Auch das niedrige Haus vor der Eingangsfront stammt aus der polnischen Herrschaft. Die Kapelle, der kostbarste Raum des Schlosses, zeigt alle die Einrichtungen, die sich als typisch durch die Entwicklung hinziehen. Von den drei Gewölbejochen blieb das an der Chorwand noch erhalten, während die anderen bereits eingestürzt sind. In Gollub wagte man es, soweit die erhaltenen Denkmäler ein Urteil erlauben, auf preu-

ßischem Boden zum ersten Mal, das in Marienburg und Lochstedt bereits schüchtern angewandte Prinzip der Kappenteilung bis zur vollen Konsequenz durchzuführen. Alle von den Diagonalrippen gebildeten Kappen eines Kreuzgewölbes werden, um seine Festigkeit zu erhöhen, noch einmal durch den bekannten Rippendreistrahl in drei kleinere Kappen zerlegt. Dadurch entsteht das einfache vierstrahlige Sterngewölbe. Die Chorwand der Kapelle hat noch geraden Verlauf, wird jedoch von einer breiten Nische ausgehöhlt, in der das nur schmale Chorfenster liegt. Rechts und links von der großen Nische befinden sich kleinere, die auch sonst in Kapellen vorkommen und kultlichen Zwecken dienten. Drei hoch aufsteigende, spitzbogige Fenster in der Hauptwand verraten nach außen hin sofort Abb. 26
die Lage des Gottesraumes. Auch Bußzellen wie in Marienburg und an anderen Stellen sitzen als kleine Hohlräume in der Mauerdicke. An Einzelformen finden sich Gewölbekonsolen mit figürlichem Schmuck und Profilsteine, deren Linienführung bereits komplizierter und zierlicher als bei der älteren Gruppe der Stilphase wurde. Die Wölbform des Kapitalsaales ließ sich nicht mehr feststellen, Steinbrecht nimmt ebenfalls Sterngewölbe an.

In der Geländeform hat mit Gollub eine andere Burg des Kulmerlandes große Ähnlichkeit, Leipe. Auch sie ist Abschnittsbefestigung. Doch springt hier die niedrige Landzunge nicht in ein Flußtal, sondern neben einem See in sumpfige Niederung vor. Auch in Leipe wurde das unregelmäßig begrenzte, natürliche Gelände deutlich erkennbar durch Erdarbeiten in das regelmäßige Schema eingezwängt. Die langgestreckte Vorburg, — nur eine Langseite springt etwas aus der Rechtwinkligkeit heraus, — liegt deckend vor der fast quadratischen Hauptburg. Die Parchamecken wurden durch Schrägführung der Mauern abgestumpft. Mauerzüge und Kellerreste lassen den Grundriß eben noch erkennen. Im übrigen ist die Burg vom Erdboden verschwunden. Auch von dem Konventshaus Schönsee, das als polnische Burg unter dem Namen Kowalewo schon 1222 genannt wird, blieben nur wenige Bodenspuren zurück, nicht einmal so viel, daß der Grundriß hinreichend zu klären wäre. Ein drittes Konventshaus, Welsas, ebenfalls 1222 als „ehemalige Burg“ angeführt, dürfte nie in Stein ausgebaut worden sein.

Versucht man zusammenfassend ein fester umrissenes Bild von der entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung dieser dritten Stilphase zu gewinnen, so kann das angesichts der immerhin zahlreichen und leidlich erhaltenen Denkmäler nicht so schwer und problematisch sein, wie bei den vorhergehenden Entwicklungsstufen. Allein die Tatsache, daß nun zum ersten Male eine Allgemeinform der preußischen Burganlage sich durchgesetzt hat und für alle Folgezeit als Grundlage maßgebend bleibt, gibt der Epoche ein festes Gepräge. Die dritte Generation versucht diese neue Form nach und nach mit all ihren Konsequenzen zu erfassen, und daher haftet ihren Bildungen noch etwas Ringendes und Schweres an. Sie beherrscht die Gestaltungsmöglichkeiten noch nicht so souverän, daß sie wie die folgende Stufe damit spielen könnte. Ihre ganze Kraft braucht sie noch, um die gestellten Aufgaben in ihren allgemeinen Grundlagen zu bewältigen. Das Drängende, Kraftvolle, das fühlbare Reifen der jungen Formen, die zuweilen wie aus jugendlichem Schöpfermut zu einem Übermaß gesteigert werden, bilden Eigenheiten von Kunstentwicklungen und Künstlern in ihren Anfangsstadien. Auf Jugendäußerungen von unverhüllter Kraft bis zu ungelenker Schwere beruht der besondere Reiz dieses reifenden Stiles.

Betrachtet man daraufhin noch einmal die Grundrißbildungen der Epoche, so erscheint vor allem die oft schwerfällige, fast sogar sinnlose Geländezustutzung durch umfangreiche, später gern vermiedene Erdarbeiten bezeichnend. Sie mag noch ein Nachklang des Erdburgenbaues sein, bei dem das Bewegen großer Erdmassen schlechterdings unerläßlich war. Gewiß hat man auch später auf ein breites und tiefes Grabensystem immer größtes Gewicht gelegt, aber Erdterrassierungen, wie sie in Lochstedt an der Haff- und an der Tiefseite, zudem in Mewe, Papau, Leipe usw. vorkommen, werden später immer seltener. Die Burganlage von Gollub wirkt durch ihre Geländeeinzwängung fast zyklopenhaft und gigantisch.

Die Lage der einzelnen Burgflügel zueinander entspricht in dieser Zeit noch ganz der Entstehung und Entwicklung des Ordenskastells. Sie sind als einzelne Häuser aneinander geschoben, ihre Räume, von den Hausmauern klar umschlossen,

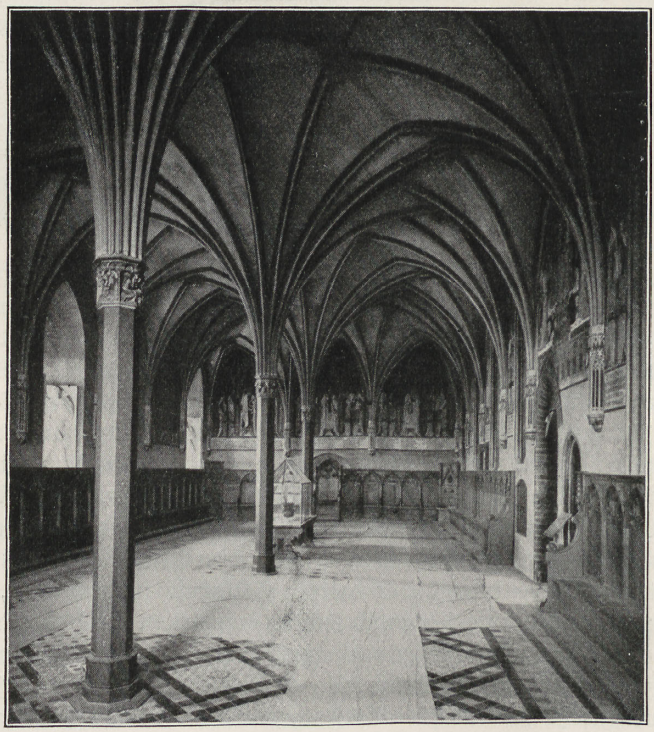


Abb. 28. Marienburg, Kapitelsaal.

greifen nirgends ineinander über. Bei der Marienburg lagen zwei von Parcham zu Parcham vollständig durchlaufende Burghäuser einander gegenüber, das dritte Haus schob man der Bauidee nach einfach an der einen Seite in den Zwischenraum hinein, so daß es gegenüber den anderen Flügeln wesentlich kürzer wurde. Die Zwischenteilungen innerhalb der Hausflügel erfolgten nach gleich einfachen und klaren Gesichtspunkten. In Mewe fand sich dieselbe Anordnung von zwei Langflügeln mit eingeschobenem dritten Flügel, nur kommt hier zum Burgbering der Turm als besonderes Glied hinzu. Für die Burgengruppe der Epoche bleibt gerade die Stellung des Bergfrits außerordentlich charakteristisch. Einmal erhebt

er sich ganz frei und isoliert neben dem Hause wie in Gollub, entsprechend der älteren Anordnung, die ihn, z. B. in Graudenz, noch als selbständiges Verteidigungswerk, dem sich die Hausbauten unterordneten, auffaßte. Daneben erscheint er jetzt im festen Verbande mit den Burgflügeln, wie in Lochstedt und Mewe und vorher schon in Brandenburg. Beide Lösungen waren noch schwer und ungelenk, dem besonderen Verteidigungscharakter der Ordensburg durchaus nicht angepaßt.

Abb. 29. Marienburg, Kapelle des Haupthauses.

Der isolierte Standpunkt trennte Haus und Turm in zwei im Grunde selbständige Verteidigungswerke, beeinträchtigte also das einheitliche Zusammenwirken. Die feste Verbindung mit dem Hause knüpfte die Verbindung zu eng und hob die ursprüngliche Bestimmung des Bergfrits, unabhängiges Bollwerk innerhalb des Ganzen zu sein, fast gänzlich auf. Erst der folgenden Generation war es beschieden, die wirklich ideale Lösung zu finden. In Papau kam die gleiche einfache Hausanordnung wie in Mewe mit zwei gegenüberliegenden und zwei eingeschobenen Flügeln zur Anwendung. In Gollub zeigt sich bereits eine etwas andere Einteilung. Ein Flügel wird als Hauptbau betont und läuft in ganzer Breite

durch. An ihn schließen sich Seitenflügel an und reichen, um die Hausbreite des Hauptflügels verkürzt, bis zum gegenüberliegenden Parcham. Auf diese Weise ist nur der vierte Flügel als kurzer Zwischenbau gestaltet. Aber auch diese Anordnung entsprang noch einfachem, unkompliziertem Aneinanderschieben der vier Häuser. Ihre Außenmauern und Innenteilungen reichen folgerichtig durch alle Stockwerke, nirgends findet sich, wenn nicht durch späteren Umbau hervorgerufen, ein räumliches Übergreifen eines Flügels in den Bezirk des anderen.

Für den äußeren Aufbau des Ordenshauses bleibt auf dieser Stilstufe eine schwere, anfangs fast dumpfe Mauerhaftigkeit bezeichnend. Es gelingt noch nicht, trotz aller dekorativen Versuche, der festen, mehrere Meter dicken Hausmauer, die zugleich Wehrmauer ist, einen leichteren, flüssigeren Charakter, mehr Wohnlichkeit, die sie doch dem inneren Zweck entsprechend ebenfalls verkörpern mußte, zu geben. Das liegt im wesentlichen wohl daran, daß man es noch nicht wagt, den Wehrbau mit großen und reichlichen Fensteröffnungen zu durchbrechen. Beweis dafür ist z. B. die Nogatseite der Marienburg, die trotz der Blenden ihre Mauerschwere nicht los wird, weil die große Fenstergliederung fehlt. Auch der Nordseite der Marienburg muß ursprünglich der gleiche Charakter eigen gewesen sein. Wie Steinbrecht feststellte, wies sie selbst im Hauptgeschoß nur kleine Mauerschlitze auf. Nicht anders verhält es sich mit einzelnen Burgseiten in Papau, Mewe, Gollub, soweit sie erhalten oder rekonstruierbar sind. Gerade Gollub gibt in seiner Außenerscheinung noch ein gutes Bild von dem unaufgelöst Festungsartigen einer Ordensburg jener Zeit. Nur die Fassade des Hauptflügels mit Kapelle und Saal macht jetzt schon eine Ausnahme. Wie zaghaft und unorganisch jedoch die Einteilung durch Fensteröffnungen beginnt, wurde bereits in Marienburg festgestellt. Schon allein das Verhältnis der Fenster zu der Mauerhöhe gibt zahlenmäßig eindeutig Aufschluß über die Fassadenentwicklung. In Marienburg machten die alten Kapellenfenster, die Laibungen mitgerechnet, weniger als ein Drittel der Gesamthöhe aus. In Lochstedt, Mewe, Gollub betrug ihre Höhe gerade ein Drittel. Später wächst sie sogar bis zur Hälfte der Hauswand an. Ähnlich verhält es sich mit ihrer Verteilung auf die Breite der Fassade. Auch hier erlangen sie erst in der folgenden Epoche ein bestimmendes Übergewicht. Die bei späteren Burgen so typische Portalnische, die z. B. in Rheden die Hauptfassade mit eindrucksvoller Klarheit in zwei Hälften gliedert, kommt in der dritten Stilperiode noch kaum zur Wirkung. In Lochstedt fehlt sie gänzlich. Die Öffnung des Torweges duckt sich niedrig mit gedrücktem Spitzbogen tief unter den Fenstern. In Gollub bleibt sie eine unarchitektonische Höhlung in der Hausmauer. Die Anlage des Einganges wurde in Mewe durch den späteren Umbau verwischt, doch ging auch hier die Nische nicht über das Erdgeschoß hinaus. Die Mitte der Fassade bezeichnete in Marienburg wie vorher in Graudenz noch ungeschickt ein Mauerpfeiler. Die zur Seite geschobene Eingangsöffnung erhielt allerdings durch die tiefe, hoch aufsteigende Nische schon monumentalere Gestalt.

Von den Raumwirkungen dieser Stufe geben nur noch Kapelle und Vorraum in Lochstedt unmittelbare Vorstellungen. Alle anderen Kenntnisse müssen aus den Ruinen durch Rekonstruktion erst erschlossen werden. Die starke kubische Einfachheit des Raumkörpers fällt sofort auf. Sie könnte im Vergleich mit den späteren reichen Raumformen fast nüchtern genannt werden, wenn nicht in ihrer Schlichtheit zugleich etwas kraftvoll Frisches und drängend Lebendiges läge und

wenn nicht die dekorativen Elemente belebend mitsprächen. Nur an der Chorseite setzt durch reichere Gewölbebildung oder Ausnischung eine Komplikation der Raumform ein. Im übrigen aber wirken die einfachen, nur wenig steilen Kreuzgewölbe für den oberen Abschluß des Raumes bestimmend und tragen dazu bei, seine Grenzen überall durch feste Wände klar fühlbar zu umspannen. Auch die dekorativen Elemente, die Maßwerkfüllungen der Fenster und Nischen bleiben in der Fläche und lösen den festen Kubus nicht sonderlich auf, so reich sie auch in der Einzelbildung sind. Als einen nur primitiven Ausdruck der Raumvorstellung dieser Zeit darf man vielleicht die kastenartige Saalform der Kapelle zu Papau

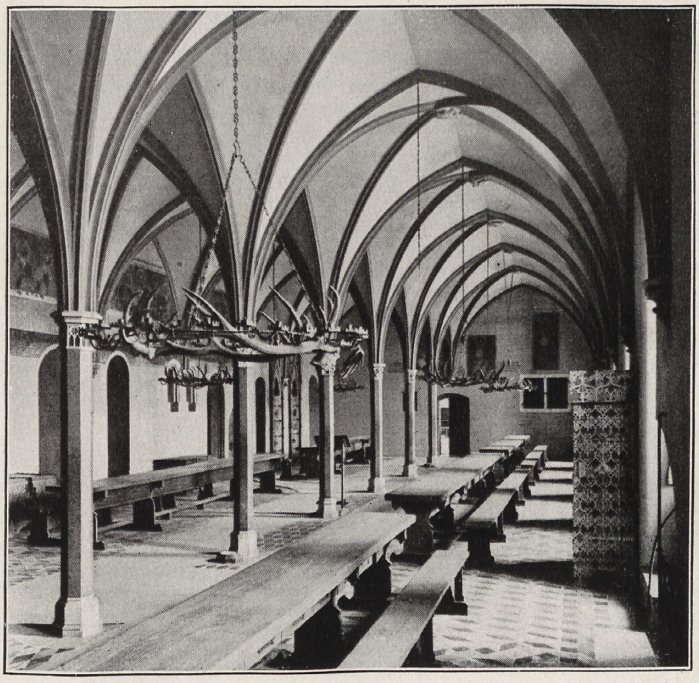


Abb. 30. Marienburg, Remter.

auffassen. Wie bei allen Kapellen dieser Gruppe beträgt das Ausdehnungsverhältnis ihres Grundrisses 2 : 1, die Höhe des Raumes etwa 1½. Gleichmäßigen Abschluß erhält er durch die drei Kreuzgewölbe. Die Ausnischung der Chorwand, ein Versuch, der Raumrichtung ein Schwergewicht zu geben, schlägt für die Raumwirkung kaum durch. Die künstlerische Gestaltung durch Einzelheiten tritt vollständig zurück. In der Kapelle zu Gollub ändert sich am Grundriß nur wenig, dagegen ist ihre Höhe gesteigert und ebenso groß wie die Längenausdehnung des Raumes, während er in Marienburg und Lochstedt ungefähr wie in Papau proportioniert war. Das Sterngewölbe zu Gollub bereichert den oberen Raumabschluß nicht unwesentlich, scheint aber noch mehr in der Fläche gelegen zu haben. Auch hier wird die Chorwand nur durch eine Nische wie in Papau betont.

Die Verwendung der dekorativen Elemente in der Kapelle zu Lochstedt kann wohl als bezeichnend für die ganze Epoche angesehen werden. Im Vollgefühl

künstlerischer Kraft kommen Schmuckformen reichlich zur Anwendung; sie werden jedoch nie raumbeherrschend, sondern bleiben immer flächeschmückend innerhalb der Raumbegrenzung. Die plastischen Dekorationen, vor allem die Konsolensteine weisen große, schwere Formen und ganz einfache Einteilung auf, während sie später vielfiguriger und komplizierter angeordnet sind. In den Profilsteinen erreicht die Epoche die Befreiung von der ungelenken Schwere der Frühzeit und gelangt zu einer schlichten aber kraftvollen Bewegung in der Linienführung, doch ist sie noch fern von der Eleganz, die erst mit der folgenden Generation wach wird. An der Außenmauer findet sich die merkwürdige Nischengliederung an der Nogatseite der Marienburg nur noch dort, aber auch sie dringt nicht tiefer in den Mauerkörper ein. Der Mauerschmuck durch glasierte Ziegel kommt noch nicht zur Ausprägung eines großen, zusammengefaßten, wandbeherrschenden Musters. In Marienburg waren die farbigen Steine punktartig und gleichmäßig über die Mauerfläche verstreut, in Mewe schließen sie sich bereits zu einem Zickzackmuster zusammen, aber dieses Zickzackmuster hat eine ähnliche, die Fläche schematisch und allgemein belebende Wirkung. Was mit diesem Dekorationsmotiv zu leisten war, sollte sich erst in der Folgezeit zeigen.

Der reiche Stil (vierte Generation 1320–1350).

Das ewig lebendige Sich-Weiter-Bewegen der künstlerischen Gestaltung kennt keinen Moment des Stillstandes. In einer stets wechselnden Verkörperung der verschiedenen zur Formung drängenden Kräfte gelangt es vom ersten tastenden Versuche an schließlich zu einem vollendeten, schlackenlosen Ausdruck, der in schlichter, sachlicher Größe alle innewohnenden Gestaltungstendenzen und nur eben diese in ganz reiner Prägung wiedergibt. Eine solche Klassik, wie man vielleicht im erweiterten Sinne die klarste und reinste Formgebung einer Stilbewegung nennen kann, bedeutet auf dem Gebiete der Architektur den restlosen Ausgleich zwischen der inneren Notwendigkeit, ihren verschiedenen Zwecken und den äußeren Gegebenheiten, Überlieferung, Landschaft, Material, Schulung usw. Bevor dieser Ausgleich erreicht ist, d. h. auf dem ansteigenden Ast der Entwicklung, bestimmt das Ringen mit den äußeren Gegebenheiten, ihre unvollständige Bewältigung den Stil, später werden diese von einem zu den inneren Notwendigkeiten hinzukommenden Stilwillen förmlich überwuchert. Dem Wesen der Kunstentwicklung entsprechend, ist die Klassik nichts anderes als ein kürzerer oder längerer Augenblick, der je nach dem geistigen Umfang der Bewegung viele oder wenige Kunstwerke, ja nur ein einziges hervorbringen, aber auch ungenutzt vorübergehen kann. Mit ihm findet, wie schon betont wurde, die Entwicklung keinen Abschluß, der Stil ist durch ihn nicht endgültig festgelegt. Die gewonnene beste Ausdrucksform für die inneren Notwendigkeiten läßt immer noch Variationen der Einzelformen, namentlich auch solche dekorativer Natur zu. Die Beherrschung der Form führt zu ihrer mehr oder weniger spielerischen Bereicherung, die, sich langsam abwandelnd, dem Stile noch eine Zeitlang reizvolles Leben gibt, bis schließlich die ganze Formensprache erstarrt oder durch neue Entwicklung zu einem anderen Stile umgestaltet wird.

Dieses oft unendlich komplizierte Entwicklungsgerüst, wenn es sich um große Landschaftsräume und alle Kunstgattungen umfassende Bewegungen handelt, gibt sich in der Geschichte der Deutschordensburg verhältnismäßig einfach und klar zu erkennen. Die Kastelle zu Marienburg und Lochstedt ließen in der Gesamtanlage die klassische Form bereits durchschimmern, im einzelnen zeigten sie, abgesehen von ihrer Dreiflügeligkeit, noch Unregelmäßigkeiten und Härten, die man ein paar Jahrzehnte später unbedingt vermieden hätte. Wie unglücklich bleibt z. B. in Marienburg die Eingangslösung. Dadurch daß der Torweg am Zusammenstoß zweier Burgflügel von der Außenecke aus schräg in den Hof stößt, wird im Innern die klare Raumform vernichtet, die mit zu den Grundlagen der gereiften Einstellung gehört. Der schräg durch den Flügel geführte Danzkergang wirkt ähnlich unharmonisch. In Lochstedt liegt der Torweg nicht in der Vorburgseite, sondern im Hafflügel und auch dort ohne Grund seitlich verschoben, so daß die gleichmäßige Raumgruppierung im Untergeschoß unmöglich wird. Je mehr sich jedoch die Burgbauten dem Ende der Epoche näherten, desto größer wurde ihre Regelmäßigkeit. Bei der Burg Gollub befindet sich der Eingang genau in der Mitte des

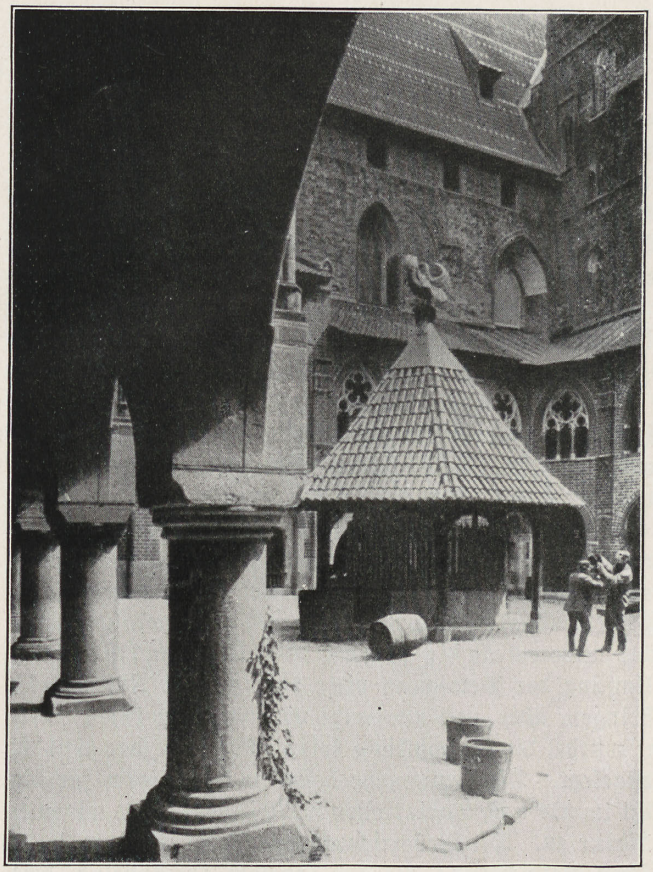


Abb. 31. Marienburg, Hof des Haupthauses.

Vorburgflügels, wenn dieser auch nur als Nebenflügel gebildet war. Ganz großzügig gliederten sich bereits die Burgen von Papau und Mewe. Papau wies allerdings im Aufbau und in der Kapellenform Besonderheiten auf. Leider läßt die schlechte Erhaltung der Burgen kein Urteil über den Grad der Vollendung in der Inneneinrichtung zu. Ob die Deutschordensburg überhaupt in einem bestimmten Bauwerk, — es käme vielleicht Mewe in Betracht, — jenen restlos geklärten Ausdruck des klassischen Empfindens gefunden hat, muß daher gänzlich ungewiß bleiben. Der Höhepunkt der Entwicklung kann um das Jahr 1320 gesucht werden, und gerade aus dieser Zeit fehlen bestimmt nachweisbare Bauten. Spätere Burgen, die der folgenden Generation, der Zeit von 1320—1350 angehören, zeigen bereits deutlich die Abwandlung durch Formbereicherung, liegen also jenseits des Höhepunktes.

Der Weg dieser vierten Generation wird zunächst durch Ereignisse bestimmt, die schon Erwähnung fanden. Die Besitzergreifung Pommerellens um 1309 brachte dem Ordensstaat so ziemlich die größte Ausdehnung, die er je besessen hat. Schon aus diesem Grunde beginnt jetzt die eigentliche Blütezeit der Ordensherrschaft in Preußen. Noch kann sich jedoch der neue Land- und Machtzuwachs nicht auswirken, da sich der Orden nicht ganz rechtmäßig in den Besitz Pommerellens gesetzt hatte und erst erbitterte und oft wenig aussichtsreiche diplomatische Kämpfe um diese Landschaft führen mußte. Erst im Verlauf der zwanziger Jahre sind seine Ansprüche einigermaßen gesichert, doch geschieht die Anerkennung seiner Herrschaft erst 1343 im Frieden zu Kalisch. Neue Burgbauten hat diese Machterweiterung zur Folge. Auch das zweite Ereignis von einschneidender Bedeutung, die Übersiedlung des Hochmeisters nach Marienburg 1309, gelangt erst allmählich zur Auswirkung. Der erste Hochmeister in Preußen, Siegfried von Feuchtwangen, lebt nur bis 1311, ihm folgte Karl von Trier, der von seinen preußischen Ordens-

brüdern so stark angefeindet wurde, daß er 1317 das Land verlassen mußte, um bis 1324 im Reiche zu leben. Von nun an erst beginnt die Reihe von Hochmeistern, die auf die Entwicklung Preußens ausschlaggebenden Einfluß üben. Die Verlegung der Residenz nach Marienburg machte den preußischen Ordensstaat, der bis dahin nur als koloniale Provinz des Deutschen Ordens gelten konnte, zum Mittelpunkt einer ganz Europa umfassenden, großzügigen und kulturell hochstehenden Organisation. Dieser Vorgang blieb nicht ohne Rückwirkung auf die geistige Einstellung des Staates. Schon die Anwesenheit so großer Machthaber war geeignet, auch den kulturellen Äußerungen ein ganz anderes Gepräge zu geben. Das gilt vor allem von dem für die Baugeschichte so wichtigen Dietrich von Altenburg. Kriegerische Ereignisse, wie die Kämpfe mit Polen und Litauen, hielten immer noch die Sorge für starke Verteidigungsanlagen wach. Daß sie zugleich auf möglichst prunkvolle Weise das neue Machtgefühl zu verkörpern hatten, entsprach ganz der eigenartigen geistigen Einstellung dieser Generation.

Von dem Beginn der neuen Einstellung, die noch jenem klassischen Höhepunkt nahe steht, geben die früheren Umbauten der Marienburg am ehesten eine Vorstellung. Sie zeigen bereits den Vollbesitz aller wesentlichen Gestaltungsmittel und verwenden sie zu großartigen Wirkungen. Ihre Schönheit besteht in der einfachen Verkörperung der baulichen Notwendigkeiten und zugleich in dem Übergang zu reizvoller Zierlichkeit und rauschender Fülle. Der Umbau der Marienburg scheint vom zweiten oder dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts an zunächst alle Kräfte des Ordens in Anspruch genommen zu haben. Hervorgerufen wurde er wohl durch den Umstand, daß der Hochmeister sich die Marienburg als Wohnsitz erwählt hatte und diese nun als Residenz, als Verwaltungssitz und auch als Konventssitz erhöhte Bedeutung erlangte.

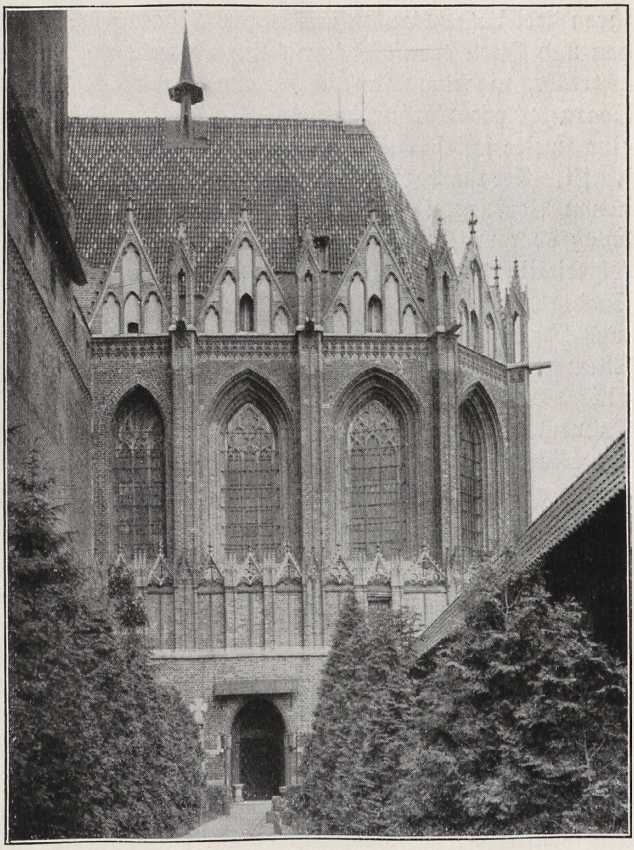


Abb. 32. Marienburg, Chorteil der Kapelle.

Vielleicht wäre die Marienburg eine restlose Manifestation jenes klassischen Empfindens um die Wende der dritten Stilphase zur vierten gewor-

den, hätten nicht im Bau des 13. Jahrhunderts bereits unverwischbare Grundzüge älterer Gesinnung festgelegen. So wie die Marienburg damals durch den Umbau erstand und wie sie jetzt durch Steinbrechts Arbeit wiederhergestellt wurde, bedeutet sie die Einfüllung eines neuen, dem Zweck und Stil nach gänzlich veränderten Inhaltes in ein schon unmodern und zu eng gewordenes Gefäß. Da kann es nicht verwundern, daß die alte Form an einigen Stellen gesprengt wurde und Bildungen zustande kamen, die nicht im Zuge der Entwicklung lagen, sondern nur durch den besonderen Bauvorgang bedingt waren. Der Umbau geschah nach und nach und wurde äußerst gründlich durchgeführt. Bis auf die erwähnten Keller und Erdgeschoßräume im Nord- und Westflügel gestaltete man im Innern alles um und schloß auch die vierte Seite durch einen regelrechten Hausbau. Die alte Vorburg wurde in den Umbau mit hineingezogen und eine neue hinzugefügt.

Plan 11 u. Abb. 27

Die Marienburg in dieser neuen Gestalt bietet das Bild einer der großartigsten Burganlagen, die das Mittelalter auf europäischem Boden hervorgebracht hat. Die Hauptburg und die Vorburg, die jetzt als eine Art Mittelschloß aufgefaßt werden kann, liegen noch im alten, vom Mühlbach durchflossenen Grabensystem. Neue Parchammauern begrenzen an den drei Außenseiten des Haupthauses doppelte Zwinger, nach der Flußseite kommen weitere Mauersicherungen und der stattliche Torbau an der Nogatecke hinzu. Die alte Vorburg, an ihren drei Außenflanken mit neuen Gebäudezügen umschlossen, schützt sich im Norden und Osten ebenfalls durch einen Parcham. Trotz des üblichen Systems: langgestreckte, niedrige Randhäuser um den rechteckigen Burgplatz, verliert sich der Charakter als Vorburg etwas, weil die straffere und großartigere Organisation eine zweite fast selbständige Anlage, eine zweite, wenn auch untergeordnete Burg schafft. Gerade darin und nicht nur im Hinzutreten eines dritten Burgteils, der neuen Vorburg, liegt die Berechtigung, der alten Vorburg den Namen Mittelschloß oder mittleres Haus zu geben. Der dritte Burgteil als Vorburg entsteht folgerichtig durch Aushebung eines weiteren Hakengrabens, der vom östlichen Stadtgraben aus parallel dem älteren Längsgraben des Schlosses ein gutes Stück nach Norden läuft, um dann rechtwinklig zur Nogat abzubiegen. Mauern und Türme umziehen diesen dritten Burgbezirk. Im Westen liegt seine Begrenzung nicht dicht am Flusse, sondern schließt in der Höhe der alten Vorburggrenze ab. Dadurch wird zwischen Nogat und Vorburg noch Raum für einen vierten, durch den Mühlbach herausgeschnittenen Burgbezirk gelassen. Es ist dies das Niederschloß, ganz für Wirtschaftszwecke bestimmt und in der Hauptsache von Stallgebäuden bestanden. Der Eingang zur Vorburg, das Schnitztor, lag an der Ostseite in der Höhe der nördlichen Mittelburggrenze. Durch die Anpassung der Gräben und Mauern an das Burgsystem bildete auch die Stadt gewissermaßen einen Teil der Schloßbefestigung, etwa in der Art einer weiteren Vorburg. 1417 bis 1420 tritt als letzte Befestigung das sogenannte Plauensche Bollwerk an der Nord- und Ostseite hinzu[51]). Es war schon auf Feuergeschütze berechnet und infolgedessen in für den Osten neuartigen Architekturformen errichtet.

Plan 13 und 14

Das Haupthaus, jetzt zum vierflüglig geschlossenen Kastell geworden, bleibt im wesentlichen innerhalb der alten Burggrenzen. Nur der Nordflügel stößt nach Norden zu einen Ausbau vor, den Chor der Burgkapelle mit der darunterliegenden Gruftkirche der Hochmeister: St. Annen. Kapitelsaal und Kapelle behielten ihren Platz in dem ehrwürdig schweren und strengen Eingangsflügel, durch den

der Torweg ganz in der alten Weise zum Hofe führt. Diesen Hof umgibt jetzt eine zweigeschossige, reizvoll durchgebildete Vorlaube aus Stein. Wie früher führen auch heute noch von ihrem Untergeschoß die Eingänge zu den weiten Keller- und Erdgeschoßräumen, zur Wachtstube neben dem Torweg und zur großen Konventsküche im Nogatflügel. Vom oberen Stockwerk aus gelangt man in die Hauptsäle und Wohnräume. Der Ost- und Südflügel nahm Schlafsäle auf, an der Nogatseite liegen die kleineren Wohnraumgruppen für die Ordensgebietiger. Zu dem Hauptgeschoß des Südflügels kam noch ein weiteres aufgebautes Stockwerk hinzu mit zwei Remtern: Konventsremter und Herrenstube, die als Speise- und Aufenthaltsräume für die Rittergemeinde dienten. Hier wird also zum zweiten Mal die gewohnte Anordnung einer Deutschordensburg durch die vermehrten Raumbedürfnisse gesprengt. Speicher befinden sich über den Hauptgeschossen der anderen Flügel, nur die Kapelle steigt bis zur Höhe des Wehrganges hinauf. Das obere Verteidigungssystem weist in üblicher Art Laufgänge mit regelmäßigen Wehrfenstern in der Mauerdicke aller Hauswände auf. Ein schmaler, rechteckiger Turm ragt in Breite des Ostflügels zwischen diesem und der Kapelle hoch über das Burgmassiv empor. Er diente als Glocken- und Wachtturm. Die Anlage des Danzkers wurde wohl vom alten Bau übernommen. Will man die stilgeschichtliche Bedeutung des Umbaues kennen lernen, so bleibt man in erster Linie auf die Innenräume angewiesen, da ja beim Außenbau noch reichlich alte Substanz mitverwendet wurde. Doch sofort ergibt sich eine Schwierigkeit: Von dem Bau der Ordenszeit blieben im Grunde nur die Kapelle und die darunter-

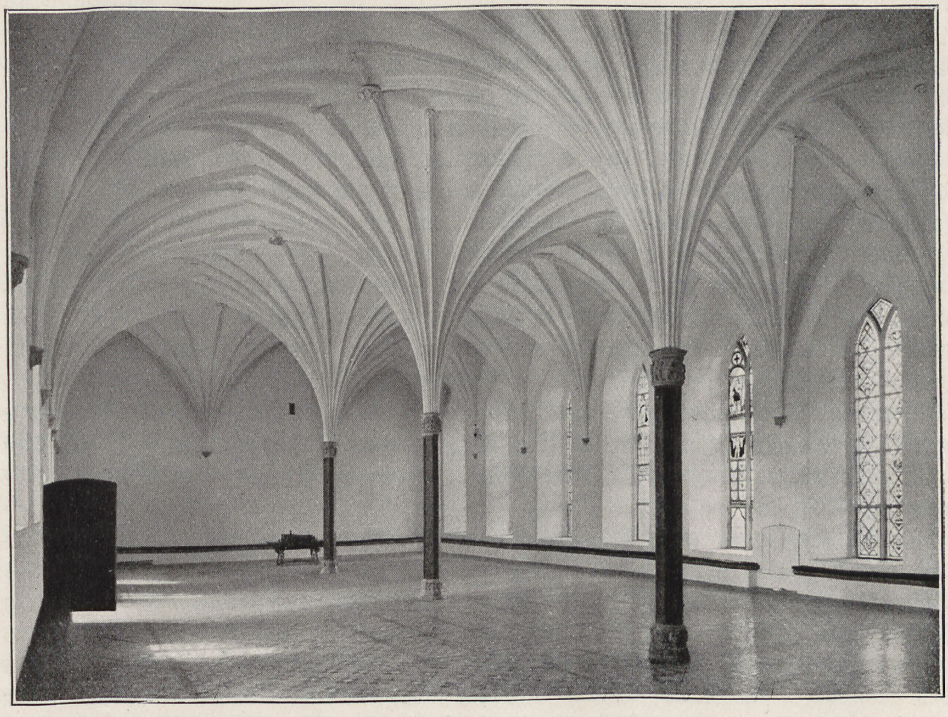


Abb. 33. Marienburg, Der große Remter des Hochmeisterpalastes.

liegende St. Annengruft als Räume erhalten, fast alle anderen waren gänzlich zerstört und wurden erst am Ende des 19. Jahrhunderts nach Wandspuren und Resten im Bauschutt durch Steinbrecht wiederhergestellt. Die Raumformen konnten mit mathematischer Genauigkeit rekonstruiert werden, die dekorativen Formen dagegen mußten als Nachbildungen und Ergänzungen zum Teil in Anlehnung an andere Ordensburgen, wie vor allem Rheden, viel von ihrer Ursprünglichkeit verlieren. Doch wurde bei der Wiederherstellung der Gesamtcharakter des Zeitstils zweifellos gewahrt, zumal sich Konsolsteine, Wanddienste usw. noch reichlich vorfanden[52]).

Über den näheren Verlauf des Umbaues gibt es nur Vermutungen. Im fünften Jahrzehnt scheint er beendet gewesen zu sein, denn 1341 wird Dietrich von Altenburg (1335—1341) als erster Hochmeister in der St. Annenkapelle beigesetzt. In unmittelbarem baulichen Zusammenhang mit St. Annen steht die darüberliegende Schloßkirche, wohl der zuletzt umgebaute Raum. Ihre Erbauung wird durch Inschrift auf das Jahr 1344 festgelegt. Mit den vierziger Jahren wird die Neueinrichtung der Vorburg begonnen, ein weiteres Anzeichen für die Vollendung des Haupthauses[53]). Es liegt nahe anzunehmen, daß der Umbau mit der Errichtung des vierten Flügels angefangen wurde und daß man schon früh den Südflügel mit den Remtern umgestaltete, weil für die erweiterten Wohnbedürfnisse der Hochmeisterzeit vor allem Unterkunftsräume nötig waren. Kapitelsaal und Kapelle genügten noch am ehesten in ihrer ersten Gestalt eine Zeitlang größeren Anforderungen. Steinbrecht setzt zwar den Umbau des Kapitelsaales schon um 1320 an, aber für diese Annahme gibt es keine zwingende historische Begründung. Wahrscheinlicher ist die Datierung einige Jahre vor Beginn des Kapellenbaus gegen 1330. Zusammenfassend würde dann der ganze Bauvorgang der Marienburg sich etwa so vollzogen haben: Am Ende der siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts (1276) besteht die Gründung im wesentlichen dem Namen nach, die Anlage der Burg als Grundlage für die spätere Gestalt kann erst mit dem Beginn der achtziger Jahre unter der Benutzung der Burghäuser von Zantir und mit dessen Konvent geschehen sein. Mauerbauten mögen bald begonnen haben. Die fertige Ausprägung der ersten Baugestalt darf jedoch nicht vor dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts angesetzt werden. Einige Jahre nach der Übersiedlung des Hochmeisters, um rund 1320, wäre eine Erweiterung um den vierten Flügel und der Umbau der Wohnräume im Süd- und Westflügel möglich. Gegen 1330, wobei es wie auch schon vorher angesichts der Unsicherheit der Grundlagen auf ein paar Jahre früher oder später nicht ankommt, wird der Kapitelsaal erneuert. Umbau und Choranbau der Kapelle vollenden 1344 die Neugestaltung des Konventshauses. So ergibt sich ein ziemlich zusammenhängender Bauvorgang, und auch eine entwicklungsgeschichtliche Deutung der stilistischen Unterschiede wird möglich.

Abb. 28 Bei der Erneuerung des Kapitelsaales zog man den kleinen Zwischenraum des Eingangsflügels in die neue Raumform hinein. Dadurch veränderte sich der Grundriß zugunsten der Länge, so daß er ungefähr dem Verhältnis 2 : 2½ entspricht. Man könnte diese Erweiterung als bedeutungslos für die Verkörperung eines bestimmten Raumgefühles erachten, da sie wahrscheinlich durch Vergrößerung des Konvents notwendig wurde und im übrigen das Ausdehnungsverhältnis durch die schon vorhandene Flügelbreite bedingt war. Aber spätere Untersuchungen.

Abb. 34. Marienburg, Befestigungssystem des Haupthauses.

werden zeigen, daß der neue Grundriß typisch für das Baugefühl der ganzen Epoche war. Er befreite die Ordensarchitektur von der strengen, romanischen Einstellung, die den Raum genau doppelt so lang wie breit machte. Nun kam Weite in den Saal, die leichter atmen ließ und der Raummasse eine freiere, flüssigere Bewegung gab. Alle Einzelheiten tragen dazu bei, diese Bewegung noch zu steigern und ihr durch Zerlegung in viele Einzelbewegungen etwas Zierliches, fast graziös Spielendes zu geben. In der Mitte des Saales steigen drei polygonale Granitpfeiler auf, kleinflächig abgekantet, im Verhältnis zum weiten Raum außerordentlich dünn und zart, auf einfacher, jedoch mehrfach abgestufter Basis. Die Kapitelle reich skulptiert, voll lebendiger Bewegung, aber ohne jedes körperliche Sich-Vordrängen, so daß die Aufwärtsbewegung nicht gestört wird, nur in ihrer Sandsteinfarbe über dem dunklen Granit hervorleuchtend. Und über ihnen beginnt dieses kaum zu schildernde Spiel der Rippen; zunächst bleibt das Gewölbe fast noch Pfeiler, ganz allmählich breitet es sich seitwärts aus, ein fächerreiches Auf und Ab um den lilienkelchartig emporwachsenden Steinkern. An den Wänden entlang steigen von zahlreichen lebhaft skulptierten Konsolen kantige Dienste auf, mit dem zarten Schleier feinsten Maßwerks überhangen. Ein Rippenspiel auf halben Kelchen als Nebenbegleitung zu der großen Bewegung in der Saalmitte. Das anmutige Zueinanderneigen der frei gewordenen Rippen zieht sich in den beiden Schiffen der Halle über die Decke hin. Von buntformigen Schlußsteinen aus gehen die Linien, abwechselnd zu zweien und zu dreien vereinigt. Dazwischen knittert das wildbewegte Flächenspiel der Gewölbekappen: Flächen brechen, schwinden, überschneiden sich, aufgewühltes Meer. An den Seiten

des Saales zerfließen die Raumgrenzen im Vor- und Zurückspringen der dicht gedrängten, großen Fensteröffnungen und Wandnischen zwischen den Gewölbeansätzen. Maßwerkverzierung und Bemalung steigern die Wirkung. Selbst der Fußboden mit seinem bunten Fliesenmuster aus über Eck gestellten Quadraten trägt zur Verwischung des festen Raumeindruckes bei.

Da sich zweischiffige Säle der vorhergehenden Stilstufe nicht erhalten haben, fehlt die letzte Vergleichsmöglichkeit mit einer älteren Bauform. Aber es genügt wohl schon, auf die Lochstedter Burgkapelle hinzuweisen, auf das feierlich strenge Herumlegen aller Flächen und Linien um den kubisch einfachen Raum. Auch der erste Marienburger Kapitelsaal muß mit seinen Kreuzgewölben sich noch ganz in festen Raumgrenzen bewegt haben. Sein Neubau dokumentiert die gänzliche Veränderung der Bau- und Raumgesinnung dieser neuen Generation.

Das Wölbsystem des neuen Kapitelsaales hat in seinem Reichtum von Rippen und Kappen für den ersten Eindruck durchaus etwas Verwirrendes. Dennoch entstand es aus einfachsten Grundlagen als konsequente Weiterbildung in Ausnutzung des einmal erkannten Prinzips. Drei Paare Diagonalrippen von den Seiten beginnend, zu den Pfeilern niedersteigend und von dort zur anderen Seite weiter laufend, überqueren wie bei Kreuzgewölben den Raum. Eine dritte Rippe kommt auf jedes Paar Diagonalrippen hinzu. Sie geht zwischen ihnen über den Pfeiler weg als Breitentransversale von einer Wand zur anderen. Außerdem wurden von Pfeiler zu Pfeiler, also im ganzen zwei Rippenbögen in der Längsrichtung gespannt. Nur an den Schmalseiten kompliziert sich das Rippensystem durch die gleiche Anordnung, die an den Chorwänden zu Lochstedt und bei der alten Marienburg vorkam. Von den beiden äußeren Pfeilern gehen zwei schräge Rippenbögen zu Konsolen an den Schmalseiten, außerdem wurden über die vier Raumecken Bögen gespannt. Es geschah nun nichts anderes, als daß man in diesem ganz einfachen, durchaus aus der Entwicklung der preußischen Gewölbe zu verstehenden Rippennetz die übliche Kappenteilung durch den Rippendreistrahl vornahm. Erst dadurch ergaben sich die drei reichen Sterngebilde, die jetzt die Pfeiler als Mittelstütze haben und nur im Grundriß als Sterne zu erkennen sind.

Abb. 29 Bei der neuen Kapelle der Marienburg kommt die Steigerung der Raumlänge noch stärker, ja sogar übertrieben zum Ausdruck. Die Längenausdehnung bis zum Beginn des Chorschlusses beträgt vier Raumbreiten. Auch hier mögen in erster Linie größere Raumbedürfnisse maßgebend gewesen sein, aber zweifellos sprach ebenso wie beim Kapitelsaal ein verändertes Raumgefühl bei der Neugestaltung mit. Wie bei einem gotischen Kirchenschiff flieht der Raum schmal und weit hin, fängt sich ohne scharfe Begrenzung in dem dreiseitigen Schluß der Chorwand. Auch nach oben entwickelt er sich beträchtlich, jedoch nicht so steil, wie man es von gotischen Kirchen des Westens her gewohnt ist. Eine gewisse Ausgeglichenheit in der kubischen Gestaltung wird wirksamer. Die einzelnen dekorativen Baustücke zeigen immer noch kostbare Feinheit, sind aber schon etwas derber als im Kapitelsaal. Die Bauform wirkt wesentlich anders, da die Mittelstützen fehlen und der Raum stärker in die Höhe geht. Die Deckenbewegung wurde einfacher und übersichtlicher. Zwar schießen die Wandfontänen der Rippenbündel noch mit der gleichen vehementen Eleganz empor, aber die Decke spannt sich als verhältnismäßig flächige Wölbung über den Saal. Ihr Linienreichtum, durch kompliziertere Rippenanordnung noch verstärkt, verleiht ihr etwas netzartig Einfangendes. Man

kann sich jedoch nicht verhehlen, daß die Flächenbewegung als Ganzes gegenüber der des Kapitelsaales erlahmt ist. Der Grund dafür liegt in einer neuen Gewölbeanordnung, die hier als Auftakt anklingt und später von besonderer Bedeutung wird. Zu dem einfachen, aus dem Kreuzgewölbe entwickelten Sterne treten vier weitere Strahlen hinzu, da außer den beiden Diagonalrippen auch die beiden Transversalrippen in der Breiten- und Längsrichtung gezogen werden. Die konsequente Kappenteilung mußte damit notwendigerweise den achtzackigen Gewölbestern ergeben. Die Vorstufe zu dieser Anordnung findet sich, wie noch gezeigt werden wird, in Rheden. Die Transversalrippe in der Längsrichtung verläuft in einer horizontalen Ebene und verbindet sich mit denen der anderen Joche zu einer einzigen wagerechten Scheitelrippe in der ganzen Ausdehnung des Raumes. Durch diese stets gleiche Höhe der Scheitellinie erhält die Decke in ihrer Gesamtgestalt etwas Tonnenartiges und der Raumkörper nach oben hin wieder eine festere Begrenzung. Die früher bestehende, wenn auch nur flache Einschnürung zwischen den Jochen ist gänzlich aufgegeben, die Sterne der einzelnen Joche laufen ineinander über, und die Deckenbewegung bekommt eine ausgesprochene Längsrichtung. Besonders reich wurde wiederum das letzte Chorjoch überwölbt, und zwar mit einem neunzackigen Sterne, der zusammen mit den drei Flächen der Außenmauer die Raumdynamik in diesen Brennpunkt des religiösen Gefühls zusammenfaßt. Die Trennung in Laienkapelle und Chor wird mehr äußerlich durch ein paar Stufen und eine Schranke zum Ausdruck gebracht.

Die beiden Remter im Südflügel vertreten wieder den zweischiffigen Saaltypus und entsprechen im Raumcharakter und selbst in Einzelheiten ganz dem Stile des Kapitelsaales. Die Formen und vor allem die Wölbungen wurden jedoch einfacher gehalten, da der Raum zu alltäglichem Gebrauch bestimmt war. Diese sehr feine Unterscheidung findet sich bei allen Ordensräumen und zeigt, wie sehr die Gestaltung aus einem klaren Gefühl von innen heraus erfolgte. Schlichtes Kreuzgewölbe mit Zwischenrippen überdeckt die Schiffe. Eins dieser Schiffe als Raumform für sich genommen gibt die Möglichkeit eines Vergleiches mit der Kapelle in Lochstedt. Wieviel zarter und zierlicher wirkt das Gewölbe in Marienburg, und wie ganz anders weitet sich der Raum infolge seines zarten Gerüstes. Obgleich die Remter im Verhältnis zum Kapitelsaal sehr einfach und übersichtlich sind, atmen sie dennoch denselben Geist, der Material und festen Körper verleugnen möchte. Abb. 30

Von den übrigen Sälen der Burg besitzt noch das Dormitorium im Ostflügel mit seinen Kreuzgewölben größere architektonische Bedeutung. Der Raum wird jedoch nur von schmalen Mauerscharten erhellt, entbehrt somit der raumgestaltenden Lichtwirkung. Die daran anschließenden Säle des Nordflügels sind wieder zweischiffig, mit Tonnen- und Stichkappen überwölbt. Auch in den Gebietigergemächern tritt diese Wölbform neben einfachen Kreuzgewölben auf. Mit dem ganzen stimmungsvollen Reiz der Haupträume wurde auch die Steinlaube vor den Hausflügeln ausgestattet. Auf schweren Pfeilern und Säulen erheben sich die Bögen des unteren Umganges, den ein gratiges Kreuzgewölbe überdeckt. Im oberen Stockwerk, zu dem die breit gemauerte Steintreppe in der Ansatzstelle des Nogatflügels an den Vorburgflügel hinaufführt, wird alles festlich hoher Klang. Ein aufsteigendes Kreuzrippengewölbe gibt interessante Überschneidungen der Rippen und Kappen. Kostbares Maßwerk sitzt in den großen, spitzbogigen Arkadenöffnungen. Abb. 31

In der Mitte des Hofes befand sich wie auch bei anderen Ordensburgen ein tiefer Brunnen, ursprünglich wohl mit einer einfachen Einfassung oder auch mit einem kleinen Brunnenhaus versehen. Das jetzt vorhandene, anspruchsvolle Brunnengebäude entstammt der modernen Wiederherstellung und gehört zu ihren unerfreulichen Ergebnissen. Der an sich nicht große Burghof wird durch die starke Betonung der Mitte zu sehr eingeengt und schrumpft für das Raumgefühl völlig zusammen. Das widerspricht dem mittelalterlichen und vor allem dem klaren ordensritterlichen Baugefühl. Die ganze wohl abgestufte Körperlichkeit würde ohne diesen betonten Mittelpunkt, so wie bei der Burg Heilsberg, viel wuchtiger zum Ausdruck kommen.

Abb. 32 An Außenarchitektur aus der Umbauzeit besitzt die Marienburg den Choranbau, der aus dem Nordflügel heraus in Parchambreite vorgezogen wurde. Ein glückliches Geschick hat dieses köstliche Stück Ordenskunst als eines der wenigen aus dem ehemals so reichen Bestande erhalten. Der Chorbau besteht aus zwei Stockwerken. Die St. Annenkapelle im Untergeschoß kennzeichnet sich nach außenhin durch kleine Spitzbogenfenster, die von den festen Mauern fast gänzlich aufgeschluckt werden. Ein schwerer, sockelartiger, leicht vorgezogener Teil läßt den Chor zunächst fest auf dem Boden aufsitzen. Aus diesem Sockel heraus wachsen Mauerpfeiler mit Fialen und maßwerkgeschmückte Giebelchen. Sie liegen leicht wie ein zittriger Spitzenschleier vor kompakter Mauerung. Hinter ihnen, also wieder ein wenig verjüngt, steigen die Pfeiler der Oberkirche auf und gliedern den Hauptteil des Baues. Zwischen ihnen die großen spitzbogigen Fenster und an der Stirnseite eine entsprechende Mauernische mit dem mosaiküberzogenen Marienbild. Die starke Zerteilung in tragende Pfeiler und große Durchbrechungen nimmt dem an sich einfachen Baukörper jede Massigkeit. Die reichen Profilierungen der Fensterschrägen und der dünnen Pfeilervorlagen tragen ganz wesentlich dazu bei, die Mauerschwere aufzuheben. Der geschlossene Baukörper flackert vor dem steilen, buntfarbig gedeckten Dach in reichen, außerordentlich feinen Zierformen aus. Ein vielgliedrig bewegtes Ornamentband zieht sich unter dem Dachsims hin. Die Pfeilervorlager gehen in durchbrochene Fialen mit krabbengeschmückten Pyramiden über. Zwischen ihnen erheben sich spitze Giebelchen mit vielteiliger, zarter Blendengliederung, an den Schrägen in Krabben aus-

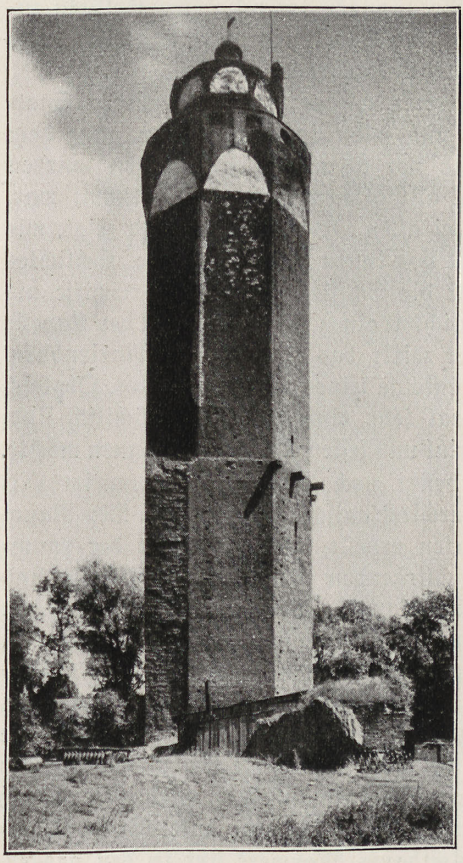


Abb. 35. Strasburg, Burgturm.

zackend. Der Reiz dieses eigenartigen Bauwerks besteht demnach in dem Widerspiel einer im Grunde kompakten Körpermasse mit dem schleierartigen Vibrieren der auflösenden Schmuckformen. Die Annenkapelle hat vierzackiges Sterngewölbe und ein sechszackiges an der Ostwand. Ihre beiden Eingangsöffnungen, durch die der vom Chorbau unterbrochene Parcham weiterführt, werden durch reichen Skulpturenschmuck besonders kostbar ausgestaltet.

In der alten Vorburg, die nun Mittelschloß wurde, errichtete der Umbau des 14. Jahrhunderts im Ostflügel die sogenannten Gastkammern, langgestreckte, zweischiffige Säle von der Wölbart des Konventsremters mit einem langen Vorflur an der am Südende in den Hof vorspringenden Bartholomäuskapelle. Im Eingangsflügel lag der Wohn- und Verwaltungsbezirk des Großkomturs mit kleineren Räumen, sterngewölbt in der Art des Kapitelsaales. Daran schloß sich auf der anderen Seite des Eingangstorweges die Firmarie, das Hospital für kranke und alte Ritterbrüder. Alle diese Burgteile wurden bei der Wiederherstellung nach vorhandenen Resten fast gänzlich neu gebaut. Den gesamten Westflügel nahm der in wesentlichen Teilen innen und außen wohl erhaltene Hochmeisterpalast ein. Er zerfällt in drei Baugruppen: Remterteil, Kapellenbau und Westbau; letzterer springt nach der Nogat zu aus der Bauflucht heraus und stammt erst vom Ende des 14. Jahrhunderts. Der Kapellenbau, jetzt von geringerer architektonischer Bedeutung, enthält mißverstandene Saalformen, die eine Wiederherstellung um 1820 aus reiner Phantasie heraus erfand. Die Kapelle, jetzt wieder dem ursprünglichen Zustande angenähert, glich anfangs mit ihrem dreiseitigen Abschluß dem Chor der Konventskapelle, wurde aber noch in der Ordenszeit durch eine flache Wand mit einem Giebel geschlossen.

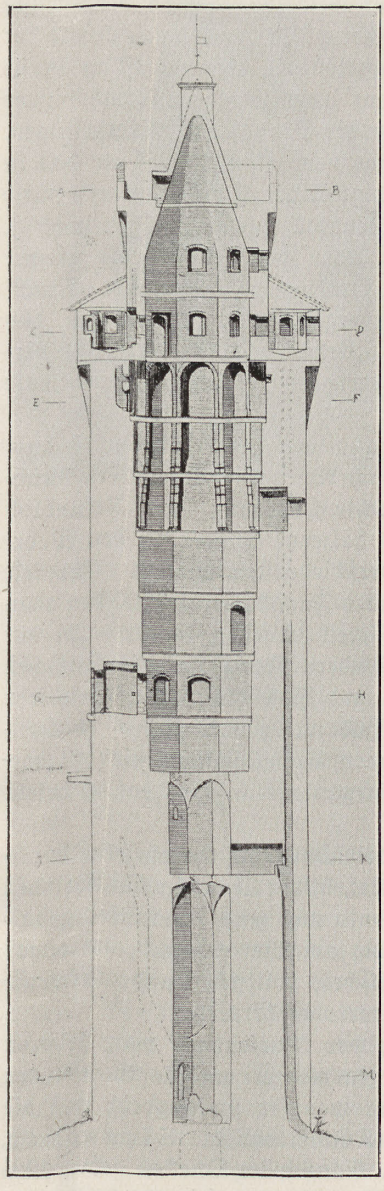


Abb. 36. Strasburg, Turmdurchschnitt. Nach Steinbrecht.

Der große Festremter des Hochmeisters und die dazu gehörige Küche liegen über doppelten Kellern ebenerdig in einem besonderen Gebäudekörper zwischen Kapellenbau und Firmarie. Um 1330 etwa muß er in zeitlicher Nähe zur Konventskapelle und in engster Anlehnung an den Kapitelsaal entstanden sein. Der Grundriß weist das alte Verhältnis von 2 : 1 auf. Die Länge des Kapitelsaales wurde um ein Fünftel, seine Breite dagegen um Abb. 33

zwei Drittel vergrößert. Dadurch wird der Raumeindruck gegenüber dem Kapitelsaal merkbar verändert. Wie dort schießen von den dünnen, kantigen Pfeilern, die sich, von dem weiten Raum umspült, traumhaft leicht und zart fast verlieren, die von Rippen umbündelten Kelche auf; sie sind noch schlanker, steigender, um sich dann aber flacher, beruhigter über die Decke zu breiten. Das Netz der Rippen wurde dichter, da man zu große Gewölbekappen noch einmal unterteilte. Durch die größere Raumweite nach allen Seiten hin, durch das Versinken aller Stützen im flutenden Raum — auch die Wandansätze der Gewölbe sind, da die Dienste fehlen, weniger betont — durch das dichter gesponnene Netz der Rippen erhält der Saal jene nebelhaft zartgliedrige, betäubende Aufgelöstheit, die ihn fast zu Musik zerfließen läßt. Er verkörpert die letzte Konsequenz jenes Strebens, durch immer zierlichere und reichere Gestaltung der Einzelheiten die Grundform zu vergeistigen. Vielleicht klingt bei ihm auch schon ganz leise jenes neue Raumgefühl an, das in der Konventskapelle im Gegensatz zu der Vielflächigkeit der Kapitelsaaldecke durch flachere Gewölbeführung wieder Festigkeit in den Raumkörper zu bringen sucht[54]).

Im dritten Burgteil, der neuen Vorburg, lagen von jetzt ab die großen Wirtschafts- und Nebengebäude, von denen der Orden eine bedeutende Anzahl brauchte. Zum Teil sind sie erhalten und wiederhergestellt, so der Karwan, das Zeug- und Rüsthaus des Ordens, in dem er vor allem sein Kriegsmaterial herstellte. Auch eine Kirche befand sich dort, die Lorenzkapelle, für die Dienstleute des Ordens bestimmt.

Abb. 34 An Außenbefestigung blieb ebenfalls manches erhalten und konnte ausgebessert werden. Die Parchammauern hatten nach Art der Stadtmauern durchweg steinerne Mauerpfeiler, auf denen der bedachte Laufgang lag. Urkundlich läßt sich feststellen, daß bei anderen Ordensburgen hölzerne Stützen für den Wehrgang vorhanden waren. Tore gab es an den verschiedensten Stellen. Ihr fast immer gleiches Anlageprinzip lief auf Bildung eines Fanghofes hinaus, den man mit Hilfe des Fallgatters oder der Zugbrücke schnell schließen konnte. In der Regel diente der Torweg diesem Zwecke. Besondere Fanghöfe mit seitlichen Mauern gab es z. B. an den Toren zu Mittel- und Hochschloß. Die einst sehr zahlreichen Zwischentürme der Außenbefestigung sind nur zum Teil noch vorhanden. Gerade sie trugen dazu bei, die vorgeschobenen Verteidigungslinien zu verstärken, auch müssen sie das malerische Bild der Burganlage außerordentlich belebt haben.

Der ganze vielgliedrige Organismus der Marienburg, bis ins einzelne durchdacht und aus dem lebendigen Zweck heraus gestaltet, bildet über den künstlerischen Wert der Einzelteile hinaus ein besonderes Erlebnis und zeigt die rastlos gestaltenden Kräfte, die in der Ordensarchitektur ständig am Werke waren, um etwas so Gewaltiges zu schaffen, das religiöses, künstlerisches, politisches und wirtschaftliches Fühlen und Denken eines ganzen Jahrhunderts verkörperte.

In die Epoche, deren Haupttat der Umbau der Marienburg war, gehören auf Grund urkundlicher und stilistischer Erwägungen mehrere andere Burgbauten vom Konventshaustypus, deren Reste mehr oder weniger umfangreich auf die Gegenwart gekommen sind. Damals erstand im Kulmerland die Strasburg, wie aus einigen überlieferten Daten hervorgeht. Ganz späte Quellen geben 1285 als Gründungsjahr der Burg an, 1298 soll die Stadt entstanden sein. Doch wird bei den verschiedensten Ereignissen in der dortigen Gegend weder Befestigung noch

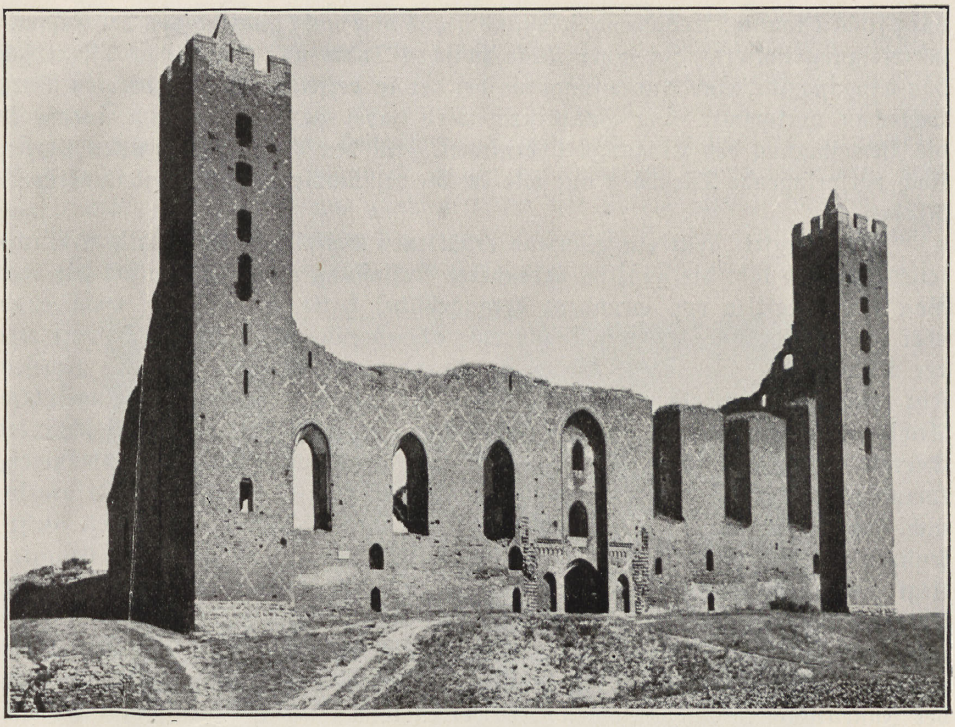


Abb. 37. Rheden, Ansicht der Eingangsseite.

Komturei erwähnt. Erst 1331 tritt der erste Komtur auf. 1329 fand in Strasburg eine Zusammenkunft vieler hoher Ordensgebietiger, Hochmeister, Deutschmeister usw. statt. Damals scheint man den Bau der Burg beschlossen zu haben. Damit würde es übereinstimmen, wenn 1339, wie eine zuverlässige Überlieferung berichtet, die Weihe des Altares in der Kapelle stattfand. Die Hauptbauzeit muß demnach in das Jahrzehnt 1330—1340 fallen. Indessen könnte man auch später noch im Burgbezirk, vielleicht in der Vorburg gebaut haben. Denn das große Ämterbuch spricht 1387 von Waffen und Rüstungsstücken auf dem „neuen Hause“[55]).

Von dem einst sicherlich besonders prächtigen Burgbau steht nur noch der Bergfrit über dem Erdboden. Alle übrigen Baulichkeiten wurden am Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen. Doch blieb wenigstens der Grundriß des Haupthauses und die Gesamtanlage einigermaßen bekannt. Der quadratische Platz der Hauptburg liegt dicht an der Drewenz, an den drei Langseiten von Gräben umgeben. Vor ihr breitet sich das Stadtgebiet aus. Die Vorburg umfaßte hakenförmig zwei Burgseiten. Ganz nach üblicher Anordnung stand das Haupthaus innerhalb des Parchams; es war vierflügelig, jedoch mit zwei verkürzten Flügeln, so daß eine Ecke des Kastells frei blieb, um dem achteckigen Bergfrit Platz zu machen. Dieser stand nur durch die Außenmauer in festem Verbande mit dem Hause, im übrigen erhob er sich frei von jeder Verklammerung, wie es seinem eigentlichen Zweck entsprach. In Strasburg tritt also zum ersten Mal die vorteilhafteste Lösung auf, die das Problem des Hauptturmes bei der Deutschordens-

burg finden konnte: freistehend, selbständig und doch nicht gänzlich von der Gesamtverteidigung isoliert. In einer Lücke zwischen Turm und Burgflügel öffnet sich das Eingangstor, eine Anordnung, die bei der in derselben Zeit errichteten Burg Schlochau vorkommt. Der Hauptturm wird dabei zugleich Torturm, indem er die Verteidigung des Eingangs übernimmt. An den drei übrigen Ecken ragten flach vorspringende Türmchen auf wie in Mewe, Marienburg und gleichzeitig in Rheden.

Abb. 35 und 36

Der Bergfrit stellt ein glänzend erhaltenes Beispiel dieses wichtigen Burgteiles dar und läßt die gänzlich veränderte Auffassung erkennen, die sich seit dem Bau des Bergfrits von Graudenz herangebildet hatte. Er ist nicht mehr rund oder quadratisch, nicht mehr massig, trotzig abwehrend, voll dumpfer Schwere wie der Klimek oder wie es die Türme zu Brandenburg, Lochstedt, Gollub gewesen sein müssen, sondern er wurde im Geiste des Marienburgumbaus feingefühlte Architektur, achteckig bewegt sein Durchschnitt; reizvoll und elegant, voll schlanker Energie, steigt er empor mit einer zierlichen, schon fast nicht wehrbaumäßigen, komplizierten Bekrönung. Auf flachen Spitzbögen kragt diese vor, rein dekorativ, nicht zur Aufnahme von Werfscharten bestimmt wie in Schwetz. Über den Wehrfenstern sitzt noch ein verjüngter ähnlicher Aufsatz, mit Zinnen versehen; dahinter liegt ein kurzer Steinhelm. Rautenmuster aus glasierten Ziegeln beleben die Turmwände. Auch im Innern zeigt sich eine größere Geschmeidigkeit. Der Hohlraum der unteren Hälfte besitzt noch geringen Durchmesser, etwa ein Drittel der gesamten Turmdicke. Dann aber, etwa von der Höhe des Eingangs ab, weitet sich der Innenraum in den einzelnen Stockwerken immer mehr. Der steinerne Helm ruht auf mächtigen Konsolen, die nach innen in die oberen Turmgeschosse hineinragen.

Mit Strasburg hat die Burg Rheden so viele Übereinstimmungen, daß sie nur zur gleichen Zeit entstanden sein kann. Bereits 1234 wird sie gegründet. Sie muß also fast ein Jahrhundert lang nur eine primitive Erd- und Holzbefestigung gewesen sein. Bestimmte Baunachrichten haben sich nicht überliefert. 1329 fand in Rheden die gleiche feierliche Versammlung der Ordensgebietiger statt, die in Strasburg möglicherweise den Anstoß zum Burgbau gab. Sie mag ihn auch in Rheden beschlossen haben. Die vollständige Klärung der Zeitstellung ist jedoch Aufgabe der stilistischen Untersuchung.

Zwischen zwei Höhenrändern liegt die jetzt noch teilweise und früher wohl einmal gänzlich von Wasser oder Sumpf ausgefüllte Niederung von Rheden. Wie ein Brückenpfeiler steht in ihr der inselartig erhöhte Burgplatz. Über ihn hinweg führte die wichtige Straße von Engelsburg nach Thorn und Strasburg. Die Burginsel hat geradlinige Zustutzung erhalten und wird durch Wassergräben noch

Plan 10

besonders geschützt. Auf ihrem quadratischen Teil liegt die Hauptburg, davor, durch den gewohnten Abschnittsgraben getrennt, die unregelmäßige Vorburg. Wie in Strasburg und Schlochau verkürzte man zwei Burgflügel, um in der einen Burgecke Platz für den Bergfrit zu gewinnen. Er erhob sich achteckig wie bei den genannten beiden Burgen, stand jedoch vollständig frei, ohne Berührung mit der Außenmauer oder den Häusern, und zwar nicht an der Vorburg, sondern an der entgegengesetzten Seite, weil dort eine benachbarte Anhöhe einen Angriff begünstigte. Der Turm ist nur noch in Bodenmauern nachweisbar. Wie in Strasburg wurden die Ecken des Haupthauses durch kleine Türmchen verstärkt.

Der Eingangsflügel an der Vorburgseite, zu dem über den Hausgraben eine Brücke führte, war Hauptflügel und nahm die ganze Burgbreite ein. Aber gerade bei ihm zeigt sich bereits die Abweichung von der Anordnung der vorhergehenden Jahrzehnte und die Auflösung des klassischen Schemas. Während sich bisher die beiden vornehmsten Burgräume, Kapelle und Kapitelsaal, in den Hauptflügel teilten, liegt hier, wie noch häufig bei späteren Konventshäusern, der Remter neben der Kapelle und zwischen ihnen das übliche schmale Gemach über dem Torweg. An die Hofmauer des Hauptflügels setzt sich der Ostflügel an und läuft bis zum gegenüberliegenden Parcham durch. Er muß zwei Säle enthalten

Abb. 38. Rheden, Ruine der Kapelle.

haben, den noch rekonstruierbaren Kapitelsaal und wahrscheinlich das Dormitorium. Die übrigen beiden, wegen des Turmes und der anderen Flügel außerordentlich, auf etwa ein Drittel der Burgbreite verkürzten Häuser können nur kleinere Räume, Gebietigergemächer, Firmarie usw. aufgenommen haben. Im Westflügel neben dem Turm ist der Gang zum Danzker zu vermuten. Wie in Strasburg war der Danzker kein Turm, sondern ein Erkerausbau der Parchammauer. Von der Burg, die jetzt eine der schönsten Ruinen des Nordens darstellt, blieben Mauern des Hauptflügels und des Kapitelsaales bis zum Speicher- und Wehrgeschoß erhalten. Die übrigen Teile besitzen nur noch Grundmauern in Erdgeschoßhöhe. Um den quadratischen Hof herum zog sich eine zweistöckige, steinerne

Vorlaube. Keller und Erdgeschoßräume, zweischiffig, wurden von gratigen Kreuzgewölben auf Mittelstützen überspannt.

Abb. 37 Die Burg Rheden zeigt in dieser Gesamtanlage alle Merkmale der bereits festgestellten neuen Bauauffassung. Die einmal als zweckmäßig erkannte Grunddisposition: das zum Kastell zusammengeschlossene Häuserviereck bleibt bestehen, aber nur noch als äußere Form, die innere Gruppierung gehorcht nicht mehr der alten, strengen Symmetrie, sondern einem freieren, leichter beweglichen Baugefühl. Die schwerfällige Einteilung in je zwei sich gegenüberliegende Haupt- und Nebenflügel hat aufgehört, der Rhythmus fließt jetzt von einem betonten Haupthaus über auf ein Burghaus mittlerer Bedeutung und weiter zu mehr nebengeordneten Bauten. Dazu kommt noch die Stellung des Turmes, der jetzt völlig selbständiges Glied innerhalb des Häuserverbandes geworden ist, nicht mehr als Bau für sich dasteht wie in Gollub oder als Akzent des Burgblockes dient wie in Mewe. Für den Aufbau wird diese freier fließende Grundrißdisposition von entscheidender Wichtigkeit. Den durch schwere, kubische Baumasse bestimmten Burgcharakter von Mewe, Gollub usw. ersetzt eine mehr malerisch belebte Auffassung, die an die frühen Burgen erinnert, aber geschlossener bleibt. Haupthaus und Ostflügel verkörpern noch stärker den Grundzug in der Außenwirkung der Deutschordensburg, die fest gefügte Blockform, aber in der Turmecke löst sich die Masse auf: der Bergfrit stellt sich frei hinter die hohe Burgmauer, und neben ihm, wiederum durch freien Raum getrennt, tauchen die kurzen Dächer der Nebenflügel auf. Recht wesentlich für den malerischen Charakter der Burg waren auch die vier Ecktürmchen. In Marienburg und Mewe blieben sie nur schmale Vorlager von geringer architektonischer Bedeutung, hier aber treten sie weit kräftiger in Erscheinung. Ihr Grundriß wurde vergrößert, ihre Masse weiter vor die Hausmauer geschoben, doch nicht so sehr, daß ihr militärischer Wert dadurch wuchs. Sie sind nach wie vor rein dekorativer Wirkung. Einzelformen der Außengestaltung tragen zum malerischen Eindruck bei. Ein gleichmäßiges Rautenmuster aus glasierten Ziegeln zieht sich über Türme und die obere Hälfte der Hausmauern, und gerade diese Bereicherung mit ihrer alle scharfe Mauerkanten verwischenden Rautenform hebt in einer Art optischer Täuschung die schwere Körperlichkeit der Gebäudemasse auf[56]). Auch die Mauerdurchbrechungen fördern im stärksten Maße diese Wirkung. Die Länge der Kapellenfenster beträgt über die Hälfte der Gebäudehöhe, und die des Remters und des Kapitelsaales nehmen sogar etwa ein Drittel ein. Das ist mehr, als vorher jemals an Fensterhöhe erreicht wurde. Die Tornische der Eingangsfassade steigt hoch empor und wird von Nebennischen begleitet. Überall im Außenbau wurde die Gliederung so reich gewählt, die Form so elegant gestaltet, wie es bei einem Wehrbau noch gerade möglich ist. Der Charakter des machtvollen, abweisenden Bollwerks tritt daher gegenüber älteren Verteidigungsanlagen ganz bedeutend zurück.

Abb. 38 Auch in den Raumformen spricht sich das veränderte Fühlen der neuen Stilstufe aus. Der Grundriß der Kapelle verschiebt sich allerdings nur wenig zugunsten der Länge, aber sie erhält einen betonten östlichen Abschluß, wie Konvents- und Hochmeisterkapelle der Marienburg, und zwar in Gestalt zweier Schrägwände, die den Raum in einer stumpfen Spitze ausmünden lassen. Die Außenwand verläuft trotzdem gerade. An Stelle des einen Chorfensters wurden zwei angebracht, die, von wundervoller Zartheit und Eleganz, ein wenig über dem

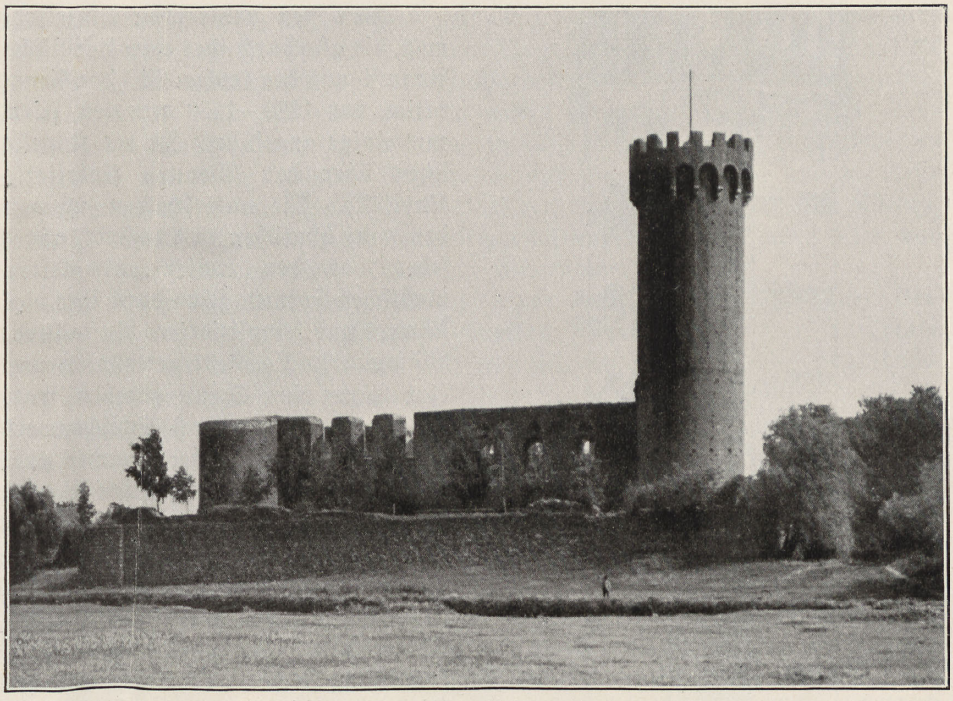


Abb. 39. Schwetz, Ordensburg.

Fußboden beginnen und schmal bis zum Gewölbe emporsteigen. Auch die drei Seitenfenster wuchsen in überraschender Schlankheit und Zierlichkeit auf und dürften Wesentliches zur Vergeistigung des Raumes, die gerade in Rheden sehr weit gegangen sein muß, beigetragen haben. Dabei spielten auch die Wandnischen eine bedeutende Rolle, die als dünn gebündelte Halbsäulchen auf einfachen, aber fein gefächerten Konsolen den Blick in die Höhe zogen zu Gewölbeansätzen von ähnlicher kelchartiger Steilheit wie in Marienburg. Das Rippennetz der Gewölbe bestand im wesentlichen aus dem vierzackigen Stern. Nur nach der Chorecke kam eine fünfte Zacke hinzu, die durch Teilung der letzten Chorkappe in zwei Nebenkappen entstand. Auch im Kapitelsaal trat dieser fünfzackige Stern an den geradgeschlossenen Schmalwänden neben dem vierzackigen im Mitteljoch auf. Es handelt sich hierbei um eine ähnlich tastende Vorform, wie sie schon einmal bei den Chorschlüssen in Lochstedt und der älteren Marienburg für die Entwicklung wichtig geworden war. Hier bedeutet sie den ersten Versuch zu der Gewölbeform der zweiten Marienburger Kapelle, muß also kurz vor dieser entstanden sein.

Beim Kapitelsaal wurde die Länge verkürzt, so daß die Raumform etwas Gedrungenes erhielt. Der Saal blieb einschiffig. Mit seinen großen Fenstern muß er einen leichten, geweiteten Eindruck gemacht haben. Über ihn spannte sich das dichte Rippennetz mit sehr feinen, zierlichen Rippen. Im Remter kam, wie üblich, nur schlichtes Kreuzgewölbe zur Anwendung, aber auch hier stiegen die Rippenbündel an den Wänden von gleichen Konsolen wie in der Kapelle schlank und elegant zur Decke empor.

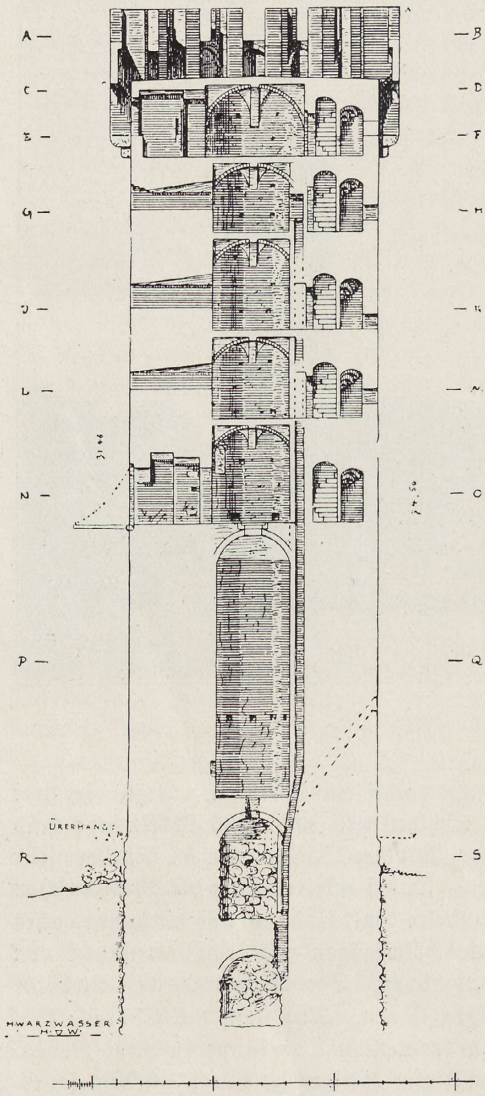


Abb. 40. Schwetz, Turmdurchschnitt. Nach Steinbrecht.

Von den zahlreichen Einzelformen, die alle durch ihre charakteristische Ausprägung den reichen Stil der Generation von 1320—1350 verraten, seien nur einige angeführt. In der Kapelle sitzen über den Diensten skulptierte Kapitelle. Sie unterscheiden sich von den ganz ähnlichen in Lochstedt, abgesehen von den weiter entwickelten plastischen Formen, schon durch ihre viel stärkere und kompliziertere Aufteilung. Während in Lochstedt gewöhnlich nur eine Figur oder Szene gegeben war, breiten sich hier, durch Zwischenwerk getrennt, mehrere nebeneinander aus. Dadurch wird ihre dekorative Bedeutung wesentlich erhöht. Die Profilsteine der Haupträume haben geringe Größe und zierlichste Profilierung, wie sie, abgesehen von den Umbauten der Marienburg, bis dahin nirgends vorkommen. Rechts und links von der Eingangsnische sitzt ein die Fassade recht eindrucksvoll belebender Tonfries: spitzbogig mit einbeschriebenen Dreipaßzacken, mit Engelsköpfen als Konsolen. Vergleicht man mit ihm den Bogenfries im Torweg der Burg Lochstedt, der ganz ähnlich verläuft, so ergibt sich für Rheden ohne weiteres die Entwicklung zu einem dekorativen Geschmack von letzter Verfeinerung. Die Rhedener Form stimmt in ihrem stilistischen Gehalt ganz mit dem Spitzbogenfries überein, der sich bei den Umbauten der Marienburg an verschiedenen Stellen vorfindet. Diese Tatsache allein müßte, abgesehen von den übrigen Übereinstimmungen und Verwandtschaften mit den Marienburger Bauten, schon genügen, die Entstehung der Burg Rheden für die vierte Stilstufe, genauer sogar für das Jahrzehnt 1330—1340 zu sichern.

Das dritte Bauwerk der Burgengruppe Strasburg-Rheden: das Konventshaus Schlochau, wird wiederum durch urkundliche Nachrichten in seiner Entstehungszeit festgelegt. 1312 kommt das Burggebiet durch Kauf an den Orden. Schon 1325 findet sich die Erwähnung von Steinmetzen, die zum Burgbau von Schlochau angesiedelt werden. Indessen wohnten die Komture bis 1332 noch in Schwetz. Erst nach dieser Zeit kann also das Haus bewohnbar gewesen sein. Der

Ausbau wird sich jedoch noch längere Zeit hingezogen haben, denn erst 1365 wird die Kapelle geweiht[57]). Die ersten Bauerwähnungen von 1325 dürften sich auf die Einrichtung der Außenbefestigungen und Vorbereitungen zum Hausbau beziehen. Dieser muß um 1332 zum mindesten im vollen Gange gewesen sein. Die Verzögerung der Fertigstellung bis 1365 mag zufällige Gründe gehabt haben, oder es handelt sich um einen Umbau. Jedenfalls fällt die Plangebung und der erste Ausbau ungefähr in die gleiche Zeit wie bei den Burgen Strasburg und Rheden. Vielleicht ist Schlochau in seiner Grundrißgestaltung ein paar Jahre älter und hat zum ersten Mal den neuen Typus zur Anwendung gebracht.

Die Burg liegt auf der Landenge einer Halbinsel im Schlochauer See. Gräben, die die Seeteile verbinden, schneiden hintereinander drei Burgplätze heraus. Auf der einen Hälfte des mittleren Platzes erhebt sich das Haupthaus, durch einen Graben von der anderen Hälfte getrennt, so daß im ganzen drei Vor- oder Nebenburgen, dreiseitig um die Hauptburg gruppiert, vorhanden waren. Um die Vorburgen herum zogen sich Mauern mit Zwischentürmen. Vor den rundumlaufenden Parcham des Haupthauses legte sich nach der Abschnittsseite ein zweiter Parcham. Von der Hauptburg steht jetzt nur noch der gut erhaltene Bergfrit und das Mauerwerk des Haupthauses in Erdgeschoßhöhe. Doch konnte Steinbrecht mit Hilfe einer Beschreibung von 1564 die Gesamtanlage fast vollständig aufklären.

Bei der Burg Schlochau nahm kein Gebäudeflügel die ganze Breite des Hauses ein, sondern alle blieben verkürzt und wurden im Verhältnis zur früheren Anordnung zwar rechtwinklig, aber ganz systemlos aneinandergeschoben. Die Gesamtsituation des Konventshauses weist außerordentlich viel Verwandtschaft mit der Burg zu Strasburg auf. Auch diesmal steht der achteckige Bergfrit in einer frei gelassenen Burgecke, an die beiden Außenmauern angelehnt, und schützt das neben ihm befindliche Eingangstor. Ecktürmchen fehlen, soweit der Grundriß es erkennen läßt. Die Burgkapelle nahm den ganzen Flügel an der Eingangsseite ein. Ihr Ausdehnungsverhältnis muß also vollkommen dem neuen Raumgefühl entsprochen haben. Man darf wohl auch für sie die Wölbform annehmen, die in der Marienburger Konventskapelle Anwendung fand. Die Lage der übrigen Burgräume läßt sich nach der Beschreibung von 1564 mit einiger Sicherheit erkennen. In dem Flügel, der an die Kapelle anschloß, muß der Kapitelsaal und vielleicht auch das Dormitorium gelegen haben. Gewölbe in „Rosenform", also zweifellos sechsstrahlige Sterngewölbe, werden für den ersten Raum ausdrücklich erwähnt. Es folgten dann im nächsten eingeschobenen kurzen Flügel Gebietigergemächer und Nebenräume. Hier setzte auch der Gang zum Danzker an. Im vierten Flügel an der Turmseite darf man den Konventsremter vermuten. Eine rundumlaufende steinerne Vorlaube wird ebenfalls bezeugt. Plan 15

Der Turm als einziger noch vollständig erhaltener Bauteil besitzt in der Durchbildung nicht ganz so viel zierliche Eleganz wie der zu Strasburg. Zwar wirkt er mit seinem schlanken, achtseitigen Baukörper im Verhältnis zu dem älteren Typus preußischer Burgtürme leicht und energisch aufsteigend, aber eine gewisse Schlichtheit macht sich im oberen Abschluß bemerkbar. Der gedeckte Wehrgang wird ein wenig vorgeschoben, doch nicht auf ausdrucksvollen Spitzbögen, sondern auf einfachen Profilierungen. Zwischen den Fenstern sitzen als schmückende Bereicherung gemalte Wappenschilde. Wie der obere Abschluß, jetzt ein moderner Zinnenkranz, ursprünglich verlief, bleibt ungewiß. Das Strasburger Rauten-

muster fehlt dem Turm, nur Kreisornamente in seinem oberen Teil beleben die Mauern. In der inneren Anordnung wird vollständig das Strasburger Prinzip vertreten. Im unteren Teil höhlt ein nur dünner Schacht den Mauerkörper aus. Im Geschoß unter dem Eingang beginnt die Verbreiterung, um dann nach oben hin immer mehr zuzunehmen. Der Wehrgang liegt wie in Strasburg auf der Mauerdicke neben dem obersten Geschoß, das sich aber nicht auf Konsolen, sondern nur durch einfache Vorkragung in den Turm hineinschiebt. Treppen und Abfallschlote liegen neben dem Innenraum in der Mauerdicke. Die größere Einfachheit

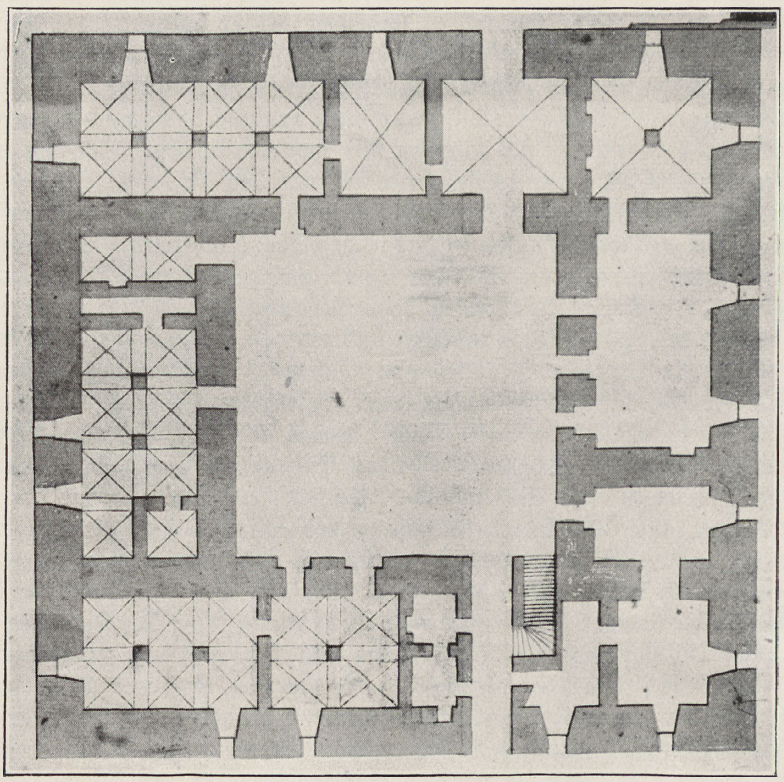


Abb. 41. Tapiau, Grundriß des Erdgeschosses nach einer Aufnahme um 1800. Königsberg, Staats-Archiv.

des Schlochauer Turmes gegenüber dem von Strasburg kann sehr wohl in der etwas früheren Bauzeit und in der Nähe zum vorhergehenden Stil ihren Grund haben.

Einzelformen der Schlochauer Burg haben sich in so geringem Maße erhalten, daß sie zur Stilbestimmung kaum etwas beitragen. Die Mauern des Konventshauses bestanden im unteren Teil aus Feldsteinen. Das darüber aufsteigende Ziegelwerk zeigt keine Muster aus Glasursteinen. Die reiche Befensterung der Kapelle durch fünf Außenfenster fällt auf. Sonst lassen sich keine stilistischen Merkmale zur Klärung der Entstehung und des Bauvorganges auffinden.

Von der Burg Danzig, die etwa gleichzeitig mit Schlochau errichtet sein muß, fehlt infolge der gründlichen Zerstörung im Jahre 1456 durch die vom Orden abgefallene Bürgerschaft jeder Anhalt an ihre bauliche Ausgestaltung. Nur ganz allgemein läßt sich vermuten, daß sie Verwandtschaft entweder mit der für die Zeit typischen Burgengruppe Strasburg, Rheden, Schlochau oder aber mit der gänzlich anders gearteten entwicklungsfremden Burg Schwetz besaß. Ihre Lage in einer Ecke zwischen dem Motlaufluß und seiner Abzweigung mit konsequent vorgelagerter Vorburg war wohl schon durch eine ältere Burg der Pommernherzöge bestimmt.

Die überraschenden Abweichungen der eben erwähnten Burg Schwetz bedeuten doch andrerseits vollständige Übereinstimmung mit grundlegenden Bauauffassungen der vierten Stilstufe. Schwetz liegt im Gebiet der zu Anfang des

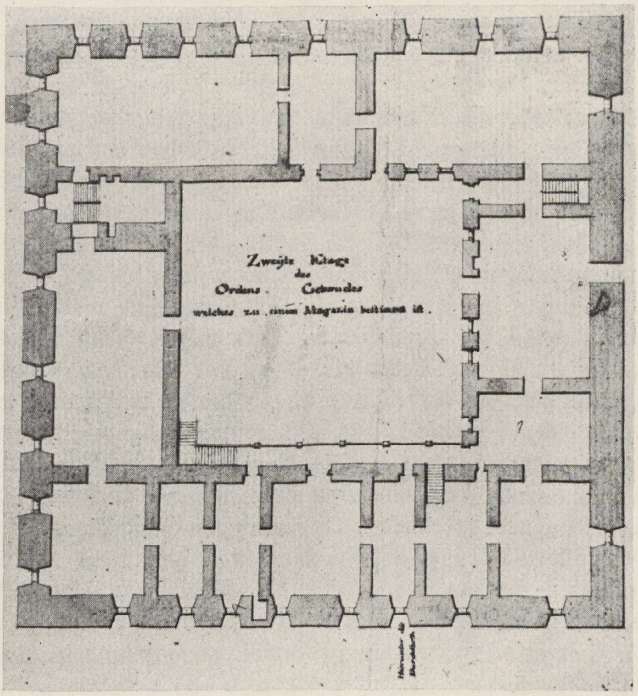


Abb. 42. Tapiau, Grundriß des Hauptgeschosses. Um 1800.
Königsberg, Staats-Archiv.

14. Jahrhunderts vom Orden erworbenen Landschaft Pommerellen. Der wohl erhaltene, schöne Bergfrit und wesentliche Teile des Hauptflügels ragen am Weichselufer als Ruine empor. Die Bauzeit wird durch urkundliche Überlieferung gesichert. 1335 wurde der Bau der Burg gleichzeitig mit dem von Danzig vom Hochmeister Dietrich von Altenburg angeordnet. Damals war Konrad von Bruningsheim Komtur von Schwetz. Der eigentliche Ausbau wird jedoch dem Komtur Günther von Hohenstein, der sein Amt 1344—1349 ausübte, zugeschrieben. Man wird daher die Planung in die zweite Hälfte des vierten Jahrzehnts und den Ausbau in das fünfte Jahrzehnt setzen müssen.

Abb. 39 Der Burgplatz, wiederum durch ältere Befestigungsanlage der Pommernherzöge bestimmt, breitet sich zwischen einem früheren Weichsellauf und dem Nebenflüßchen Schwarzwasser abschnittsartig in der Flußniederung aus. Vor der vom Parcham umgebenen quadratischen Hauptburg lag die durch Quergraben getrennte Vorburg. Eine Abbildung aus dem Jahre 1655 hat das ehemalige Aussehen der Burg bewahrt. Sie wirkt in ihrer Außenerscheinung befremdend, da sich an allen vier Ecken mächtige Rundtürme nicht nur zu dekorativen Zwecken, sondern als regelrechte flankierende Wehrbauten erheben. Den einen Eckturm kennzeichnet sein größerer Durchmesser und seine überragende Höhe als Hauptturm. Zwischen den Türmen gibt sich in den üblichen Formen das Konventshaus zu erkennen. Der aus den Ruinen noch ablesbare Grundriß bestätigt und bereichert das Bild. Die Burg Schwetz gehörte in der Tat zu jenem Kastelltyp, der durch flankierende Verteidigungstürme charakterisiert wurde. Die Herkunft dieser für Preußen so merkwürdigen Burganlage wird später erörtert werden. Sie muß, wie von vornherein festgestellt werden kann, von außen in die preußische Entwicklung eingeführt worden sein.

Zunächst aber interessiert die Frage: gibt es trotz der fremden Gesamtform Merkmale der stilgeschichtlichen Stellung innerhalb der Entwicklung der Deutschordensburg, und weshalb zeigt sich gerade in diesem Augenblick die Entwicklung
Plan 16 aufnahmebereit für eine fremde Form? Die Anordnung der einzelnen Burgflügel verrät auf den ersten Blick die Auffassung der für die Stilstufe um 1320 bis 1350 wesentlichen Baugruppe: der Häuserring wird nicht geschlossen. Es bleibt eine Lücke frei, die wie in Strasburg und Schlochau das Tor aufnimmt, obwohl diese Unterbrechung bei der veränderten Turmstellung sinnlos wurde und eher eine Gefahr als einen Vorteil bedeutete. Das Tor liegt nicht einmal mehr neben dem Turme. Man hat die Anordnung zweifellos in Anlehnung an die anderen Burgen der Zeit, gewissermaßen aus erstarrtem Stilgefühl übernommen. Im Hauptflügel neben dem Eingang lag die Kapelle und wohl auch der Kapitelsaal. Diese Räume zeigen eine Form, die zugunsten der Länge in der für die Zeit charakteristischen Auffassung gedehnt wurde. Die anderen Burgflügel schob man verkürzt aneinander. Über ihre Räume läßt sich kaum noch etwas Gesichertes aussagen.

Die Stellung des Bergfrits in Schwetz gibt den zweiten Ausweg aus den Schwierigkeiten, mit denen sich noch die vorhergehende Stilphase auseinandersetzte. Nun steht er wie in Strasburg und bei den verwandten Burgen frei, aber nach außen, also flankierend vorspringend, und hat doch die nötige Verbindung mit dem Konventshaus, da er fest an die Hausecke angelehnt ist. Diese Lösung hat die Ordensarchitektur allerdings nicht selbst gefunden, sondern mit der Gesamtform von außen übernommen. Auch die Gestalt des Bergfrits weicht von
Abb. 40 der Entwicklung ab, nähert sich mehr der frühen Turmform, wie sie im Graudenzer Klimek erhalten blieb. Der Schwetzer Turm mit 10,24 Metern Durchmesser gegenüber einem solchen von 8,90 in Graudenz bedeutet wehrarchitektonisch eine bemerkenswerte Steigerung der Verteidigungsfähigkeit. Auch die bereits erwähnte Verbreiterung des Innenraums gegenüber der Mauerstärke kennzeichnet den Fortschritt. Wichtig für die Turmgestalt wird vor allem die Bekrönung: ein offener Wehrgang auf Konsolen, die von Rundbögen überspannt werden. Zwischen der Zinnen- und der Turmwand befindet sich jedesmal zwischen zwei Konsolen eine Öffnung: die Werfscharte. Dieses für die Wehrarchitektur so wichtige Ver-

teidigungsprinzip durch Werfscharten kommt schon am Torweg des Marienburger Haupthauses vor, tritt aber hier zum ersten Male in Preußen gereiht auf und gehört mit zu der von außen eingeführten Gesamtform. Der Schwetzer Turm besitzt im Gegensatz zu dem von Schlochau nur wenige Lichtscharten.

Was nun die Einzelformen anbetrifft, so hat bereits Steinbrecht auf das spärliche Vorkommen von Zierformen hingewiesen. Solche treten nur an wenigen Stellen auf und werden auch dann noch in ihrer Ausgestaltung zurückgehalten. So zeigt z. B. der Rippenstein der Kapelle in der Reduktion seiner Profile auf ein paar magere Auszackungen und Ausbuchtungen eine in der Ordensarchitektur bis dahin durchaus ungewöhnliche Nüchternheit. Sie wiederholt sich ähnlich bei späteren Bauten. Auch die Gewölbeformen haben einiges Merkwürdige. Der Keller des Hauptflügels wird von Kreuzgurtgewölben überspannt, während die übrigen Räume in Keller- und Erdgeschoß mächtige Tonnendecken aufweisen. Beide Wölbformen liegen in der Entwicklung, hier werden sie jedoch besonders kühn ausgeführt. Geradezu überraschen müssen die Gewölbe der Haupträume, vorausgesetzt, daß sie von Steinbrecht richtig rekonstruiert wurden. Sie werden durch einfache vierstrahlige Sterne und nicht durch die in der Epoche allgemein üblichen Sechszacken gebildet. Die Gewölbe setzen unmittelbar auf Konsolen von schlichtester Form an. Beim Außenbau tritt am unteren Teil des Hauptturmes und ein wenig auch an dem noch ein Stück erhaltenen zweiten Eckturm das Rautenmuster von Rheden auf. Zu den Eigentümlichkeiten des Baues gehören noch die von kleinen Mauerschlitzen über der Erdoberfläche schräg mit breiter Nische in den Keller abfallenden Lichtschächte.

Mit der Burg Schwetz wurde ein typischer Übergangsbau überliefert, bei dem sich verschiedene Entwicklungsmomente vermischen. Aus einer fremden Entwicklungslinie stammt der Gesamtplan mit der eigenartigen Turmanordnung, auch die eine oder andere Einzelheit. Der Grundriß des Konventshauses gehört ganz der vierten Stilstufe der Ordensarchitektur an. Neu dagegen und schon auf die Bauten der nächsten Generation hindeutend, tritt der Verzicht auf die reiche und bewegte Ausbildung in Erscheinung, die gerade den Bauten der Epoche ihr charakteristisches Gepräge und ihre hohe künstlerische Schönheit gab.

Verfolgt man noch einmal den Weg, die Leistung der Generation des reichen Stils, so erkennt man, daß in der Tat in der den Bau auflösenden Tendenz, die gewissermaßen als zersetzendes Ferment wirkte, der Grund zu der Abwärtsbewegung der Entwicklung liegt. Architekturwerke wie die Säle der Marienburg, die Fassade zu Rheden, der Turm zu Strasburg, tragen trotz ihrer gewaltigen Schönheit schon deutliche Anzeichen der beginnenden Überreife an sich. Ohne fest greifbaren Anfang, lediglich als ständig wachsender Entwicklungsfaktor, hat die Reife gleich mit den ersten Bauten der Stilstufe eingesetzt. Ihre auflösende Wirkung ergriff in Strasburg, Rheden, Schlochau stark den Grundriß, zersetzte seine wohlgefügte Symmetrie, so daß in Schwetz bereits eine unmotivierte Lücke in dem ursprünglich so wehrhaften Hausblock entstehen konnte. Der Wehrbaucharakter tritt zurück hinter dem Wunsch nach architektonisch schönen Formen. Dafür gab gerade der Turm zu Strasburg ein Beispiel. Die Innenräume steigern sich zu höchster, berauschender Prachtentfaltung, befriedigen weit entwickeltes Raumgefühl. Eine Fülle von Einzelformen, bis ins letzte durchgebildet, verkleidet die Mauerfläche mit dekorativem Reichtum.

Dann erlahmt mit der Kapelle der Marienburg und ganz besonders mit den Burgen in Pommerellen dieses prickelnd geistvolle Formenspiel. Schon Schlochau wurde bescheidener ausgeführt, und in Schwetz verlor man gänzlich das Interesse an reicher, baulicher Schönheit in der Einzelgestaltung. Es mag sein, daß die Notwendigkeit, vier Konventshäuser in der neu erworbenen Landschaft ziemlich auf einmal aus dem Boden wachsen zu lassen, abgesehen von den Burgen, die im Kulmerland und in den übrigen Teilen des Landes noch im Bau waren, die Kräfte so in Anspruch nahm, daß für reichere Bauweise keine Möglichkeit blieb. Aber dadurch könnte die Entwicklung höchstens beschleunigt worden sein. Die Kunst steht nicht still, und was wäre nach den letzten Bereicherungen an der Grundform noch zu entwickeln gewesen? Man mußte sich schließlich mit dieser Grundform als nüchterner Zweckform begnügen, wie die späte Gotik in Frankreich es tat, oder aber, wie die Sondergotik in Deutschland, durch Umbildung der alten Energien sich neue Gestaltungsmöglichkeiten schaffen. Hier versteht man die besondere Stellung der Burg Schwetz. Sie muß in ihrer ungebrochenen Gestalt, trotz aller Vereinfachung im Innern, mit den vier mächtigen Rundtürmen, von reizvollen Wehrgängen gekrönt, einen imposanten, ja im Vergleich mit den älteren Ordensburgen auch einen malerisch reichen Eindruck gemacht haben. Aber sie verdankt ihn fremder Entwicklung. In demselben Augenblick also, in dem die Entwicklungskräfte der heimischen Baukunst erlahmen, greift man nach neuen Möglichkeiten, die sich in

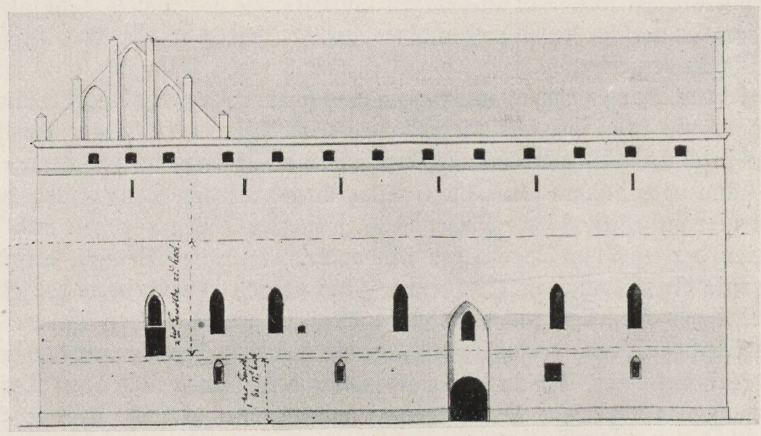


Abb. 43. Tapiau, Eingangsseite. Aufnahme um 1800.
Königsberg, Staats-Archiv.

verwandten Bildungen bieten. Doch das geschieht nur einen Augenblick, nur ein einziges Mal. Noch hatte man das Gefühl des eigenen Ausdrucksvermögens nicht ganz verloren. Allerdings war die Zeit zu einer gänzlichen Umbildung der grundlegenden Kräfte und zum Beginn einer neuen Stilentwicklung noch nicht gekommen. Man mußte sich einstweilen darauf beschränken, die alte Grundform weiter abzuwandeln und auf das nackte Schema zu reduzieren. Die Blütezeit der Deutschordensburg, die dritte und vierte Generation von Ordensrittern in Preußen umfassend, war damit erloschen. Mit der ersten Marienburg und den ihr verwandten Bauten begann sie, um 1320 lag der Höhepunkt ihrer Kurve, Burg Schwetz bedeutet ihr letztes Aufflackern und den Übergang zu einer neuen Stilphase.

Der reduzierte, schematische Stil (fünfte Generation 1350–1380).

Obwohl die verschiedenen Kräfte, die sich in der Deutschordensburg die ihnen gemäße Form geschaffen hatten, ihre Wirksamkeit allmählich einstellten, war diese Form doch so groß und zwingend, daß sie noch auf Jahrzehnte hinaus die Burgbauten des Ordens beherrschte. Ihr inneres Leben blieb jedoch zunächst matt und zurückgedrängt und wartete auf neue Anregungen. Der Baustil der Generation von 1350—1380 zeigt deutlich alle Anzeichen solcher Erschlaffung, die zugleich ein Ausruhen und ein heimliches Kräftesammeln bedeutete. Es sind immer noch Ordensburgen, d. h. mächtige Bauwerke von monumentaler Gesinnung, die gebaut werden. Doch fehlt ihnen der Reiz neuer Lösungsversuche, die Freude an der Ausbildung der Einzelheiten. Sie beschränken sich im Gegenteil ganz auf die

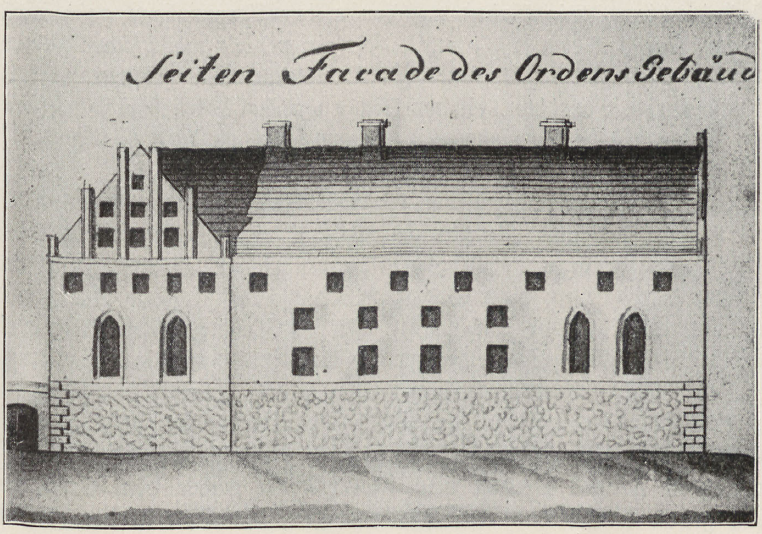


Abb. 44. Tapiau, Seitenflügel. Aufnahme um 1800.
Königsberg, Staats-Archiv.

Grundelemente der vorhergehenden Prägungen, bilden diese auf das Allernotwendigste zurück unter Verzicht auf äußere Dekoration. Reduktion und Schematismus sind also die Hauptmerkmale dieser charakteristischen Übergangsepoche.

Politisch erhält die Epoche ihr Gepräge durch die Regierung eines einzigen Hochmeisters. Es ist dies Winrich von Kniprode (1351—1382), wohl der bedeutendste Ordensführer, der in Preußen residiert hat. Der Orden wußte unter seiner Herrschaft die Machtstellung, die er im Osten errungen hatte, klug auszunützen. Eigentliche Machterweiterungen, namentlich territorialer Art, erfolgen nun nicht mehr. Auch hier ist der Höhepunkt überschritten, ein Stillstand setzt ein. Eine Unzahl diplomatischer und kriegerischer Verwicklungen durchzieht die dreißig

Jahre. Im allgemeinen aber kann man die politische Einstellung Winrichs von Kniprode als friedlich bezeichnen; das Interesse für Wehrbauten mußte daher in den Hintergrund treten. Äußeres Ansehen des Ordens und reiche wirtschaftliche Entwicklung sind die Folgeerscheinungen des machtvollen Aufstieges der vorhergehenden Generationen. In Wirklichkeit waren jedoch auch in dieser Beziehung die schöpferischen Kräfte bereits im Begriff zu erschlaffen. Die Keime zum Untergang des Ordens, die ersten Zersetzungserscheinungen sind gerade in dieser Epoche äußeren Glanzes zu suchen.

Durch sichere Baunachrichten lassen sich ohne weiteres mehrere Burgen als zu dieser Stilstufe zugehörig erkennen. 1351 verlegt der Ordensmarschall Siegfrit von Danenfeld die Burg Tapiau an die Stelle, wo heute noch ihre Reste stehen und beginnt einen Neubau, der zweifellos von vornherein aus Stein bestand[58]). In das Jahrzehnt 1350—1360 muß also auf Grund dieser bestimmten und eindeutigen Nachricht der Bau von Tapiau gesetzt werden. Damals war Tapiau jedoch schon längst nicht mehr Komturei, sondern einfaches Pflegamt. Trotzdem weisen die Grundformen der Burg alle Merkmale des Konventshauses auf, man ist daher berechtigt, sie innerhalb der Entwicklungslinie dieses Burgtypus zu betrachten. Die Gründung der ersten Burganlage geht noch in das 13. Jahrhundert zurück und erfolgte 1265 an einer nicht mehr sicher nachweisbaren Stelle. Am Ende des 18. Jahrhunderts brach man den größten Teil der Burg von 1351 ab. Nur der untere Teil des Eingangsflügels blieb erhalten und wurde mit einem neuen Aufbau versehen. Landarmenanstalt und Gefängnis sind jetzt auf dem Burggelände in neueren Gebäuden untergebracht.

Der Burgplatz liegt ähnlich wie der von Brandenburg und anderen Burgen in einer Landecke, die von Flußläufen gebildet wird, und zwar nicht als konsequente Abschnittsbefestigung, sondern so gruppiert, daß Vorburg und Hauptburg sich in einiger Entfernung vom Pregel nebeneinander lagern und die Vorburg, dicht am Deimekanal, dabei den starken Geländeschutz genießt. An drei Seiten bilden breite Umfassungsgräben, an der vierten die Deime die Begrenzung. Vorburg und Hauptburg waren noch, wie vorher üblich, durch einen Quergraben getrennt, wie einwandfrei aus zeichnerischen Überlieferungen hervorgeht. Die erhaltenen Räume im Vorburgflügel liegen im Keller- und Hauptgeschoß. Vom entgegengesetzten Flügel blieben nur Kellerräume unter dem Erdboden übrig. Zum Glück geben Pläne und Aufrißzeichnungen, die man in der Zeit der Zerstörung anfertigte, noch ein ziemlich deutliches Bild von der Gesamtanlage und von der Baugesinnung. Gemächer im erhaltenen Hauptgeschoß lassen darüber hinaus noch aus Einzelformen Wertvolles für das bauliche Wesen der Burg erschließen.

Abb. 41 und 42

Das Haupthaus wurde von vier Flügeln gebildet, die sich um den quadratischen Hof fest zusammendrängten. Die innere Einteilung war so vorgenommen, daß der Eingangsflügel nach der Vorburg zu und der gegenüberliegende Flügel mit ihren Begrenzungsmauern in ganzer Breite durchliefen, die übrigen Flügel wenigstens im Grundriß nur zwischengeschoben waren. Dieses Zurückgreifen auf die Anordnungsweise des reifenden Stils wird bezeichnend für die neue Epoche. Sie wirkt aber nach allem vorangegangenen Reichtum an Grundrißlösungen arm und trocken. Auch führte man die Grundrißeinteilung im Aufbau nicht konsequent durch. Es wäre vorher unbedingt erforderlich gewesen, die Giebel folgerichtig auf die Stirnwände der durchlaufenden Burgflügel zu setzen,

um der Entwicklung gemäß ihren Charakter als selbständige Häuser zum Ausdruck zu bringen. Die Zwischenflügel blieben dann natürlich ohne Giebelschmuck. In Tapiau aber verfolgte man ein ganz willkürliches Anordnungsprinzip, indem man immer an das linke Ende jeder Fassade einen Giebel setzte, das rechte dagegen stets mit wagerechtem Dachsims auslaufen ließ, ganz unbekümmert darum, ob hinter dem Giebel nun auch wirklich abschließende Hausmauer oder noch über ihn seitlich hinausgreifender Raum lag. Ein Parcham war wie bei anderen Ordensburgen vorhanden.

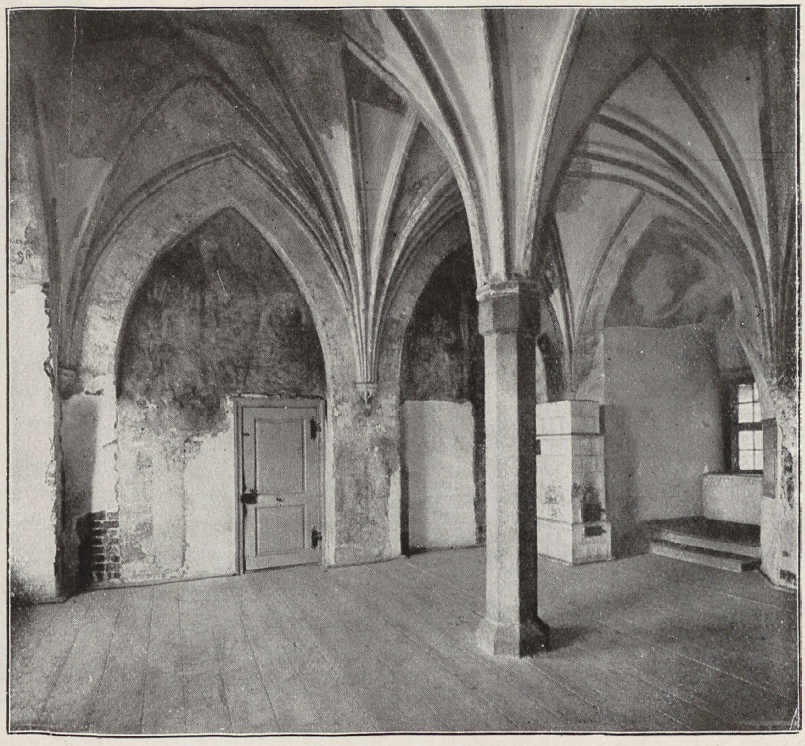


Abb. 45. Lochstedt, Pfeilerstube des Pflegers.

Im noch zum Teil bestehenden Vorburgflügel befand sich der schmale Torweg, seitlich verschoben, mit rundbogiger Öffnung in der mäßig hochsteigenden Spitzbogennische, die als Fallgatterbahn diente. Im Erdgeschoß kleine Fensteröffnungen. Die des Hauptgeschosses waren größer, spitzbogig, aber ebenfalls von geringerer monumentaler Bedeutung. Über den regelmäßig verteilten Lichtscharten der Speicher zog sich als gleichmäßige Vertiefung ein flaches, schmales Band hin, über ihm der Kranz der Wehrfenster. Der Giebel hier und an den anderen Seiten zeigte im Vergleich zu älteren Giebeln, z. B. an der Marienburg, nur magere Formen, einfache Strebepfeiler mit zwischengesetzten Blenden. Den gleichen einfachen, schmucklosen Eindruck wie die Vorburgfassade machen nach den erhaltenen Zeichnungen auch die anderen Burgseiten. Bis zum beginnenden Hauptgeschoß bestand das Mauerwerk aus Feldsteinen, dann erst setzte Ziegel-

Abb. 43 und 44 Plan 17

mauerung ein. Die Hofarchitektur muß ähnlich einfach gewesen sein. Ansatzbögen eines steinernen Umganges lassen sich noch erkennen. In der Mitte befand sich wie immer bei Ordensburgen der Brunnen.

Keller- und Erdgeschoßräume, meist zweischiffig, waren, nach den Resten zu urteilen, noch sorgsam hergestellt. Im Erdgeschoß dienten abgekantete starke Granitpfeiler als Stützen für die Kreuzrippengewölbe mit Querrippen zwischen den Jochen, wie sie hier anscheinend zum ersten Male in einem unteren Stockwerk Verwendung finden. Nur der Einfachheit der Profile merkt man die späte Entstehungszeit an. Sonst drückt sich in allen Formen noch die Nähe zur Blüte der Ordensarchitektur aus. Im Vorburgflügel lagen links vom Eingang zwei Räume mit drei Gewölbejochen, rechts befand sich ein weiterer zweijochiger Raum. Von den Zwischenflügeln war der rechts vom Tor zweiräumig, der linke muß ursprünglich völlig ungeteilt gewesen sein. Im vierten Flügel befanden sich im Erdgeschoß vier Räume, nach Osten zu ein vierjochiger Saal mit drei Mittelstützen, im übrigen Teil drei annähernd gleich große, fast quadratische Räume.

Der unteren Einteilung entsprach die des Hauptgeschosses. Das obere Stockwerk des Eingangsflügels gliederte sich in eine Flucht von kleinen Zimmern, die im allgemeinen heute noch den ursprünglichen Zustand erkennen lassen. Jede trennende Wand steht über einer Mauer oder einer Stütze des Untergeschosses. Es ergeben sich zwei zusammengehörige Raumgruppen. In der Mitte des Flügels werden sie durch einen tonnengewölbten Raum, der offenbar keine wohnliche Bestimmung hatte, getrennt. An ihn schließt sich nach Westen zu ein schmaler, mit zwei Kreuzgewölben überdeckter Raum an, der genau über dem Torweg liegt. Zwei weitere, jedesmal breiter werdende Räume mit gleicher Wölbung folgen. Schmale Fenster öffnen sich nach außen. Eingänge vom Hof aus können nur in den ersten oder zweiten Raum geführt haben. Das Profil der Rippen zeigt deutliche Reduzierung auf Hauptlinien. Weit reicher wurde die Wohngruppe am anderen Ende ausgestattet. Sie besteht wiederum aus drei Gemächern, einem annähernd quadratischen Eckraum und zwei schmalen, nach der Mitte zu gelegenen Zimmern. Das mittlere hat das Gewölbe verloren. Den zweiten schmalen Raum überspannen zwei vierzackige Sterne. Das Eckgemach wird von einem einzigen vierzackigen Stern überwölbt; die Ecken des Raumes trennen wie in der Lochstedter Kapelle Schrägrippen ab, ihre Kappen wurden in der üblichen Weise untergeteilt. Dadurch entstand eine sehr einfache, aber sehr reizvolle Gewölbeform, die hier zum ersten Mal deutlich in Erscheinung tritt, aber zweifellos schon bei älteren Bauten vorhanden war. Das quadratische Gemach besaß drei Fenster, zwei in der Schmalwand des Flügels, das dritte nach der Vorburg zu. Eingänge können auch hier wegen des anstoßenden Flügels nur zu den beiden kleineren Räumen bestanden haben. Aus der ganzen Anlage und Einrichtung dieser Raumgruppen läßt sich auf Gebietigerwohnungen schließen, und zwar müssen die zuletzt beschriebenen Gemächer für einen höheren Ordensbeamten bestimmt gewesen sein, denn sie zeigen außergewöhnlichen Schmuck der Einzelformen. Das Rippenprofil verläuft spielerisch reich und steht der vorhergehenden Epoche sehr nahe. Die Konsolen, die bei den übrigen Gemächern schlichter gebildet wurden, tragen im quadratischen Eckraum schönen Skulpturenschmuck. Auch die Schlußsteine waren plastisch ausgestaltet. Welches Amt die Bewohner dieser Räume bekleideten, muß, solange nicht bestimmte urkundliche Nachrichten vorliegen, ungeklärt bleiben. Viel-

leicht hat sich Siegfrit von Danenfeld mit den so liebevoll ausgeschmückten Zimmern einen Altersitz geschaffen, denn man weiß, daß hohe Ordensritter gerne ihre eigenen Bauschöpfungen zum Ruhesitz wählten[59]).

Für die übrigen Haupträume sind keine sicheren Schlüsse möglich. Im zweiten Hauptflügel, der die gewohnte dreiteilige Raumanordnung aufwies, lag nach Osten zu wahrscheinlich die Kapelle, ein einfacher rechteckiger Saal mit vier Fenstern in der Längsseite und zwei in der Chorseite. Neben dem schmalen einfenstrigen Mittelraum befand sich am anderen Ende des Flügels ein Saal, fast ebenso groß wie die Kapelle, mit drei Fenstern in der Langseite und einem Fenster in der Schmalwand. Es könnte dies der Remter oder der Kapitelsaal gewesen sein. Für einen dieser Säle käme noch ein großer Raum im nordöstlichen Zwischenflügel in Betracht. Im südöstlichen Flügel darf dann wohl das Dormitorium

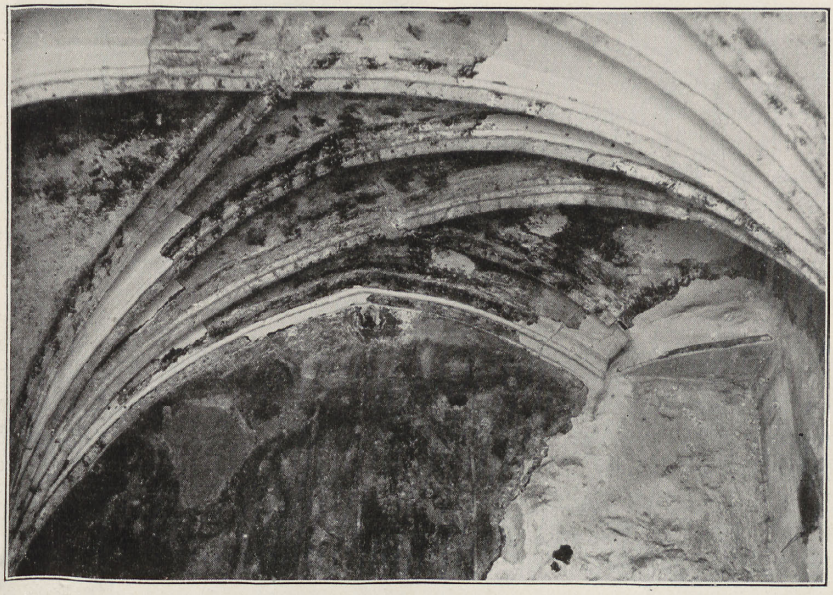


Abb. 46. Lochstedt, Gewölbe im Remter des Pflegers.

gesucht werden, zumal nach außen keine größeren Fenster vorhanden waren. Von Gewölbe- und Einzelformen hat sich nichts überliefert. Wehrgänge zogen sich nur in der Dicke der Außenmauern um das Gebäude herum. Nach dem Hofe zu öffneten sich die Wehrfenster unmittelbar vom Speicherraum aus.

In der Vorburg haben nach den erhaltenen Grundrissen Häuser von teilweise bedeutenden Ausmaßen gestanden. Der Eingang, wohl ein einfacher Torweg, verschob sich etwas nach der linken Ecke, die von einem Turm besonders geschützt wurde. Von einem Danzkerausbau, den eine Zeichnung um 1820 hier vorhanden glaubte[60]), lassen ältere Aufnahmen nichts erkennen. Ein schmaler Gang von der Art der Danzkergänge liegt in der Hauptburg zwischen der Kapelle und dem anschließenden Flügel.

Wichtig für die entwicklungsgeschichtliche Stellung der Burg Tapiau wird vor allem die Tatsache, daß bei ihr der Bergfrit vollständig fehlt. Er hatte sich

bei allen Burganlagen der vorhergehenden Epoche als unbedingt notwendiger Bauteil erwiesen, und nur in der Frühzeit bleibt sein Vorhandensein einigemal ungewiß. Nun aber hat man erkannt, daß ein Hauptturm von der Art eines Bergfrits bei dem hohen, geschlossenen Aufbau einer Deutschordensburg, der den Häuserblock selbst zum Turm macht, ohne großen Verlust an Verteidigungswert

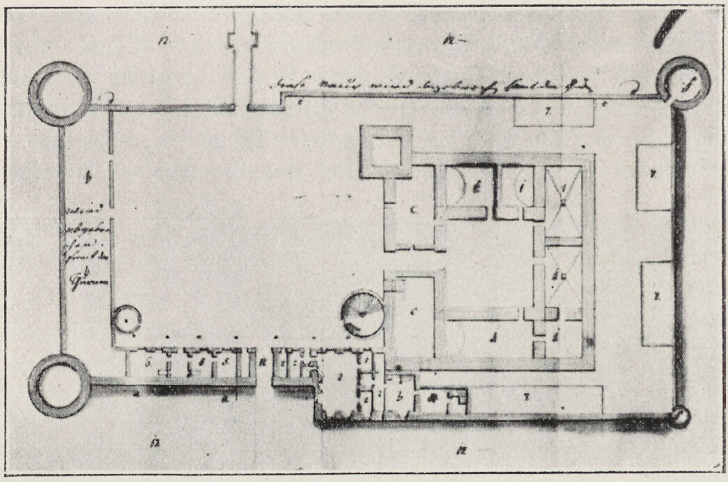


Abb. 47. Ortelsburg, Grundriß von 1766.
Berlin, Geh. Staats-Archiv.

recht wohl entbehrlich ist. Sparsam, wie man gerade in der neuen Epoche mit Bauformen wird, verzichtet man auf den Bergfrit als auf etwas Überflüssiges. Gerade durch das Fehlen des Turmes wird jedoch der architektonische Charakter der Burg reizloser, er bleibt auf allereinfachste Hausform beschränkt. Da man zudem auf dekorative Wirkung keinen Wert legt, sondern nur das durchaus Notwendige und Wesentliche gestaltet, bildet sich eine Erscheinungsform der Deutschordensburg heraus, bei der die ganze Betonung auf die architektonische Masse gelegt wird. Gewiß treten die Unterschiede, da ja die Grundform verhältnismäßig gleich bleibt, nicht allzu stark hervor, aber wie ganz anders wirkt dennoch das Bild der Burg Rheden neben der Vorstellung, die uns die Rekonstruktion der Burg Tapiau liefert, obwohl Tapiau, wie gerade Einzelformen der inneren Ausstattung klar machen, dem vorhergehenden Stil noch ziemlich nahe steht.

Gebietigergemächer, denen in Tapiau verwandt, weist in vorzüglicher Erhaltung die Burg Lochstedt auf. Sie liegen, wie schon erwähnt wurde, in dem erst später erbauten vierten Flügel an der Tiefseite. Wie in Tapiau setzt sich die Gebietigerwohnung aus drei Räumen zusammen. Der Eingang führte in den mittleren Raum, und zwar schräg, weil bei der Erbauung der ältere Burgflügel im Wege war. Eine leichte Querwand teilt dieses Zimmer in zwei kreuzgewölbte Teile: Flur und Stübchen. Links öffnet sich eine Türe nach einem quadratischen Remter von der Art des Tapiauer Raumes, mit gleichem Rippennetz, nur in der
Abb. 45 Mitte durch eine kantige Säule gestützt[61]). Die schlichte Großartigkeit dieser Raumform, auch heute noch restlos wirkend, zwingt einen Augenblick still zu stehen.

Die Raumhöhe entspricht etwa der Raumbreite, so daß der Raumkörper sich dem Würfel nähert. Dadurch wirkt er in seiner Grundgestalt klar und einfach, nur die Rippen und Gewölbeflächen beleben ihn in der oberen Hälfte auflösend. Doch diese Wirkung der Gewölbe unterscheidet sich deutlich von der der Marienburger Säle. Alles bleibt schwerer, massiger und zugleich ruhiger und sachlicher. Die obere Raumgrenze breitet sich flächiger aus und verschwindet nicht mehr in einem Rausch von spielenden Formen. Der Pfeiler, ohne feinere Profilierung, mit schlichter Basis und schlichtem Kapitell, steht fest im Raum verankert und bringt seine Funktion des Stützens deutlich zum Ausdruck. Er ist den Stützen im Westbau des Hochmeisterpalastes der Marienburg durchaus verwandt. Die Rippen setzen dick und wuchtig an, das kelchartige Aufstreben klingt höchstens an den Wänden noch zart durch. Die Konsolen, ohne Figurenschmuck, haben immer noch reizvolle, jedoch nichts Neues mehr bietende Durchbildung. Bei dem eigenartigen Rippenprofil verschwand der Tapiauer Linienreichtum, um einer langgezogenen, aufflackernden, fast manirierten Zierlichkeit Platz zu machen, die Kraft und Lebendigkeit älterer Linienführung vermissen läßt. Dabei sind die Rippen im ganzen viel schwerer und plumper als früher. Der Zauber des Gemaches wird jedoch durch solche Stileigentümlichkeit nicht gebrochen. Hier gerade zeigt sich, wie fest und gut die baukünstlerischen Grundlagen der Ordensarchitektur sind. Auch in der Epoche des Überganges spricht ihr hoher geistiger Gehalt. Entartungen werden nie laut und störend. Ein gleichzeitiger und stilistisch verwandter, nicht in allen Einzelheiten mehr sicher rekonstruierter Dreipfeilersaal blieb im Deutschordenshause Koblenz erhalten.

Abb. 48. Insterburg, Haupthaus des Schlosses.

Abb. 46 Das dritte Gemach in der Giebelwand, durch eine Türe vom Flure aus zugänglich, hat einen schmaleren Grundriß als der Remter und ein Gewölbe, bei dem jedesmal nur eine Diagonalrippe gezogen wurde, so daß die Hauptrippen im Zickzack über den Raum laufen. Die langgereckten Kappen wurden dann durch den Rippendreistrahl aufgeteilt. Diese Gewölbeanordnung gibt dem Raum noch eine besondere Betonung der Längenrichtung, indem sie ihn perspektivisch ausdehnt. In der Außenwand dieser Stube lag ein kleiner Danzk als Abortanlage eingebaut. Was den Gebietigergemächern in Lochstedt, abgesehen von den gut erhaltenen Raumformen, ihren ganz besonderen Wert verleiht, sind die köstlichen Bemalungen der Wände, Rippen und Kappen. Ihr Prinzip besteht darin, den unteren Teil der Wände etwa bis zu den Gewölbeansätzen mit gemalten, vielfarbigen Tuchdraperien, mitunter gestreift in der Art der Beiderwands, zu überziehen. In den Gewölbebögen sitzen große Wandgemälde von hervorragender Schönheit. Über die Rippen legen sich bunte Streifen, und in die Kappen wächst Blattwerk hinein. Diese schöne, gedämpfte Farbigkeit konnte in Lochstedt in bedeutenden Resten noch unter dem Putz herausgeholt werden.

Die Entstehungszeit der Lochstedter Gebietigergemächer wird durch die in Tapiau bestimmt, mit denen sie große Verwandtschaft haben. Indessen ist manches in ihrer Ausgestaltung schon einfacher, nüchterner geworden. Man wird vielleicht einigermaßen das Richtige treffen, wenn man sie an das Ende der Stilstufe, etwa in das Jahrzehnt 1370—1380 setzt. Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts müssen auch die Wandmalereien entstanden sein.

Durch gute Überlieferung wird auch die Entstehungszeit des Konventshauses Osterode gesichert. Seit 1300 treten dort Ordensbeamte auf, zeitweilig Pfleger, dann aber auch Komture. Der Erbauer der Burgen Schwetz und Hohenstein, Komtur Günther von Hohenstein, begann in Osterode ebenfalls den Steinbau. Seine dortige Amtstätigkeit dauerte von 1365—1370. In dem Jahrzehnt um 1370 muß also die Burg errichtet worden sein. Dazu stimmt auch eine andere Nachricht, die besagt, daß der Litauerfürst Kynstute 1381 die alte und die neue Burg verbrennt. Wie in Tapiau fand demnach anläßlich des Steinbaus wohl auch eine Verlegung statt. Die Zerstörung von 1381 dürfte an den Hauptformen des Steinhauses wenig geändert haben, so daß sie bei der Betrachtung der wenigen überlieferten Baureste, ergänzt durch ältere Beschreibungen, nicht berücksichtigt zu werden braucht.

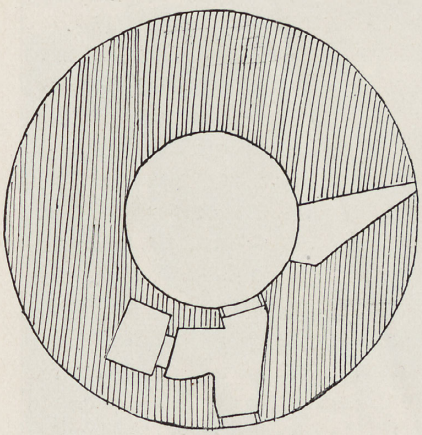


Abb. 49. Insterburg, Grundriß des Peinturmes.

Dem Burgplatz, der am Ufer des Drewenzsees in der von dem einmündenden Drewenzfluß gebildeten Landecke liegt, fehlt die Vorburg. Als Quadrat, von Parcham und Gräben umgeben, zwängt er sich in das enge Gelände ein, gleichzeitig als eine Ecke der Stadt, so daß diese zu einer Art Vorburg wird, rundherum geschützt durch den Fluß, seine Abzweigung und den See. Das Haupthaus, von dem nach einem

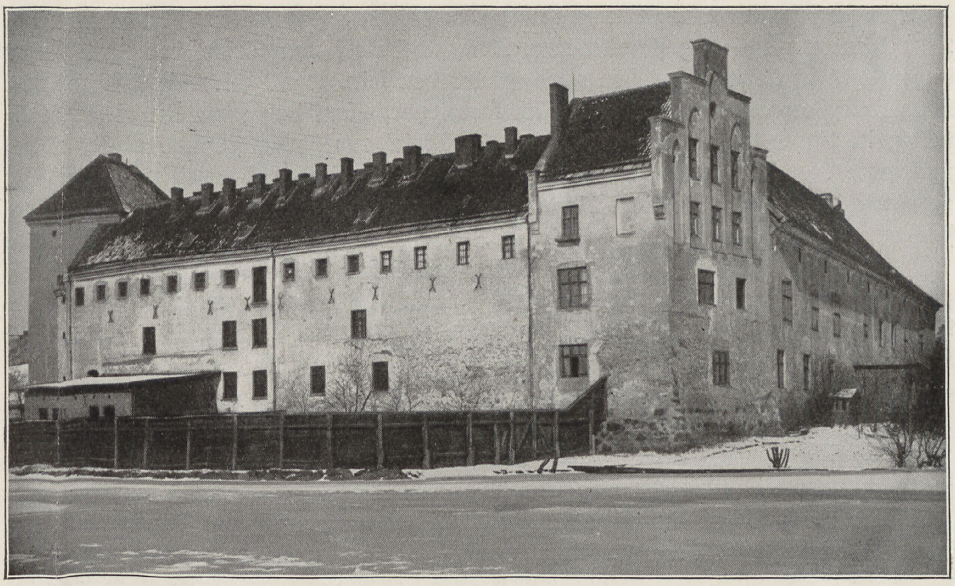


Abb. 50. Burg Labiau.

Brande des 18. Jahrhunderts nur drei Flügel mit den Erdgeschoßräumen und den Mauern des Hauptgeschosses noch stehen, war ursprünglich vierflügelig und zeigt viel Verwandtschaft mit Tapiau. Das Verhältnis der einzelnen Burgflügel war nicht so regelmäßig wie dort, sondern verschob sich. Im Hauptflügel an der Südseite, rechts vom Eingangsflügel, müssen sich Kapelle und einer der Hauptsäle, wohl der Kapitelsaal befunden haben. Ein Zwischenraum war, nach dem Untergeschoß zu urteilen, nicht vorhanden. In dem an den Hauptflügel ansetzenden Eingangsflügel lagen nach der Überlieferung Gebietigergemächer wie in Tapiau. Einen Gang zum Danzker und einen großen Saal muß der Nordflügel beherbergt haben. Der vierte, jetzt verschwundene Flügel war nur kurz und zwischengeschoben.

Die stilistische Verwandtschaft mit Tapiau beruht vor allem auf der sachlichen Beschränkung auf das Notwendigste. Die Burg wird mit dieser Einstellung ganz zum kubischen Häuserblock, ohne reizvolle Gruppierungsversuche. Der Turm fehlt auch in Osterode, da er zwecklos geworden und die nackte Zweckgestaltung der Ordensarchitektur jetzt als Hauptgebot gilt[62]). Infolge der späteren Entstehungszeit zeigt sich in Osterode noch weniger Verständnis für dekorative Bauform. In den Erdgeschossen tritt von jetzt ab fast regelmäßig eine äußerst praktische, dauerhafte Gewölbekonstruktion auf, der jeder größere ästhetische Anreiz fehlt. Schon in den Kellern zu Schwetz und des Mittelschlosses der Marienburg kam sie vor. An Stelle der Rippen verwandte man plumpe, scharfkantige oder nur wenig profilierte Backsteingurte als Auflager der Kappen. Sie steigen von kurzen, dicken, wenig durchgebildeten Stützen auf und wachsen an den Wänden meist unmittelbar aus der Mauer heraus. Die noch vorhandenen Profilsteine in Osterode an Portalen usw. verlaufen mit trockener, schematischer Linienführung. Die früher gerade bei ihnen so tatkräftige Erfindungslust ist gänzlich erloschen.

Den Konventshaustypus in der Gesamtanlage vertritt, ohne jemals Komturei

gewesen zu sein, die Burg des zu Elbing gehörigen Pflegeamtes Ortelsburg. Dem Namen nach muß sie von dem Komtur Ortolf von Trier, der 1349—1372 dieses Amt in Elbing ausübte, angelegt worden sein. 1360 wird ein Pfleger von Ortelsburg erwähnt. Man kann sich kaum vorstellen, daß man ein untergeordnetes, in der Wildnis liegendes Haus in Stein ausführte, solange noch der benachbarte Konvent von Osterode in primitiven Gebäuden hauste. 1370 zerstört Kynstute die Burg. Da liegt die Annahme nahe, daß im Anschluß an diese Zerstörung ein Neubau in Stein stattfand. Um 1380 werden wichtige Burgen der Südgrenze in Stein errichtet, Neidenburg und Rhein. Ortelsburg, das die Lücke gerade schließt, muß ebenfalls um diese Zeit seine monumentale Ausprägung erhalten haben. Dafür sprechen auch die Baureste und überlieferte zeichnerische Ergänzungen dazu.

Heute erhebt sich auf der Halbinsel am Zusammenfluß zweier Seen das Burghaus nur noch dreiflügelig bis zur Mitte des ehemaligen Hauptgeschosses. Die Gewölbe sind sämtlich eingeschlagen und das Gebäude Wirtschaftszwecken nutzbar
Abb. 47 gemacht. Soweit es dasteht, sind seine Wände aus Feldsteinen. Die Vierflügeligkeit wird durch Pläne aus dem 18. Jahrhundert und durch eine Ausgrabung im Jahre 1924 bewiesen. Die Ortelsburg mit einer Hofbreite von zirka 16 Metern und einer Flügelbreite von durchschnittlich 11½ Metern ist die kleinste bekannt gebliebene Konventshausanlage. Nur Papau mit 17,70 Metern Hofbreite kann überhaupt zum Vergleich herangezogen werden. Die Stellung der einzelnen Burgflügel war ziemlich regelmäßig, der Eingangsflügel nahm die ganze Hausbreite ein, die Seitenflügel waren zwischengeschoben; im rückwärtigen Flügel liefen zwei Hofmauern bis zum Parcham durch, so daß ein Eckraum gänzlich isoliert wurde, wie es sonst in der Ordensarchitektur nicht vorkommt. Als Besonderheit ist auch der quadratische Eckturm an der Eingangs- und Landseite aufzufassen, der, fest in das Haus hineingeschoben, bereits flankierend weit vorspringt, wie von Bergfriten sonst nur noch der landfremde Turm zu Schwetz. Er gehört zu der neuen Art von Ecktürmen, wie sie in Neidenburg und Soldau mit völlig veränderter Auffassung gegenüber der bisherigen Entwicklung in Erscheinung tritt. Sein Innenraum war durchaus nicht mehr bergfritartig von geringem Durchmesser, sondern nahm schon im Erdgeschoß über die Hälfte der Turmdicke ein. Im Hauptflügel lag der Torweg, der von der Vorburg in den Hof führte. Wie immer fehlte auch hier dem Torweg die Unterkellerung. Die Teile rechts und links von ihm waren im Erdgeschoß und also wahrscheinlich auch im Keller und Hauptgeschoß einräumig. Eine Tonne überdeckte sie dort. Man wird im Eingangsflügel die üblichen Haupträume, und zwar wegen der ungefähren West-Ostrichtung rechts die Kapelle und links Remter oder Kapitelsaal suchen müssen. Ein weiterer Hauptraum lag dann mit einiger Sicherheit im Seitenflügel neben der Kapelle, denn hier besaß das Erdgeschoß wieder einen einzigen tonnengewölbten Raum. Im entsprechenden linken Seitenflügel befanden sich zwei tonnengewölbte Erdgeschoßräume. Der vierte Burgflügel hatte im Erdgeschoß im isolierten Eckraum Tonnengewölbe, in den zwei übrigen Räumen je eine Mittelstütze, auf der anscheinend ein gratiges Kreuzgewölbe ruhte. Dormitorium oder Gebietigerwohnungen mögen hier gelegen haben. Jedenfalls stimmt die Grundrißanlage derart mit dem Konventshaustypus überein, daß kein Grund besteht, sich den Aufbau abweichend zu denken.

Abb. 51. Labiau, Hofansicht der Burg.

Um das Haupthaus zog sich der verschieden breite Parcham mit abschließender Mauer, deren Wehrgang noch auf einem Plan von 1766 genannt und gezeichnet wird. Die Parchammauer an der Vorburgseite wurde durch die Grabung nachgewiesen. Vor dem Tor lagen rechts und links in Parchambreite die auch sonst wiederholt, z. B. in Rheden vorkommenden Fangmauern, die eine Art Vorhof bildeten und das Eindringen in den Parcham verhinderten. Sie dürften als notwendige Verteidigungseinrichtung wohl allen Burgen eigen gewesen sein. Vor dem Hauptflügel breitet sich die rechteckige Vorburg aus, ein Quergraben scheint wie bei gleichzeitigen und späteren Burgen, z. B. Insterburg, Bütow, Ragnit, gefehlt zu haben. Jedenfalls laufen die Parchammauern, wenn auch mit Knickungen, von der Hauptburg zur Vorburg durch, und auch bei der Ausgrabung stieß man auf keine Anzeichen einer künstlichen Vertiefung. Ein breiter Burggraben umschließt rechteckig das ganze Gelände. Mittelalterliche Vorburggebäude stehen noch an der Seite nach dem See zu und dürften nach dem Plan von 1766 und gelegentlichen Bodenbefunden auch an der anderen Langseite vorhanden gewesen sein. Der Eingang zur Vorburg lag an der Seeseite in einem kleinen Torturm, dessen unterer Teil noch im Zuge der Vorburgmauern erkennbar blieb und deutlich die ehemalige Wölbung des Torweges, sowie die Rinnen für die Zugbrücke zeigt. Auch eine Fallgatterbahn hat nach einigen Anzeichen den Eingang gesichert, und zwar nicht in einer offenen Nische, sondern hinter dem Portalgewände. Vom Tor aus führte eine Brücke über den Schloßgraben. Der Weg ging dann weiter zur Schloßteichbrücke oder um die Südseite der Burg herum zum Orte.

Runde Eck- und Treppentürme stammen aus dem 16. Jahrhundert. 1581 errichtete, wie Hennenberger überliefert, Markgraf Georg Friedrich viele schöne Gemächer in der Burg. Die Umbauspuren lassen sich heute noch stellenweise festlegen. Auch das breite Gebäude im Parcham rechts vom Vorburgtor rührt wohl aus dieser Zeit her[63]).

Alle stilistischen Merkmale: der knappe, schematische Grundriß, Vorherrschen der Feldsteinmauerung und damit verbunden ein Nachlassen der technischen Sorgfalt, deuten auf eine späte Entstehungszeit der Ortelsburg hin. Ein ähnlich an der Burgecke vorspringender Eckturm kommt sogar erst um 1400 beim Hause Bütow vor und muß dort als eine Art Bastionsturm schon gänzlich für Feuergeschütze angelegt worden sein. Die Einzelheiten der Ortelsburg, so weit sie noch erkennbar sind, Fensterschlitze des Erdgeschosses usw., blieben ohne jede feinere Durchbildung. Aufgefundene Formsteine zeigen Profillinien von trockener Herkömmlichkeit. Ortelsburg bezeichnet so recht den Tiefstand der Entwicklungskurve. Trotzdem mögen im Innern architektonische Schönheiten vorhanden gewesen sein, von denen wir uns heute keine Vorstellung mehr machen können. Da schon mit dem Beginne der folgenden Generation neue Kraft sich in der Außenerscheinung der Ordensburg bemerkbar macht, muß die Ortelsburg kurz vorher, also um 1380 entstanden sein.

Plan 20 und Abb. 48

Mit starker Benutzung von Feldsteinen wie die Ortelsburg und die Burg Tapiau wurde auch die Insterburg erbaut. Steinbrecht rechnet sie zu den Konventshäusern. Dafür spricht allerdings die Vierflügligkeit des Baues und seine Ausdehnung, die in den Maßen mit der vieler Konventshäuser übereinstimmt. Auch das Vorhandensein einer Vorburg deutet auf diesen bevorzugten Burgtypus hin. Geht man von der Konventshauseinrichtung aus, so liegt es

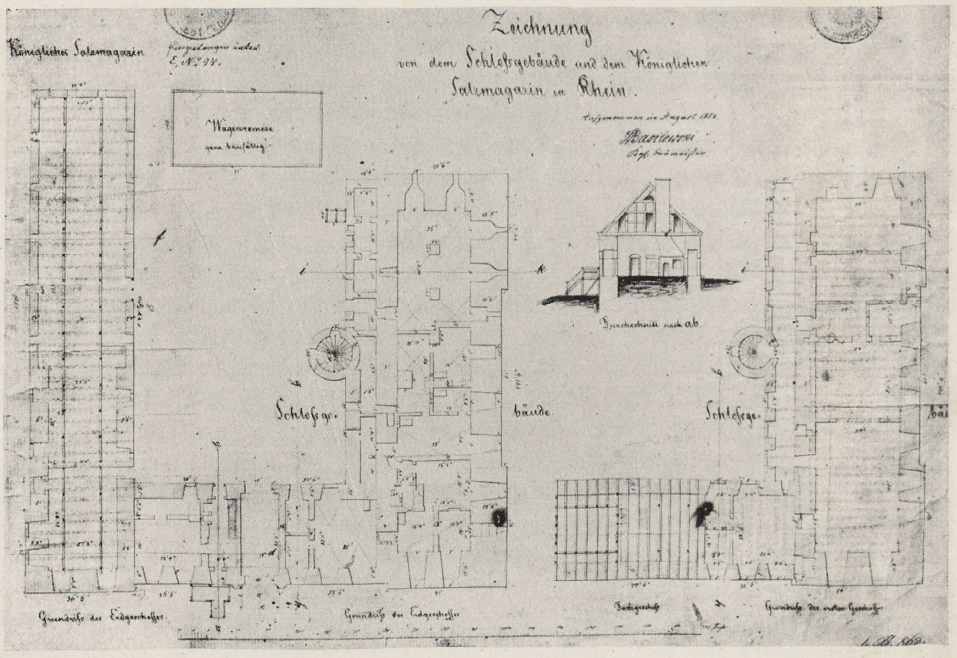


Abb. 52. Burg Rhein, Grundrisse von 1853.

he, die Entstehung der Burg in eine Zeit zu setzen, in der sie den Rang einer omturei innehatte, und den besaß sie in der Tat einen Augenblick lang. 1337 gt nach der Überlieferung Dietrich von Altenburg die Burg an, und zwar wohl eich als Komturei, denn in den Jahren 1343—1346 wird ein Komtur erwähnt. ber schon 1347 wandelt Heinrich Dusemer nach einem ausdrücklichen Bericht die omturei in ein Pflegamt um. Es müßte nach der Auffassung Steinbrechts das aus, da es den Charakter einer Komturei hat, im Jahrzehnt 1337—1347 in ein erbaut worden sein.

Nun fällt es jedoch schon auf, daß die weit ältere und für die Verbindung ch Livland so wichtige Konventsburg Ragnit erst viel später ihre Steinbauten hält und daß mehr zurückliegende Burgen wie Tapiau, Barten und andere ährend der ganzen ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch aus Holz bestanden. ber steht die Konventshausform von Insterburg überhaupt fest? Als betonter auptteil tritt deutlich der Südflügel in Erscheinung. In ihm lag wahrscheinlich e Kapelle; über seine sonstige Bestimmung läßt sich infolge gänzlicher Verbauung id einer dicken Putzschicht augenblicklich nichts Sicheres feststellen. An diesen auptflügel von 8,70 Metern Raumbreite setzt dem Mühlteichufer entlang ein eiter Flügel an, der jedoch mit 6 Metern lichter Weite für ein Konventshaus terer Stilstufe ungewöhnlich schmal ist. Nur bei kleineren Burgtypen und bei r Ortelsburg kommen so geringe Breitenausdehnungen vor. Der nächste Flügel, r sich an den des Mühlenteichufers anschließt und bis zur Vorburg reicht, besitzt

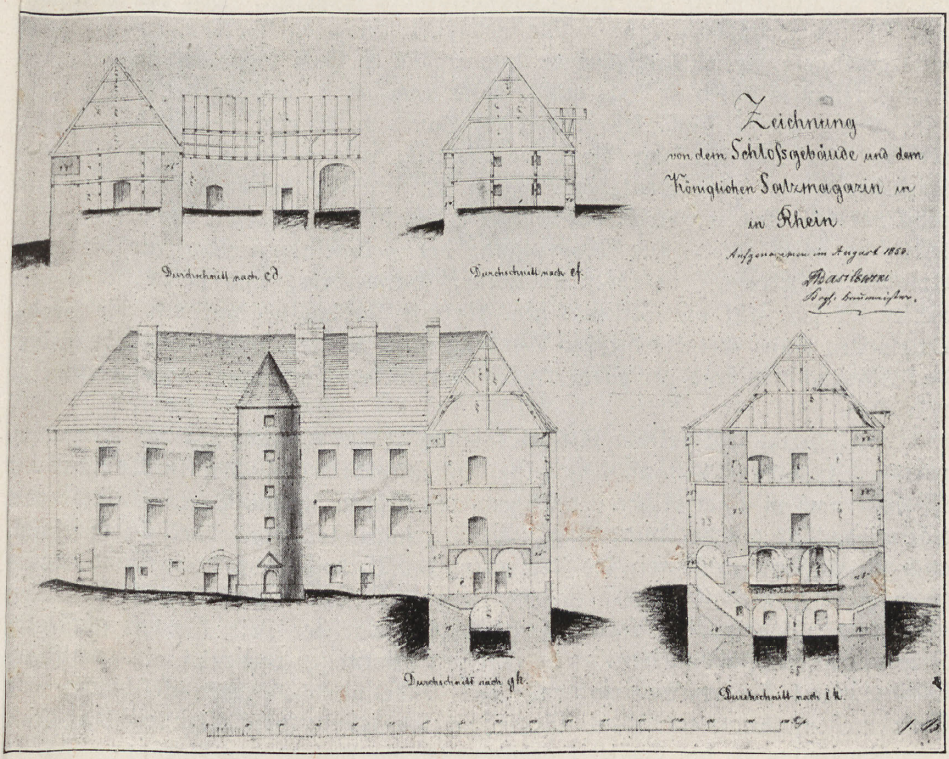


Abb. 53. Burg Rhein, Schnitte und Aufrisse von 1853.

mit 6,20 Metern nur wenig mehr Weite. Der zwischengeschobene Vorburgflüge aber, der den Torweg enthält, kann eigentlich kaum noch als Burgflügel an gesprochen werden, da er sehr kurz und sein Hohlraum nur 5 Meter breit ist; e hat nicht einmal genügenden Platz für eine Gebietigerwohnung der üblichen Aus dehnung. Diese ungleiche Flügelbreite erinnert außerordentlich an die des Ver waltungssitzes Rastenburg. Auch dort besitzt ein Flügel überragende innere Breit (9,90 Meter), zwei andere dagegen bleiben schmal wie die zu Insterburg (6 Meter und 6,23 Meter), die vierte Seite enthält wiederum den Torbau, nur ist er dies mal von außen an eine einfache Abschlußmauer angelehnt. In Insterburg ha man ihn dagegen vollständig in einen Burgflügel geschoben, so daß darin un in dem größeren Umfang eigentlich der ganze Unterschied zwischen den beide Häusern besteht. Die geringere Ausdehnung der Rastenburg hat ihren Grun vielleicht in der geringeren Bedeutung des Verwaltungsbezirkes. Dekorativ Übereinstimmungen zwischen beiden Burgen werden noch zu erwähnen sein.

Wie es sonst im Innern des Insterburger Hauses aussah, entzieht sich heut völlig unserer Kenntnis. Wahrscheinlich lagen alle Haupträume im breiten Süd flügel, die übrigen Teile könnten sehr wohl als Unterkunftsräume für Kriegs volk, wie in der Neidenburg und in der Burg zu Allenstein, oder als Speicher usw gedient haben. Insterburg, an der Ostgrenze, hatte vor allem Bedeutung al Kriegsburg. Aber selbst wenn sich eine Einrichtung als Komturei wie in Tapiau nachweisen ließe oder wie bei der Ortelsburg wahrscheinlich würde, wäre dami für die Entstehungszeit noch nichts Entscheidendes festgelegt. Mit den Beispielen Tapiau und Ortelsburg kann voller Gewißheit ausgesagt werden, daß man auch untergeordnete Verwaltungsburgen aus irgend welchen Gründen nach Art des Konventshauses anlegte. Das müßte dann auch bei Insterburg der Fall gewesen sein. Die ganze stilistische Auffassung des Baues spricht eine zu deutliche Sprache als daß ein Zweifel über die Erbauungszeit möglich wäre. Eine so unter schiedliche Bildung der Hausflügel kommt selbst in der Epoche des reichen Stiles nicht vor[64]). Und wo bleibt der Bergfrit, der in der Blütezeit der Ordensarchi tektur niemals fehlt? Die Bevorzugung der Feldsteinmauerung und die ganze Art der Ziegeltechnik in ihrer nüchternen Verwendung und schlechten Fügung weisen zu sehr auf die Stilstufe hin, die mit Tapiau beginnt und die in der Ortelsburg einen charakteristischen Ausdruck fand. Weitere Einzelheiten bestätigen den Eindruck und sind geeignet, den Zeitpunkt der Entstehung noch genauer zu umreißen.

Steinbrecht legt bei der Stilbestimmung großes Gewicht auf das Eingangs portal. Zunächst fällt auf, daß seine Fallgatterbahn, die sich in Tapiau und Osterode noch in einer Nische der Außenwand befand, in das Portalgewände ver legt wird. Die gleiche Anordnung findet sich in Rastenburg. Vollständig stimmt auch mit Rastenburg überein die Verzierung des Torbogens durch ein Band überec gemauerter Ziegel. Eine derartige Verzierungsweise tritt allerdings schon früher auf, aber in sparsamster Verwendung[65]). Sie war der Zeit, die mit glasierten Ziegeln und mit Tonplatten ihre dekorativen Wirkungen hervorief, ein zu billiges Schmuckmittel. Bei den Bauten der Spätzeit findet sie sich dagegen viel häufiger[66]). Sie muß ebenfalls als ein Beweis für die späte Entstehungszeit der Insterburg gelten.

Zweifellos in die Spätzeit gehört auch die Anlage der Vorburg. Da sie schon wegen der ganzen Geländebildung im engsten militärischen Zusammenhang

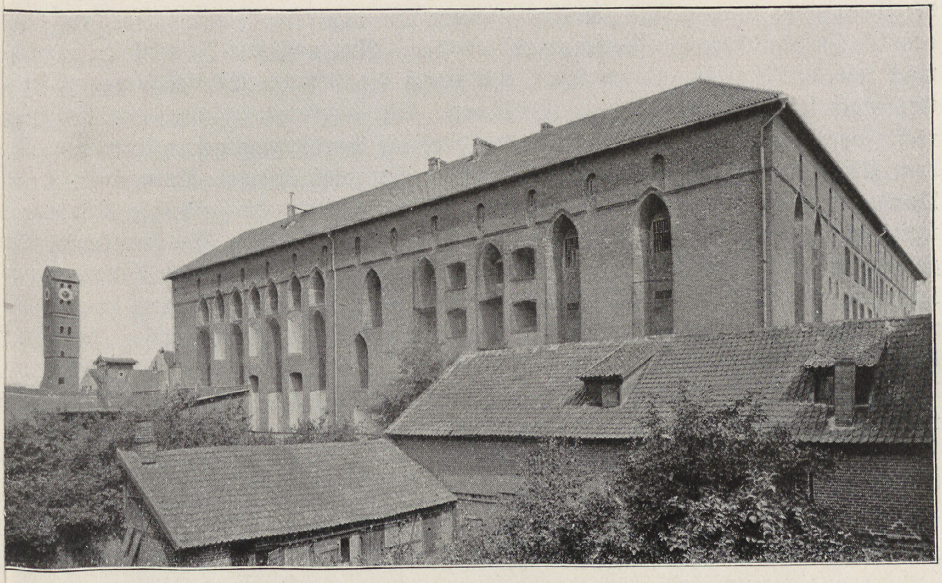


Abb. 54. Ragnit, Kapellenseite der Burg.

nit dem Haupthaus steht, muß sie im Anschluß an dieses ausgebaut worden sein, ein Vorgang, wie er sich bei ähnlicher Vorburganlage für Ragnit urkundlich belegen äßt. Wie in Ortelsburg kann auch in Insterburg kein Quergraben die Burgeile von einander getrennt haben. Abgesehen davon, daß sich wohl irgend welche Spuren erhalten hätten, gehen die mittelalterlichen Vorburghäuser mit ihren Grundmauern und Wehrfenstern im Süden ganz dicht an das Haupthaus heran, m Norden lassen sie so geringen Zwischenraum, daß für einen Graben kein Platz bleibt. Auch müßten, da der Graben wegen der ganzen Baulage nur dicht vor dem Eingangsflügel zu denken wäre, Vorrichtungen für die Zugbrücke am Tor zu beobachten sein. Wie das Haupthaus stehen die Vorburggebäude noch heute in ihren Grundmauern im allgemeinen unversehrt da. Nur im Innern wurde fast alles umgebaut. In der Nordecke steckt das Fundament eines achteckigen kleinen Turmes, den man sich ähnlich gering an Umfang vorzustellen haben wird wie den Uhrturm zu Ragnit. An der Westecke erhebt sich der runde Peinturm. Über seine Entstehung geben die Bauformen ganz bestimmte Auskunft. Schon die vorgebaute Stellung mit fester Anlehnung an die Mauern kennzeichnet ihn als eine Art Bastionsturm. Seine runde Form bringt ihn mit den Türmen zu Bütow in Verbindung. Auch an den Turm der Burg Barten wird man denken müssen, ebenso an den runden Bastionsturm, der in der Vorburg zu Ragnit genau an der gleichen Stelle stand. Im Unterbau zeigt der Insterburger Turm noch ganz den Charakter der älteren Bergfrite: die Mauer ist sehr dick, der Innenraum dagegen nur gering. Etwa zwei Meter über dem Erdboden sitzt in der Abb. 49
Mauerdicke eine Schießkammer, derart, daß man von ihr aus das ganze Gelände vor der Schmalseite der Burg bestreichen konnte. Nach der Außenseite der Burganlage zu verläuft die Wand dieser Kammer glatt, nach der Innenseite dagegen biegt sie mit einer Einknickung stark aus. Diese merkwürdige Einrichtung setzt

die Benutzung langer Hakenbüchsen voraus, die als erste Feuerwaffen am Ende des 14. Jahrhunderts in Preußen aufkommen. Nur nach der Innenseite brauchte man mit der Büchse auszuweichen, um durch die schmale Schießscharte möglichst weit nach links hinüberschießen zu können. Ein stärkeres Erfassen des Geländes rechts vom Turm war unnötig, weil sich dort die Vorburgmauer entlang zog. Bei dem Abfeuern der Hakenbüchsen entwickelte sich viel lästiger Pulverdampf, der Raum und Abzugsmöglichkeit brauchte. Man lockerte deshalb die Türme so weit wie irgend angängig auf, namentlich in den oberen Stockwerken. Das geschah auch in Insterburg. Nach der Art der Bergfrite liegt der Eingang noch hoch über dem Erdboden. Drei Geschosse mit dünnen Wänden folgen, das oberste wird von einem Kranz später Wehrfenster, schon für Hakenbüchsen berechnet durchbrochen. Der Aufbau des Insterburger Turmes zeigt viel Ähnlichkeit mit dem der Ecktürme des Hauses Bütow, nur sind dort die Schießscharten sorgfältiger und komplizierter durchgebildet. Die von Insterburg wirken wie eine rohe

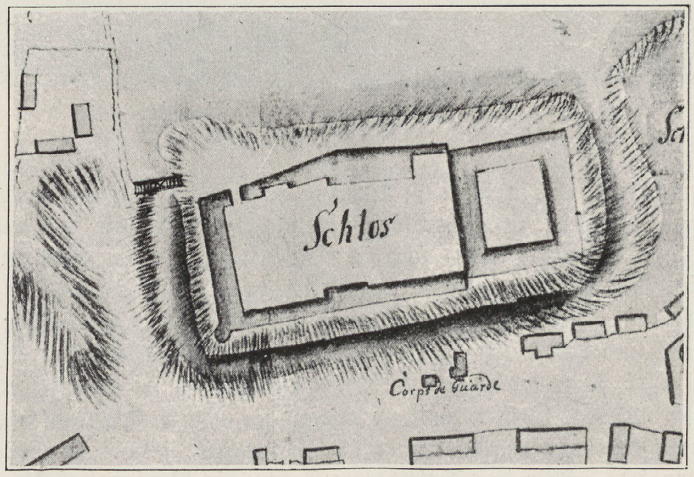


Abb. 55. Ragnit, Burgplan aus dem 18. Jahrhundert.
Königsberg, Staats-Archiv.

Vorstufe. In Bütow tritt die Verjüngung der Obergeschosse weniger stark hervor. Vielleicht entstand der Oberbau des Peinturmes überhaupt erst später, etwa mit der Neueinrichtung der Burg um 1500. Den Durchmesser von rund 9 Metern hat er übrigens mit mehreren Türmen vom Ende des 14. Jahrhunderts gemein, z. B. mit denen von Ortelsburg, Bütow und Barten. Alle Einzelheiten der Vorburg sprechen daher für eine Entstehungszeit frühestens um 1390. 1408 wird die ganz ähnliche Vorburg von Ragnit errichtet.

Der Eingang zur Vorburg befand sich im Südflügel, durch den ein Torweg hindurchführte. Südlich vor der Burg liegt, von See, Flußlauf und Steilhang umgeben, ein ebener Platz, der keinerlei Anzeichen von Umfassungsgräben der Burg aufweist, sie auch kaum möglich erscheinen läßt. Dieser Vorplatz mußte, wenn die Verteidigung der Burg nicht gefährdet werden sollte, ebenfalls mit in den Befestigungsbezirk einbezogen werden. Er dürfte daher an seinem Rande

Wehranlagen in Form von Mauern, Häusern oder auch nur Palliſaden beſeſſen haben. Ein Schloßtor lag nachweisbar an ſeiner äußerſten Seite, dort wo der Fluß in den See einfließt. Auch dieſes Tor wäre ohne eine Befeſtigung des Vorplatzes ſinnlos geweſen. Über den Vorplatz führt heute der Weg an der Südecke des Haupthauſes vorbei zur Ortſchaft.

Faßt man die Ergebniſſe zuſammen, ſo ſtellt ſich heraus, daß das Hauptaus der Inſterburg, ſei es nun als Komturei oder als Pflegamt eingerichtet geweſen, der Epoche des reichen Stiles nicht angehören kann. Die Spuren von deſſen tief in den Baucharakter eingreifender Eigenart würden ſich ſo leicht nicht verwiſchen laſſen. Feldſteinverwendung, der Schematismus des Grundriſſes, das Fehlen dekorativer Einzelheiten, die irgendwo im Gemäuer noch aufzufinden ſein müßten, laſſen die Zugehörigkeit zur Stilſtufe reduzierter, ſchematiſcher Baugeſtaltung als unzweifelhaft erſcheinen. Auch bleibt die Verwandtſchaft mit Raſtenburg in Grundriß und Portalbildung zu groß, als daß man ſich von deſſen Entſtehungszeit allzu weit entfernen dürfte. Bei der konſequenten Entwicklung der Ordensarchitektur und ihrer ſtets wechſelnden Formenſprache ſind ſolche Übereinſtimmungen ſicherlich nicht zufällig oder zeitlich ſehr entfernt. Die Bauzeit der Raſtenburg läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit auf das Jahrzehnt 1360—1370 feſtlegen. Nicht weſentlich ſpäter wird die Inſterburg entſtanden ſein. Eine merkwürdige Überlieferung beſagt, daß Kynſtute 1377 „vor Inſterborg, vor das neu hausz“ zieht[67]). Elf Jahre vorher, 1366, hätte er es durch Überrumpelung faſt eingenommen, nur im letzten Augenblick gelang es, die Brücke hochzuziehen. Dieſes letztgenannte Ereignis hat vielleicht den Anlaß zum Steinbau gegeben, der ſich dann im weſentlichen in dem Jahrzehnt 1370—1380 vollzog. Der Ausbau der Vorburg mit dem Peinturm als Endglied des Bauvorganges dürfte ſich bis zum Ende des Jahrhunderts erſtreckt haben, ſo daß der ſtiliſtiſche Anſchluß an Ragnit und an andere Bauten aus der Zeit um 1400 erreicht wird.

Eine Einzelheit des Inſterburger Hauſes darf nicht unerwähnt bleiben, weil ſie geeignet iſt, eine weitere Verbindung zu Bauten der Spätzeit zu knüpfen. Der Wehrgang kragt nach außen um etwa eine Steinbreite vor und wird auf dieſe Weiſe beſonders betont. Betonungen der unteren Wehrganggrenze gibt es ſchon früh, z. B. in der alten Marienburg in Geſtalt des Tonfrieſes. Bei der Burg Schlochau lief eine flache und ſchmale Mauerrinne unter dem Wehrgang um das Haus herum. Sie war in gleicher Art auch in Tapiau vorhanden und tritt bei der Raſtenburg ebenfalls auf. Die Inſterburger Form, die ſich ſchon früh bei dem Vorburgturm in Balga zeigt, hat dann in Ragnit eine Weiterbildung und beſondere Verwendung gefunden. Möglicherweiſe bedeutet der vorgelegte Wehrgang der Inſterburg eine unmittelbare Vorſtufe zu dem in Ragnit[68]).

Noch eine vierte Burg, deren Entſtehung in dieſer oder erſt in der nächſten Epoche ſich allerdings nicht mit voller Sicherheit beſtimmen läßt, beſaß Konventshauscharakter, ohne je einen Konvent beherbergt zu haben. Es iſt dies die Burg Labiau in der Nähe der Mündung der Deime in das Kuriſche Haff. Als Sperre des Weges am Haff entlang nach Königsberg hatte ſie ähnliche Bedeutung wie der Pregelriegel in Geſtalt der Burg Tapiau. Zwiſchen beiden lag der wichtige Deimegraben. Eine zeitliche Nähe zu Tapiau könnte ſchon aus dieſen Gründen angenommen werden. Die Baugeſchichte klärende Nachrichten aus mittel-

alterlicher Zeit fehlen fast ganz. 1277 wurde eine erste Anlage von den Litauern verbrannt, 1288 findet ein Komtur Erwähnung.

Plan 23 Das Gelände, auf dem die Burg sich erhebt, wurde im Laufe der Zeit durch Veränderungen der Wasserläufe und Gräben ziemlich umgestaltet. Ein bogenförmiger Schloßgraben schnitt aus dem Inselgewirr des Deimelaufes eine größere Abb. 50 und 51 Insel heraus. Ihren westlichen Teil nahm der Burgplatz ein. Das im Baukörper im Verhältnis zu anderen Burgen noch überraschend gut erhaltene Haupthaus besitzt einen leicht schiefwinkligen, dem rechteckigen Kastelltypus stark angenäherten Grundriß, der die wenigstens als Idee vorhandene späte Konventsburg nicht verkennen läßt. Drei Burgflügel, alle von ungefähr gleicher Breite und von gleicher Höhe, stoßen aufeinander, der vierte im Westen steht nur noch zur Hälfte. Ursprünglich muß er bis zum Südflügel gereicht haben; denn seine Giebelwand stammt aus späterer Zeit, auch fehlen im Dachgeschoß hier die Wehrnischen und Wehrfenster. Der unregelmäßige Abschluß der die Langseiten begrenzenden Feldsteinmauern an der unteren Giebelwand gibt ebenfalls zu erkennen, daß sie einst weiterliefen. Der Südteil dieses Westflügels wurde zweifellos abgetragen, als man die Burg für spätere Feuergeschütze einrichtete. Vor den abgebrochenen Teile erhebt sich nämlich nach außen zu eine Wand mit Wehrgang und großen zum Teil vermauerten Kanonenscharten. Von hier aus beherrscht man die Straße nach Königsberg.

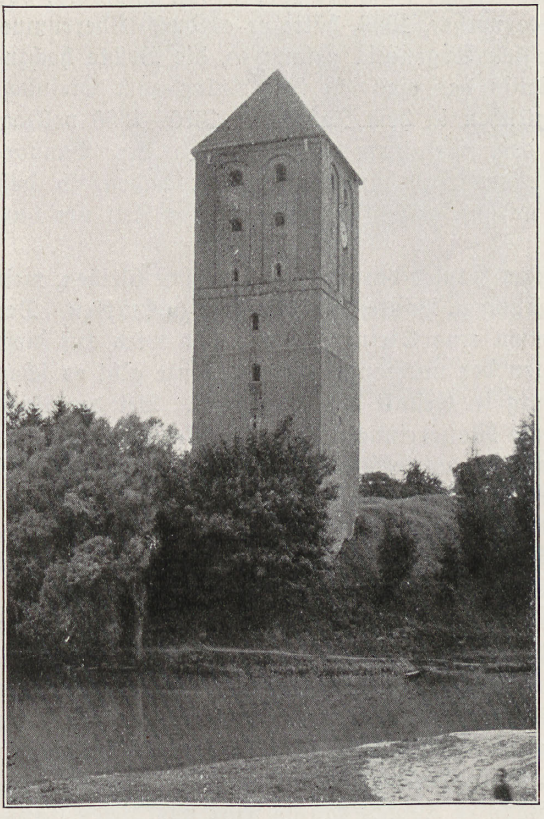


Abb. 56. Preußisch-Mark, Vorburgturm.

Einteilung und Bestimmung der einzelnen Flügel kann man auch mit Benutzung vorhandener älterer Karten nicht mehr mit Sicherheit festlegen. Im östlichen Flügel, der jetzt vollständig zum Gericht umgebaut ist, wird noch 1832 ein Saal mit Malereien erwähnt. Er ist auch auf älteren Karten erkennbar. Ob er aus der Ordenszeit stammte, bleibt allerdings ungewiß. Die übrigen Räume des Flügels besaßen geringere Ausdehnung. Der Nordflügel enthält noch alte Unterkellerung, tonnengewölbte Räume im Erdgeschoß, sowie ein mit zwei Kreuzgewölben überspanntes Zimmer im oberen Stockwerk. Die Gewölbe haben späte Rippensteine und erinnern an die der Burg Ragnit. Das Ostende dieses Flügels durchbricht der tonnengewölbte Torweg mit Fallgatterbahn. Der Südflügel hat bei der Einrich-

tung als Gefängnis eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Nach Westen zu, neben der Mauer, die den Geschützstand deckte, erhebt sich im Anschluß an ihn ein hoher, rechteckiger Turm später Form mit großen Räumen und dünnen Wänden; nur im Erdgeschoß steckt dickeres Gemäuer. Er dürfte, wenigstens im oberen Teil, gleichzeitig mit dem Geschützstand errichtet worden sein. Turmartige Fundamente verbirgt auch die Nordwestecke in ihrem unteren Teile. Am besten haben sich die Dachgeschosse sämtlicher Flügel erhalten. Sie zeigen keinen Wehrgang auf der Mauerdicke, sondern Wehrnischen mit Wehrfenstern, unmittelbar von den Speicherräumen aus zugänglich. Am Nordflügel zieht sich ein flaches Band wie in Tapiau unter dem Wehrgang hin.

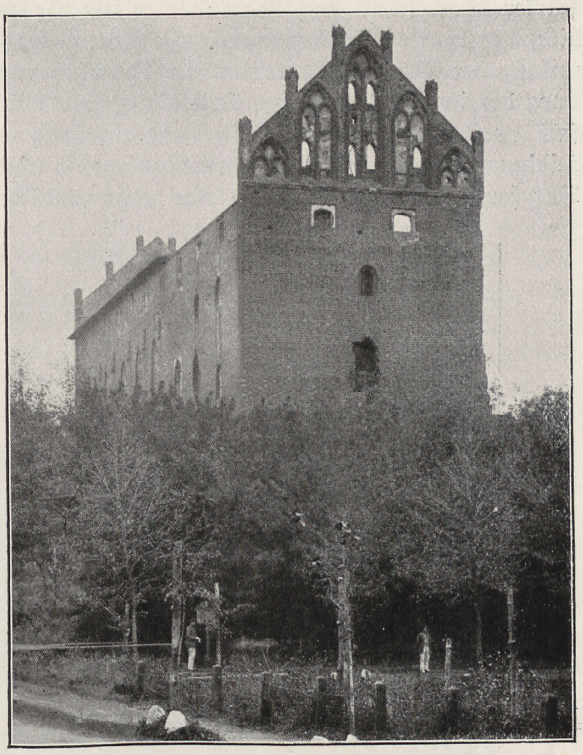


Abb. 57. Soldau, Burghaus.

Die Vorburg, die schon um 1517 erwähnt wird[69]), verläuft gänzlich ungewohnt. Im Osten setzt sie neben dem Torweg an, so daß dieser außerhalb liegen bleibt, dann geht sie im großen Bogen am Schloßgraben entlang und stößt in Höhe der späteren Giebelwand auf den verkürzten Westflügel. Hier befindet sich auch das Verbindungstor zwischen Haupt- und Vorburg, ein Beweis dafür, daß diese Gestalt der Vorburg erst nach der Verkürzung des Westflügels entstanden ist. Indessen muß sie wohl schon immer ohne Zwischengraben nach der Hauptburg gewesen sein, da sich von ihm keine Spur vorfindet. In der Mitte der Vorburgmauer erhebt sich ein leichter, quadratischer Turm schon in nachmittelalterlichem Mauerverband.

Die Zeitstellung ist nach alledem klar: das Fehlen des Bergfrits und des Zwischengrabens, die wenigen und ärmlichen Zierformen deuten auf das Ende des 14. Jahrhunderts. Im Treßlerbuch findet sich kein Niederschlag eines Bauvorganges um 1400. Die Burg dürfte demnach vor dem Beginn des Treßlerbuches im Jahre 1399 fertig geworden sein, doch ist es nicht ausgeschlossen, daß einzelne Teile, wie z. B. der Südflügel, erst später errichtet oder doch wenigstens umgebaut wurden. Auch ältere Bauteile wären durchaus denkbar. Der augenblickliche Bauzustand erlaubt keine eingehende Untersuchung.

Der Weg der Generation vollzieht sich von dem Burgbau zu Tapiau über den zu Osterode, Insterburg, Ortelsburg von einer beginnenden zu einer immer

stärker werdenden Auflösung der alten Bauprinzipien, mit langsamer Umbildung zu neuen Anschauungen. In Tapiau kam zum letzten Mal die alte Zweiteilung der Burganlage restlos zur Durchführung. In Osterode fehlte die Vorburg bereits, in Insterburg, Ortelsburg und Labiau verband sie sich durch Wegfall des Quergrabens enger mit der Hauptburg zu einer Einheit des ganzen Verteidigungssystems. Wie die Gesamtanlage, so scheint sich auch die Bestimmung der Burgform zu verwischen. Es kann nicht zufällig sein, daß gerade in dieser Zeit

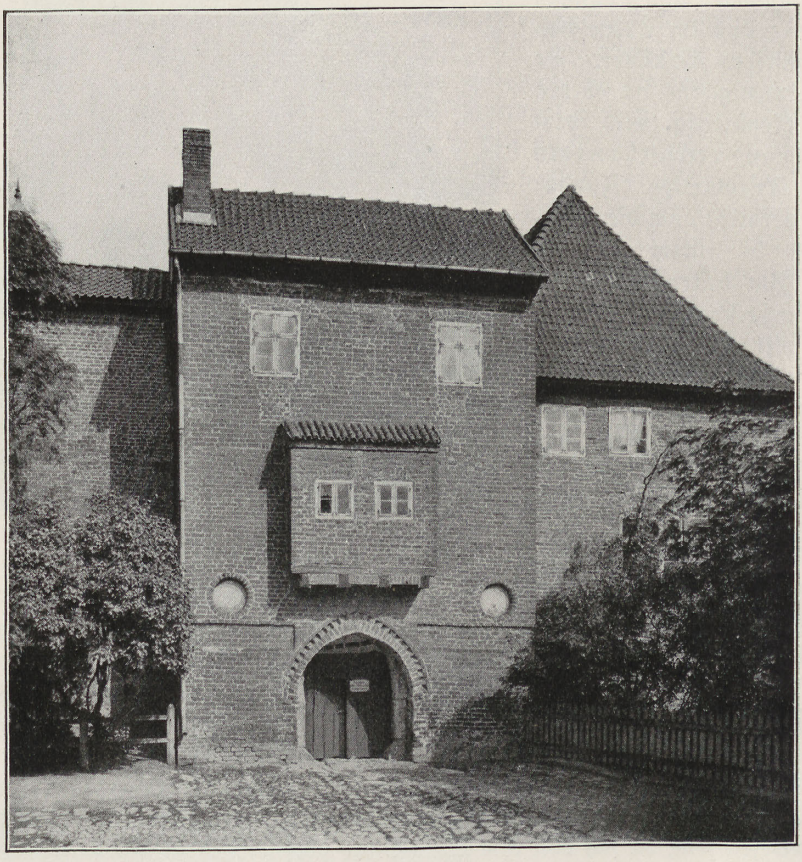


Abb. 58. Rastenburg, Eingangsseite.

in Tapiau, Insterburg, Ortelsburg und Labiau Konventshäuser entstehen, die keinen Konvent besitzen. Eine Erklärung dafür läßt sich vielleicht mit der Annahme finden, daß man später einmal die Burg in eine Komturei umwandeln wollte. Diese Umwandlung erfolgte jedoch in dem langen Zeitraum, der bis zum Zusammenbruch der Ordensherrschaft noch verblieb, bei keiner der vier Burgen. Etwas Planloses, das sich bisher nicht bemerkbar machte, liegt in diesem architektonischen Wirken der Epoche. Aber es gibt noch eine Möglichkeit, den Konventshaustypus bei einfachen Verwaltungsburgen zu erklären. Auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat trotz der friedlichen Stimmung im ganzen die kriegerische Tätigkeit des Ordens nicht geruht. In den Kämpfen jenseits der Ost-

grenze, auf den Litauerreisen, versuchte er, das alte Kreuzzugsideal wachzuhalten. Seine Unternehmungen in Litauen wurden zu einer Art Rittersport für ganz Europa. Freiwillige Hilfstruppen aus allen Teilen des Abendlandes kamen unter der Führung glänzender Fürsten und Ritter in großer Zahl nach Preußen. Sie trieb nicht mehr die keine Entbehrung scheuende religiöse Begeisterung, sondern ritterliche Abenteuerlust, die neben dem Waffenspiel auch gepflegtes Leben, festliche Pracht suchte. In der Marienburg hatte man Gastkammern und Festremter im Mittelschloß wohl in erster Linie zur Aufnahme und zur Bewirtung dieser Rittergäste gebaut. Auch die Burgen in den Grenzbezirken auf dem Wege nach Litauen: Königsberg, Tapiau, Insterburg, brauchten solchen Raum für die Kriegsgäste. Für das geringere Volk war die Vorburg vorhanden. Es wäre immerhin möglich, daß die Beherbergung der vornehmen Ritter im Haupthaus dessen Weitung veranlaßt hätte. Die Übernahme des Konventshausschemas mit seiner erprobten Festigkeit und seinen geräumigen Sälen für diesen Zweck lag nahe. Leider verhindert das Fehlen jeglicher inneren Bauformen aus dieser Zeit eine klare Entscheidung in dieser Angelegenheit. Aber wie dem auch sei, die Lockerung der baulichen Bestimmung, die Verallgemeinerung der Konventshausform besteht unzweifelhaft. Beides paßt zu dem Geist der Zeit und bildet zugleich eine Vorstufe zu dem Kommenden.

Bei immer noch verhältnismäßig guter Bautechnik, die jedoch an die frühere Sorgfalt nicht mehr heranreicht, verzichtet diese Epoche des schematischen Stiles, wie ihre verschiedenen Burgbauten immer wieder beweisen, auf jede Formenbereicherung. Sie tut das, weil ihr jugendliche und reife Kraft dazu fehlt, dann aber auch aus dem Gefühl einer Reaktion auf die die Zweckform schon verneinende und auflösende Zierlichkeit. Die Altersform des Konventshauses erinnert in der Nüchternheit ihres Grundrisses und ihres Aufbaues, in der Sparsamkeit der Baumittel und auch in dem Ausdruck einer einfachen, monumentalen Gebäudewucht wieder mehr an die Anfangszeit des Kastelltypus. Nur ließ dort eine noch nicht voll entfaltete, drängende Fülle das Werdende miterleben, während jetzt die Ermattung fühlbar durch die Einfachheit der Formen durchschlägt. Es beruht wohl nicht auf Zufall, daß jetzt wieder der in Material und Verarbeitung bequemere, aber viel formenarmere Feldstein wie bei frühen Burgen weitgehende Verwendung fand. Die Blütezeit benutzte fast ausschließlich den zierlichen, ausdrucksreicheren Backstein. Auch bei Einzelformen, so weit sie vorhanden sind, lassen sich gewisse Übereinstimmungen in diesem Sinne feststellen. Der Kreislauf der Entwicklung hat sich geschlossen, eine neue Kurve beginnt.

Der Ausklang des Konventshaustypus (sechste Generation 1380–1410).

Wie eine Wellenbewegung, die kraftvoll einsetzt, erst langsamer und dann steiler anwächst, eine Zeitlang auf der Höhe in flacherer Kurve schön dahingleitet, um plötzlich wieder ins Wellental zurückzusinken, vollzieht sich der Ablauf der zur Aufnahme eines Konventes bestimmten Burgform. Im Tale rückte sie noch ein wenig weiter, vielleicht hätten günstigere historisch-politische Bedingungen sie wieder zu neuer, kraftvoller Welle emporgehoben. Die eigentliche Entwicklung des Konventshauses schließt jedoch mit der fünften Generation ab, d. h. es hört auf, Träger der Gesamtentwicklung zu sein. Anderen Burgformen war es beschieden, die alte Kraft der Ordensarchitektur in dieser Epoche noch einmal neu aufleben zu lassen.

Der Verfall des Konventshaustypus hat seine immanenten, bereits erörterten Gründe. Er hängt aber auch mit mehr äußerlichen Tatsachen zusammen. Während der Zeit von 1380—1410, die nach außen hin den Orden immer noch auf glanzvoller Höhe erscheinen ließ, bereitete sich in Wirklichkeit sein plötzlicher Untergang durch Zersetzung im Innern allmählich vor. Seine historische Aufgabe war gelöst, die Kreuzzugsidee, ein wesentlicher Bestandteil seines Wirkens, erloschen. Auch sein Staatsgebilde zeigte immer mehr die Mängel eines Dualismus von politischer und geistlicher Gewalt[70]). Die Disziplin der Brüder lockerte sich zunehmend. Da der Zeit der religiöse Anstoß verloren gegangen war, fanden sich nicht genügend Ritter zum Eintritt in den Orden. An neue Konventshäuser war schon aus diesem Grunde nicht mehr zu denken, was nicht unwesentlich zum Stillstand dieses Bautypus beitrug. Andererseits hat gerade die sechste Generation der Ordensritter in Preußen außerordentliche politische und künstlerische Kräfte entwickelt. Die feindlichen Mächte, die sich zum Untergang des Ordens angestaut hatten, wurden immer drohender. Eine endgültige Auseinandersetzung mit Polen und Litauen und Gegnern im Lande selbst stand bevor. Das gab dem Orden Veranlassung, seine noch reich vorhandenen Mittel zu einem machtvollen Auftreten und für die Vorbereitung des Entscheidungskampfes zu verwenden. Große Wehrbauten formen sich, doch nicht mehr als Konventshäuser. Gleichzeitig gruppiert sich die Art der Kriegführung vollständig um. An Stelle der Ritterheere treten immer stärker die Söldner. Die Erfindung der Feuerwaffen wird vom Orden sehr schnell aufgegriffen[71]). Beide Faktoren mußten von großem Einfluß auf die architektonische Gestaltung werden. So bildeten sich neue Grundlagen. Anders geartete Kräfte wuchsen herauf, und Keime zu einer neuen Entwicklung entstanden. Diese neue Entwicklung gibt dem alten Konventshaustypus, ohne an seinen Grundlagen etwas zu ändern, rein äußerlich wieder größere bauliche Werte. Die wenigen Konventsburgen, die damals gebaut wurden, zeichnen sich durch eine neue, monumentale Baugesinnung aus. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese nicht aus dem Konventshaus selbst herauswächst, sondern

ein Herüberstrahlen von einer anderen, nebenher laufenden Entwicklungslinie bedeutet.

Im Grunde gehört überhaupt nur ein einziger vollständiger Konventshausbau der sechsten Stilstufe der Ordensarchitektur an, die Burg Ragnit an der Memel. Geplant war zudem am Ende der vorhergehenden Epoche 1377 unter Winrich von Kniprode die Errichtung von Komtureien zu Barten und Rhein. Ihre Häuser wurden auch begonnen und in dem Jahrzehnt 1380—1390 zum Teil ausgeführt. Die Umgestaltung zum Pflegamt, die sich dann vollzieht, ist bezeichnend für den Niedergang der Konventsburg. Schon 1311 wird Barten als Ordenshaus erwähnt, 1361, 1372 und dann wieder seit 1385 treten Pfleger auf. Einmal wird ein Komtur und ein Hauskomtur genannt. Das besondere Schicksal der Häuser ergibt sich aus dem Baubestand.

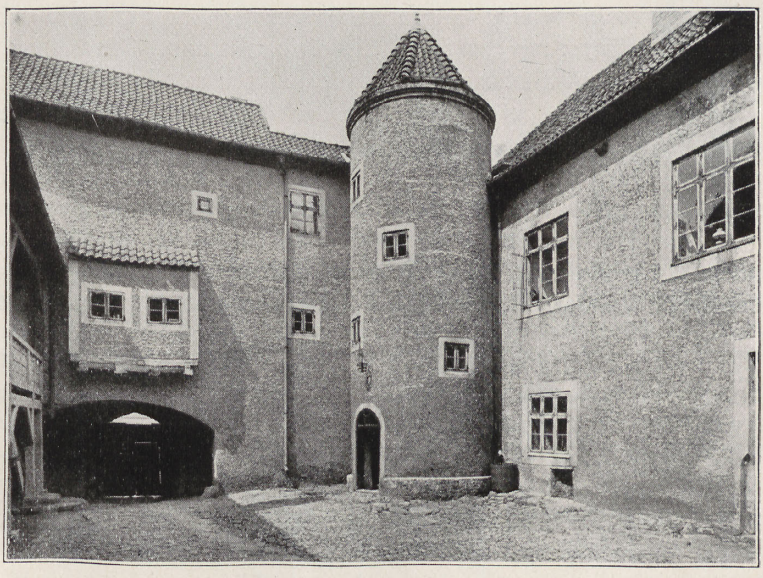


Abb. 59. Rastenburg, Hof.

Die Burg zu Barten liegt ähnlich wie die zu Ortelsburg zwischen zwei Seen. Es fehlt ihr die Vorburg, da sie ja bereits der Zeit angehört, in der das alte Schema auf das stärkste reduziert wird. Durch die Führung der Außenmauern kommt die quadratische Anlage des Hauses voll zum Ausdruck. Im Konventshausstil fertig gebaut wurde jedoch nur der Hauptflügel. In der Mitte seines Erdgeschosses nahm er den üblichen Torweg auf, rechts und links davon liegen große, zweischiffige Wirtschaftsräume mit dem späten, gurtigen Kreuzgewölbe. Kapelle und Kapitelsaal im Hauptgeschoß werden nicht mehr durch einen Zwischenraum voneinander getrennt. Die Kapelle, ungefähr dreimal so lang wie breit, hat im Innern dreiseitigen Chorschluß und besaß ehemals ein durch Scheitelrippe verbundenes, sechszackiges Sterngewölbe, das an den Schmalwänden noch um eine weitere Zacke bereichert wurde. An Stelle des Wehrganges in der Mauerdicke öffnen sich die Wehrfenster allgemein vom Dachboden aus, und zwar sitzen Plan 19

sie in Nischen. Eigenartig wirken in Barten die schräg gestellten Ecktürmchen, die man jedoch, bevor sie die Höhe des Hauses erreicht hatten, unvollendet stehen ließ, um vor ihnen neue, breitere Türme zu beginnen. Der Turm an der Ecke der Eingangsseite wurde als Rundturm bis zur halben Gebäudehöhe aufgeführt, er stellt eine frühe Form der Türme für die ersten Feuerwaffen dar. Darauf deutet sein weites Obergeschoß mit dünnen Mauern und fensterartigen Schießscharten hin. Um einen Ersatz für den Bergfrit der älteren Anlagen zu schaffen, machte man hier den Versuch, die neue Turmart mit dem Konventshaus in Verbindung zu bringen.

An der Hofmauer des Kapellenflügels steigen bis zum Dachansatz Mauernähte für voll ausgebaute Seitenflügel empor. Diese waren also einmal geplant. Gebaut wurde jedoch nur der nördliche, und zwar in ursprünglich beabsichtigter Gestalt das gewölbte Erdgeschoß. Dann gab man die Konventshausform auf und führte den Flügel, wie aus der gleichmäßigen Reihe der Fensteröffnungen hervorgeht, als niedrigen Wohnflügel mit mehreren Einzelräumen aus. Die beiden übrigen Flügel wurden überhaupt nicht mehr begonnen, sondern nur in den Außenmauern bis zu geringer Höhe als Hofabschluß errichtet. Aus dem Konventshaus wird dadurch ein einfaches Pflegamt.

Obwohl die Burg Barten durch diese Planänderung nicht zu ihrer vollständigen Durchbildung gelangte, gibt sie doch deutlich eine neue Wandlung der Baugesinnung zu erkennen. Irgendwelche Zierformen finden sich an den Außenwänden ebenso wenig wie vorher. Alle Maueröffnungen weisen scharfe Kanten auf und werden durch einfache Abstufung der Gewände betont. Von den Rippen-

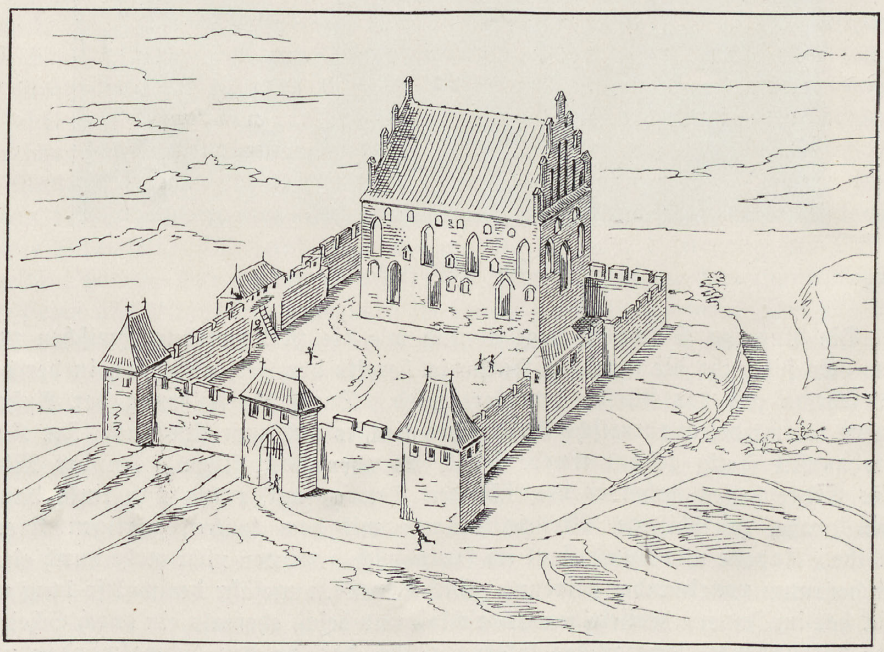


Abb. 60. Bäslack, Rekonstruktion.
Nach Steinbrecht.

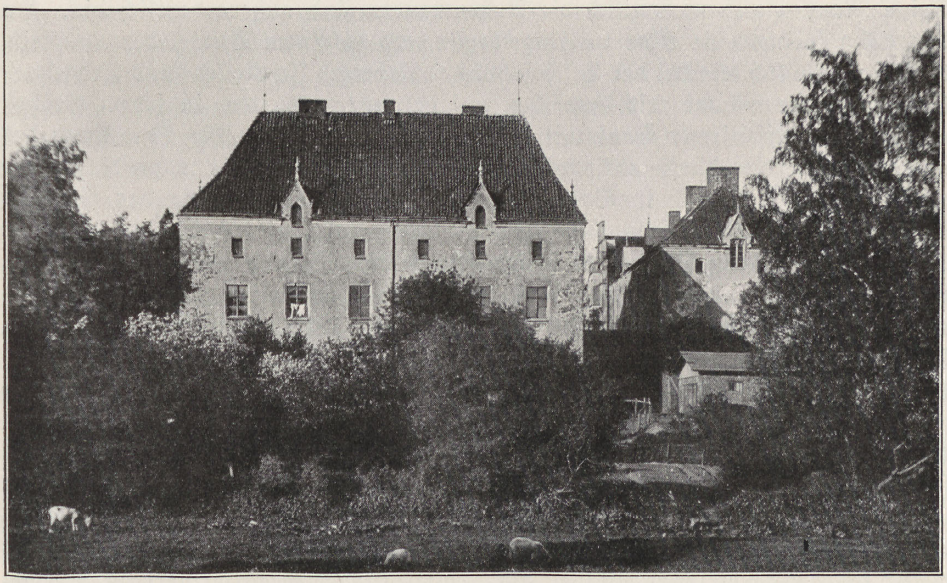


Abb. 61. Waldau, Haupthaus der Ordensburg.

steinen der Haupträume blieb leider nichts erhalten. Aus dieser Kargheit hat sich jedoch bereits ein neues Stilgefühl gebildet. Der Hauptflügel wirkt durch seine klargefühlte Schlichtheit großartig. Dazu trägt vor allem die Tatsache bei, daß man jetzt wieder für den Aufbau Backstein verwandte. Nur ein schmaler Mauersockel besteht aus Feldstein. Die Maueröffnungen sitzen außerordentlich gut und gleichmäßig verteilt in der Fassade: als große Akzente die des Hauptgeschosses, oben die eindrucksvolle Reihe kleiner Wehrfenster, unten Erdgeschoßschlitze, nicht mehr schmal und unscheinbar wie vorher, sondern sogar durch Ausschrägungen besonders betont. In der Mitte liegt die rundbogige Öffnung des Torweges. Auch die flachen Ecktürme gliedern sich schlicht und eindrucksvoll an die Hausmasse an. Es bleibt als Vergleich mit der vorhergehenden Stilstufe nur der überlieferte Aufriß der Burg Tapiau. Wie zufällig waren dort die Öffnungen auf die Fassade verteilt. Wieviel monumentaler geben sie sich in Barten, selbst bei dem aus einem Kompromiß entstandenen Nordflügel. Sogar in der besten Bauzeit, z. B. bei der Burg Schwetz, wird dieser monumentale Ausdruck in der Flächenaufteilung nicht immer erreicht.

Gleichzeitig mit Barten begann Winrich von Kniprode den Ausbau der Burg Rhein. Sie war ebenfalls zunächst Komturei und wurde erst später Kammeramt. Vielleicht würde gerade dieses Haus wichtigen Aufschluß über den Konventshausstil der letzten Epoche geben, wäre es nicht durch irreführenden Ausbau und schauderhafte Verbauung am Ende des vorigen Jahrhunderts, durch Überzug mit einer dicken Putzschicht und Verwendung als Gefängnis, Gerichtsgebäude einer eingehenden Erforschung so gut wie unzugänglich geworden. Zum Glück geben Pläne und Aufrißzeichnungen vom Jahre 1853 vor dem letzten Umbau ein besseres Bild. Die Baugeschichte scheint demnach in Rhein ähnlich verlaufen zu sein wie in Barten. Nur ein Flügel dürfte restlosen Ausbau erfahren haben. Abb. 52 und 53

Seine Mauern und namentlich die Außenmauern sind außerordentlich dick. An den Ecken springen sie etwa in Flügelbreite und zu einem Viertel der Langseite leicht vor, ähnlich wie bei der Bischofsburg Heilsberg. In Keller- und Erdgeschoß liegen mehrere Räume mit Gewölben auf gekreuzten Gurten, in jedem Geschoß ein langer zweischiffiger Saal mit Pfeilern in der Mitte. Die Einteilung des oberen Stockwerkes dürfte entsprechend gewesen sein. Vielleicht nahm die andere Hälfte des Flügels wie in Barten einen zweiten Saal auf; die das Gewölbe überschneidenden Wände des Erdgeschosses lassen auf späteren Einbau schließen. Dann hätten, wie in Barten, in diesem Flügel Kapelle und Kapitelsaal gelegen, und zwar erstere nur einschiffig. Nach dem Hofe zu lagerte sich eine im Erdgeschoß mit Längstonnen versehene Laube vor das Haus. Der anschließende Flügel enthielt den Torweg, der heute noch die alten Formen erkennen läßt. In seinem Erdgeschoß befinden sich, nach dem Plane von 1853, nach dem Hauptflügel zu gewölbte Keller- und Erdgeschoßräume. Der Keller ist nur schmal. Die Mauern dieses Flügels sind wesentlich dünner als die des Hauptbaues. Wie weit dieser Flügel ausgebaut war, bleibt ungewiß. Auf dem Plane hat nur der Teil rechts vom Eingang die Höhe des ersten Flügels. Der Teil links und über dem Torweg schließt in Höhe des letzteren ab. Der dritte Flügel stößt nach der Eingangsseite durch, so daß der Eingangsflügel als Zwischenflügel charakterisiert ist. Seine Mauern weisen etwa bis zu einem Drittel des Hauptflügels mittelalterliche Dicke auf, dann setzt ein späterer Neubau an. Auch dieser dritte Flügel springt an der Ecke der Eingangsseite in ziemlicher Breite leicht vor. Er ist scheunenartig niedrig und weist keinerlei Gewölbe auf. Jetzt sind alle drei Flügel gleich hoch gebaut und die Ecken mit Türmchen und Zinnen versehen.

Die der ganzen Hofseite des Hauptflügels vorgebaute Laube hat sich kaum auch an den anderen Seiten entlang gezogen. Diese dürften danach nie konventshausartig ausgebaut gewesen sein. Der Bauzustand, den die Zeichnungen zeigen, erinnert so sehr an Barten, daß man einen ähnlichen Vorgang wie dort annehmen

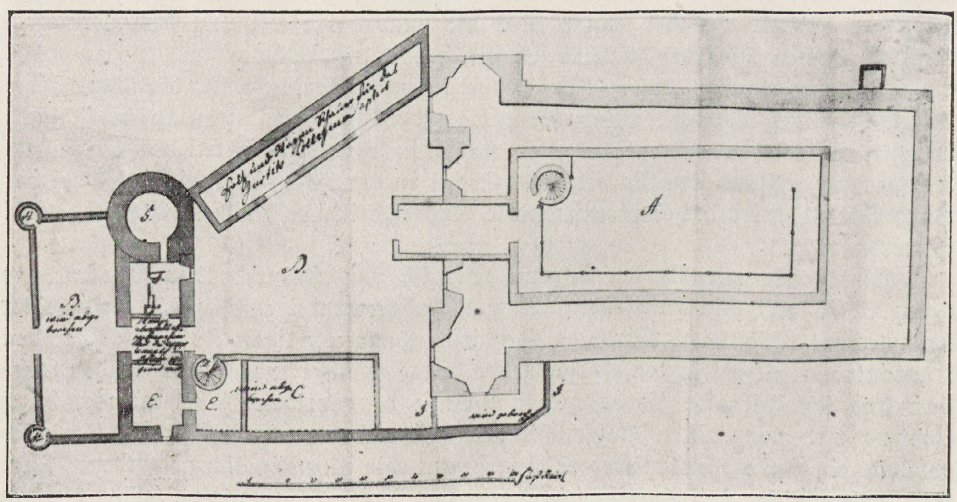


Abb. 62. Neidenburg, Grundriß von 1766.
Berlin, Geh. Staats-Archiv.

kann. Der Hauptflügel gehört noch zum Plane des Konventshauses. Dann wurde dieser aufgegeben und der Eingangsflügel nur wie bei einem Verwaltungssitz gestaltet. Der dritte, begonnene Flügel blieb Wirtschaftsgebäude. Leider lassen sich Einzelformen weder im Innern noch außen derart festlegen, daß eine nähere Stilbestimmung möglich wäre. Das Haus hat auf der Landenge zwischen Ollof- und Rheinsee eine wichtige strategische Lage. Das Gelände steigt etwas an. Den Burgplatz schneiden Gräben aus der Umgebung heraus. Anzeichen einer Vorburg sind nirgends zu erkennen. Vor der Eingangsseite, wo sie am ehesten zu suchen wäre, kann sie wegen der Geländeverhältnisse nicht gelegen haben. Nach dem Beispiel anderer Spätburgen fehlte sie wohl auch in Rhein.

Eine Einstellung auf nackte Monumentalität verkörpert im stärksten Maße das eigentliche Konventshaus der Zeit, die Burg Ragnit. Sie geht auf eine Gründung des 13. Jahrhunderts zurück. Landmeister Meinhart von Querfurt errichtet sie 1289 als Hauptstützpunkt der wichtigen Memellinie. Auch als Ausgangspunkt für Unternehmungen in Samaiten und Litauen spielt sie stets eine große Rolle. Trotzdem blieb sie ein ganzes Jahrhundert lang einfache Erd- und Holzbefestigung. Aus den Nachrichten über den Steinbau geht diese Tatsache klar hervor. Erst am Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Monumentalbau unternommen, und zwar, da die Komturei in der Wildnis lag und sich nicht selbst erhalten konnte, vom Hochmeister aus. Diesem Umstand ist eine außergewöhnlich reiche, wenn auch nicht immer eindeutige Überlieferung von Baunachrichten zu verdanken. Die wichtigsten Ausgaben fanden ihre Verbuchung in den erhaltenen Rechnungen des Hochmeisters, dem Treßlerbuche. Auch wurde dem Hochmeister in Briefen dauernd Bericht über den Bau erstattet. Außerdem gibt der Chronist Johann von Posilge zweimal Kunde über die Burgerbauung. 1397 berichtet er: „in desim jor uf den somer wart Ragnitt das hus begunst zu muren." Schon 1403 müssen wichtige Teile des Neubaus bewohnbar gewesen sein, denn in diesem Jahre reißt man nach Johann von Posilge das alte Haus ab und bezieht das neue.

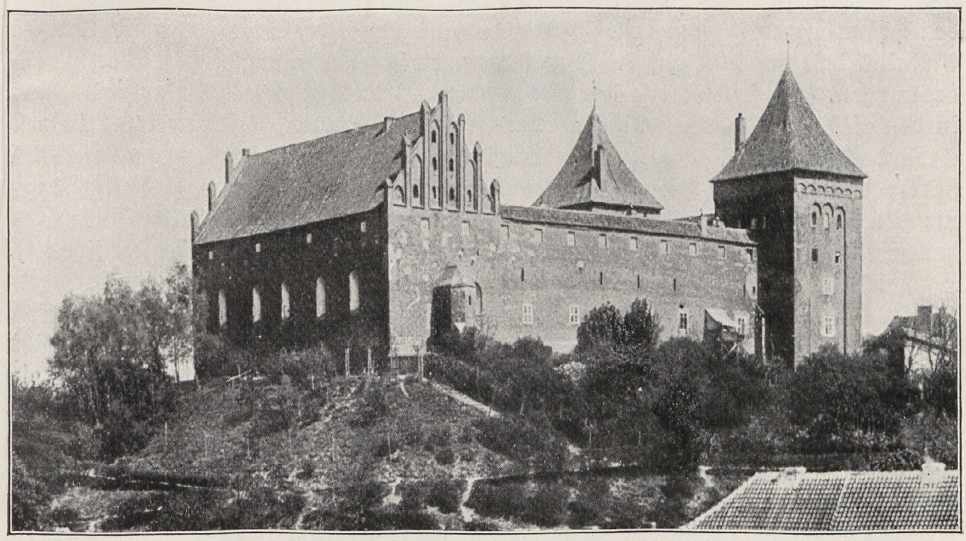


Abb. 63. Die Neidenburg.

Als das Treßlerbuch im Jahre 1399 begonnen wurde, hatte die Arbeit am Neubau schon angefangen. 1403 kann man sehr wohl die unteren Räume schon bezogen haben, aber erst im Jahre 1405 geht das Haupthaus seiner Vollendung entgegen. Im unmittelbaren Anschluß daran dürfte die Einrichtung der Vorburg in Angriff genommen sein. Denn schon am 3. August 1406 findet sich eine Nachricht, die nur auf diese bezogen werden kann. Der Komtur zu Ragnit meldet dem Hochmeister: „und tzu Ragnitt zo ist die eyne mure itzund aller dinge als sie sien sol und hoffe das die ander want der muren ouch gantz tzu solle komen und das der torm glich dem dache hoech solle werden." Bei den beiden Mauern handelt es sich um die Längsmauern der Vorburg, die mit einem Wehrgang versehen waren; denn der Komtur bittet gleichzeitig um Zimmerleute: „wen sie mussen machen die gesper uf den muren do die wechter under geen mogen[72])." Der Turm, von der Höhe des Haupthauses, muß schon wegen dieses Vergleiches in dessen Nähe gestanden haben und ist zweifellos identisch mit dem heute noch erhaltenen Uhrturm. Die Abrechnung über diese Bauten erfolgt erst 1408:

„dy muwer an dem vorborge zu Ragnitt . . . 22 ruten einhalb fus, 10 zygel dicke gerechent . . .
der Thorm . . . 17 Rutten und eynen fus 12 zygel dicke . . .
eyn gewelbe in demselben Thorme . . .[73])."

Spätere Schicksale haben die Burg sehr mitgenommen, so daß sie trotz der Erhaltung des Mauerkörpers ziemlich unansehnlich geworden ist. Ihre Innenräume gingen bis auf wenige Reste verloren. Schon kurz nach 1440 muß eine erste Zerstörung durch Brand stattgefunden haben, denn am 18. Juli 1445 meldet der Komtur dem Hochmeister von dem Bau der Dächer des Haupthauses[74]). Die Vorburg verschwand im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts gänzlich vom Erdboden. In dem ehemaligen Konventshause hat man jetzt ein Gefängnis untergebracht.

Plan 18 Abb. 54

Als mächtiger Mauerwürfel, ohne vertikale Betonung durch Eckenverstärkung oder Zwischenteilung, mit glatten Wänden erhebt sich das Haus auf quadratischem Grundriß von zirka 59 Metern äußerer Seitenlänge. Der künstlerische Eindruck stellt sich ganz auf die Wucht der gewaltigen Baumasse ein. Wanddurchbrechungen, jetzt stellenweise arg verstümmelt, sitzen gut verteilt, klar und scharf in den riesigen Mauern. Sie sind der einzige Rhythmus, der Bewegung in den Gebäudeblock bringt. Horizontale Gliederung kommt dagegen zum ersten Mal stärker zum Ausdruck. Ein Mauersockel, nur wenig vorspringend, zieht sich rings um den Fuß der Burgflügel. Den in ähnlicher Weise vorgebauten Wehrgang durchbrechen anders als in Insterburg Nischen, in denen die Wehrfenster sitzen[75]). Hausgiebel müssen nach dem Treßlerbuche vorhanden gewesen sein. Ob sie regelmäßig, d. h. zu Paaren an zwei Burgseiten angeordnet waren wie in der guten Bauzeit oder sich unregelmäßig wie in Tapiau auf alle Flügel verteilten, bleibt ungewiß. Vor allem wirkt bei der äußeren Erscheinung der Burg Ragnit die ausschließliche Verwendung des Backsteines. Der Feldstein, der die Wandfläche in viele unregelmäßige Einzelformen auflöste, nahm ihr die monumentale Einheit, der kleinformatige, verbindungschaffende Backstein zieht sie zu einem großen Gesamtausdruck zusammen.

Auf dem Steilufer des Memeltales, hoch über dem Fluß lag die Vorburg neben der Hauptburg. Ein dreiseitiger, rechtwinkliger Graben schnitt das Ge-

lände aus der Uferhöhe heraus. Der Hauptflügel des Konventshauses stand nach Süden an der Landseite. Eine einfache Zwischenteilung ohne eingeschobenen Raum zerlegte ihn in allen Stockwerken in zwei lange Säle. Im Hauptgeschoß waren sie für die Kapelle und den Kapitelsaal bestimmt. Die Kapelle weist das für die Spätzeit übliche Grundrißverhältnis 1:3 auf. Der Kapitelsaal war ein wenig kürzer. Kein Anhalt läßt auf die Gewölbeformen schließen. Auch alle übrigen Einzelheiten dürfen als verloren gelten. Im entgegengesetzten Flügel an der Flußseite wird man Konventsremter und kleinere Stuben vermuten können. Dieser Flügel ging nicht in ganzer Breite durch, sondern wurde sowohl im Erd- wie im Hauptgeschoß durch einen schmalen Gang vom Ostflügel abgetrennt. Im oberen Stockwerk setzte an diesen Gang die Brücke zum Danzker an, der in der

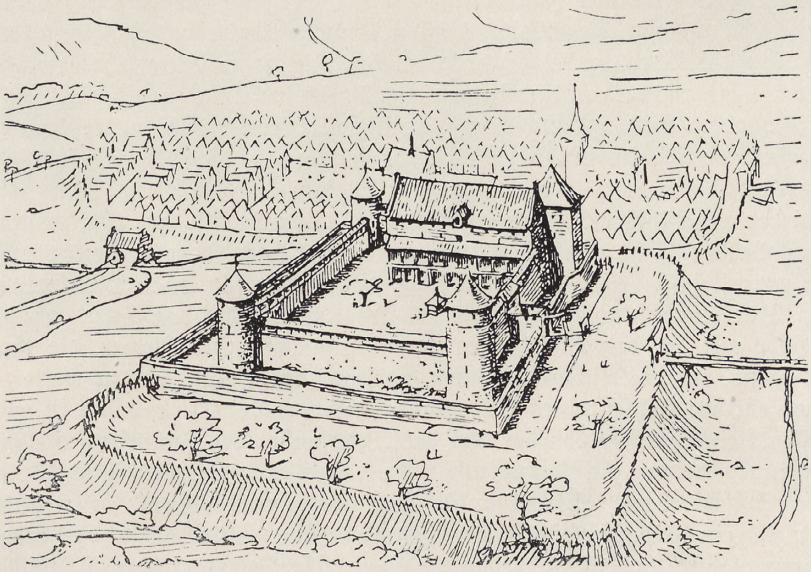


Abb. 64. Schloß Bütow, Rekonstruktion.
Nach Steinbrecht.

Flußniederung stand. Daß der Danzker auch wirklich ausgeführt war, geht aus einer undatierten Urkunde hervor; der Gang zu ihm war aus Holz, und auch der Turm selbst scheint nicht massiv gewesen zu sein[76]). Der Ostflügel schließt an den Kapellenflügel an, wird aber von dessen Hofmauer durchschnitten, so daß wie bei der Ortelsburg ein isolierter Eckraum entsteht. Im Ostflügel lag der Schlafsaal. Der vierte Flügel an der Vorburgseite schob sich zwischen Nord- und Südflügel ein. Er enthielt den Eingang in Gestalt des üblichen Torweges. Eine Nische in der Außenwand war für die Fallgatterbahn bestimmt. Im Hauptgeschoß dieses Flügels befinden sich über dem Eingang und dem südlichen Teil heute noch kleinere, mit Kreuzrippen gewölbte Räume von einfachster Form. Man darf sie wohl als Gebietigerwohnungen ansprechen. Die andere Flügelhälfte muß ähnliche Gemächer besessen haben. Über sonstige Raumformen geben nur noch die Erdgeschosse Auskunft. Ein Kreuzrippengewölbe wie im Eingangsflügel weisen die Wirtschaftsräume an der Memelseite auf. Einer von ihnen, mit großem Schlot, war

als Konventsküche eingerichtet. An einzelnen Stellen sind die Gewölbe merkwürdig unregelmäßig und verzogen. Im West- und Ostflügel liegen einfache Tonnenwölbungen mit Stichkappen nach den Fenstern und Türen über den Erdgeschoßräumen.

Abb. 25 Die Form der Vorburg gibt sich auf Plänen des 18. Jahrhunderts noch zu erkennen. Sie lag als längliches Rechteck dicht neben dem Haupthaus und hatte, wie bereits früher betont wurde, in allem große Ähnlichkeit mit der zu Insterburg. Auch in Ragnit muß der Quergraben gefehlt haben, denn die Vorburggebäude stießen dicht an das Haupthaus an. Keine Spur deutet weder jetzt noch auf dem Plan auf ihn hin, während im 18. Jahrhundert die anderen Gräben der Burg alle noch vorhanden waren. An der Landecke stand ein Rundturm gleich dem Peinturm von Insterburg[77]). Der Eingang zur Vorburg befand sich, sehr geschützt, an der Memelseite, dicht neben der Nordecke. Erhalten blieb als letzter Rest der Vorburg der schlanke, quadratische sogenannte Uhrturm. Er saß auf der Vorburgmauer auf und ist so eigentümlich in seiner ganzen Art, daß nichts aus der vorhergehenden Entwicklung an ihn erinnert. Dicht neben dem Haupthaus erhebt er sich, im unteren Teil nicht breiter als die Mauer, die ihn trägt, im oberen dagegen ragt er um etwa zwei Steinbreiten nach den Seiten hin vor. Die bei der angeführten Rechnung genannte Dicke paßt also auf ihn, während bei der Angabe der Höhe von 17 Ruten, zirka 75 Meter, dem Schreiber wohl ein Fehler unterlief[78]). Eine derartige Höhe wäre selbst für einen Danzkerturm, der tief im Tale stand, unmöglich. Die zweite Urkunde, die den Turm nennt, läßt seine Höhe mit der des Burghauses übereinstimmen. Die Mauer, die ihn trug, lief übrigens, wie die Ansätze beweisen, noch auf das Haupthaus zu weiter. Auch hieraus geht das Fehlen eines Quergrabens hervor. Der Turm besitzt in mehreren Geschossen kleine Fenster von der Art der Wehrfenster des Haupthauses. Mehrere Mauerrinnen dienen als Verzierung. Auch das in der Spätzeit so häufig verwandte Spitzsteinband (Stromband) tritt an seinem oberen Teile auf. Im Innern ist ein Stockwerk, das in Wehrganghöhe, entsprechend der erhaltenen Abrechnung gewölbt. Was bedeutet nun dieser merkwürdige Turm? Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß er zu einer Zeit entstand, in der die alte Turmform sinnlos geworden war. Durchaus spielerisch ist seine Art; er gibt das letzte Ausklingen einer alten Turmgewohnheit, von der man sich noch nicht ganz trennen mochte. Praktische Verwendung fand er wohl als Unterkunft für die Wächter auf den Mauern und als Ausguck nach der Land- und Wasserseite. Er kann nicht, wie Steinbrecht annimmt, der älteren Burg angehören, sondern muß, was ja auch die Urkunden bestätigen, mit der Vorburg um 1406 errichtet worden sein.

Die stilgeschichtliche Bedeutung der Burg Ragnit wird durch zwei Tatsachen bestimmt. Einmal wurde bei ihr die Reduktion auf die allernotwendigsten Grundformen restlos durchgeführt. Turm und Quergraben fehlen. Nirgends tritt eine Neuerung auf, wie sie selbst auf der vorhergehenden Stufe, etwa bei dem Versuch, die neue Turmform dem Konventshaus zu Barten anzugliedern, noch vorkommt. Daneben wird jedoch eine ganz neue kraftvolle Gestaltung der reduzierten Grundlagen bemerkbar. Man hat die Ausdrucksmöglichkeiten, die in der Sparsamkeit und Schlichtheit der Bauformen liegen, besser erkannt. Einzelheiten sind dafür bezeichnend. Wie gewaltig sprechen z. B. die mächtigen Fenster im Hauptgeschoß

Abb. 65. Bütow, Mauer und Türme der Hofbefestigung.

des Kapellenflügels. Jetzt erst hat man die Sprache der Fenster vollständig gelernt und verwendet sie bewußt. Alle Öffnungen, nicht nur die der Kapelle, besitzen nun viel tiefere Außennischen, deren Gewände nicht mehr im schrägen, vermittelnden Übergange verläuft, sondern fest und gerade in die Mauer einstößt. Es ist interessant, diese veränderte Wirkung, die sich schon in Barten ankündete, gerade bei den ursprünglich schlitzartigen Erdgeschoßfenstern zu beobachten. Welche Bedeutung für die Wandbelebung kommt ihnen mit ihren tieferen Ausnischungen jetzt zu. Auch bei den Schlafsaalfenstern tritt das auffallend in Erscheinung. Es ist ja im Grunde, wie schon bei den früheren Stilstufen der Ordenskunst, nicht einmal so sehr viel verändert, aber das wenige wird ausschlaggebend für die Baugesinnung. Diese neue, kraftvolle Art kann sich kaum beim Konventshaus selbst entwickelt haben, da dessen Energien bereits abgestorben waren. Jener schon erwähnte andere Zweig der Ordensarchitektur hat begonnen, die Entwicklung aufzunehmen und bringt seine frischeren Kräfte zur Wirkung.

Mit Ragnit schließt die Reihe der eigentlichen Konventsburgen. Ein paar verspätete Nachkömmlinge, aus der Not des Unterganges heraus geboren, Preußisch-Mark, Preußisch-Holland, sind nichts anderes als in Konventshäuser umgewandelte Pflegämter. Sie finden keine rechte Kraft mehr zu einer baulichen Einheit. In Preußisch-Mark mögen die ungünstigen Geländeverhältnisse die unregelmäßige Bildung des Grundrisses mit veranlaßt haben. In der Blütezeit hatte man jedoch, wie z. B. in Gollub und Rheden, auch solche Hindernisse überwunden. Die Burg kommt bis 1359 als Pflegamt vor, wird dann Sitz eines

Vogtes und schließlich, als nach der Schlacht bei Tannenberg die Christburg zerstört war, siedelte die Komturei von dort nach Pr.-Mark über. Aus dieser Untergangszeit des Ordens stammt im wesentlichen der Erweiterungsbau zum Konventshaus.

Das Burggebiet breitet sich auf einer Halbinsel des Singersees aus. Ein Hakengraben löst von der äußersten Spitze die Hauptburg ab. Ursprünglich bestand diese nur aus dem Ostflügel als Burghaus mit Parcham und Vorhof. Ein weiterer Graben begrenzte nach dem Lande zu die Vorburg. Die Erweiterung ging so vor sich, daß man drei neue Burgflügel mit Benutzung von Hofmauern und Parcham aufrichtete. Die Folge davon war Unregelmäßigkeit sowohl des Grundrisses als auch des Aufbaues. Das Aussehen der Burg, von der nur geringe Spuren übrig blieben, wurde wenigstens in guten Ansichten festgehalten. Einen kleinen Raum, in der Mauerdicke einer noch stehenden Hausecke ausgespart, mit Toren gut gesichert, hält Steinbrecht für die Schatzkammer. Der Rippenstein des Erweiterungsbaues zeigt äußerst einfache, doch nicht unschöne, späte Birnstab-
Abb. 56 profilierung. Von besonderer architektonischer Bedeutung und kraftvoller Schönheit erhebt sich an der Nordostecke der ehemaligen Vorburg ein quadratischer Turm, dessen ganzer baulicher Charakter an den Vorburgturm zu Balga und vor allem an den zu Roggenhausen erinnert. Das Typische solcher Vorburgtürme besteht darin, daß sie nicht wie die Bergfrite im unteren Teile vorwiegend feste Mauermasse bleiben, sondern wenig über dem Erdboden mit durchaus bewohnbaren Räumen beginnen und diese von Stockwerk zu Stockwerk etwas größer werden lassen. Fensterdurchbrechungen sind reichlich vorhanden. Der Turm zu Pr.-Mark unterscheidet sich überhaupt von dem zu Roggenhausen durch eine viel reichere Belebung der Außenwände. Schwarze, glasierte Steine schmücken ihn mit den verschiedensten Ornamenten. Auch setzt er einige Male außen ab. Kräftige Blenden gliedern seinen Oberbau. Er stammt zweifellos nicht aus der späten Bauzeit der Burg. Gegen das 13. Jahrhundert spricht jedoch die reiche dekorative Ausgestaltung. Hennenberger, der oft gut orientiert ist, erwähnt als erste Bauzeit der Burg das Jahr 1329. Um diese Zeit, in der Epoche des reichen Stils muß der Turm gebaut worden sein.

Preußisch-Holland wurde 1466 an Stelle von Elbing Komturei. Über bauliche Veränderungen, die im Zusammenhang mit dieser erweiterten Bestimmung sicherlich stattfanden, blieb nichts bekannt. Die Burg von Pr.-Holland in ihrem ersten Zustand gibt aber ein gutes Beispiel für kleinere Verwaltungsburgen und wird daher noch später zu erwähnen sein. Neubauten einzelner Burgteile mögen in der Verfallszeit des Ordens bei den einzelnen Konventshäusern häufiger erfolgt sein, für die künstlerische Entwicklung der preußischen Konventsburg, die mit Ragnit ihren Abschluß gefunden hatte, kommen sie kaum noch in Betracht.

Die kleineren Burgen.

Neben den großen Konventshäusern, die die Mittelpunkte der militärischen und wirtschaftlichen Organisation des Ordens bildeten, benötigten die Ritter zur Beherrschung und Verwaltung ihre Landes zahlreicher kleinerer Burgen. Aus ihrem einstmals so reichen Bestande kamen verhältnismäßig geringe Reste auf die Gegenwart. Die eingehende Erforschung dieser Reste muß die Vorstellung von der ursprünglichen Bedeutung und der baukünstlerischen Eigenart der kleineren Burganlagen wachzurufen suchen. Da indessen der weitaus größte Teil von ihnen für immer verloren ging und von den Überbleibseln noch sehr viel unbekannt unter dem Erdboden ruht, andere kaum erkennbar eingebaut und umgebaut wurden, ist eine bis ins einzelne gehende Darstellung und Datierung der kleineren Burgtypen außerordentlich schwierig. Namentlich für die frühen und mittleren Stilstufen gibt es nur wenig feste Anhaltspunkte. Immerhin reicht das Material aus, um in großen Zügen das kunstgeschichtliche Werden und Wesen dieser Burgen und ihre stilgeschichtliche Bedeutung für die Spätzeit zu ergründen.

Die Bestimmung der untergeordneten Ordenshäuser war sehr vielseitig. Als Verwaltungsburgen unterstanden ihnen Bezirke, die sich aus der Gesamtorganisation abspalteten. Die Komtureien mit ihren oft riesigen Landgebieten brauchten unbedingt Unterämter, die einzelnen Ordensbrüdern oder Ordensbeamten als Pflegamt oder als Waldamt unterstellt wurden. Die Pfleger und Waldmeister nahmen dann noch kleinere Befestigungsanlagen, Zwischenwerke, Wacht- oder Wildhäuser mit unter ihre Obhut. Das Gebiet des Konventshauses wurde vom Komtur als selbständiger Bezirk neben den Pflegämtern verwaltet und konnte sich ebenfalls Zwischenbefestigungen kleinsten Umfanges angliedern. Neben den Komtureien gab es noch andere, nur dem Landmeister oder dem Hochmeister unterstehende Verwaltungsgebiete, die Vogteien, mit einem Vogt als obersten Verwalter. Solche Vogteien entstanden in der Hochmeisterzeit zuweilen aus aufgehobenen Komtureien.

Diese verschiedene Bestimmung der kleineren Verwaltungsburgen als Vogtei, Pflegamt, Waldamt oder Zwischenwerk erlangte auf die bauliche Ausgestaltung der Burghäuser nur wenig Einfluß, immer waren annähernd die gleichen Bedingungen vorhanden: der Ordensgebietiger brauchte Wohn- und Repräsentationsraum, für die Verwaltungsgeschäfte benötigte er ein Geschäftszimmer, zudem war bei der religiösen Einstellung des Ordens für den Burgbezirk eine Kapelle erforderlich. Diese wenigen Räume ließen sich bequem in einem Hause von der Art der einzelnen Flügel einer Konventsburg unterbringen. Überdies mußte für die verschiedensten Kriegs- und Wirtschaftsbedürfnisse ein Hof und weiterer Hausraum vorhanden sein. Mauerbefestigung erweiterte den Burgplatz, Gebäude in ihrem Schutz konnten sich an das Haupthaus anschließen, ja sogar fest mit ihm zu einer mehrflügligen Anlage verwachsen. In der Tat finden sich neben den ein-

flügligen Burgen solche mit zwei und drei, ja sogar, falls Tapiau, Ortelsburg, Insterburg, Labiau wirklich nur als Pflegämter errichtet wurden, auch solche mit vier Hausflügeln. Eine derartige umfangreichere Ausgestaltung hängt jedoch nicht mit der Bestimmung der Burg als Vogtei oder Pflegamt zusammen, sondern hat kaum festlegbare, mehr äußerliche Gründe. Sie geht wohl vielfach zurück auf die Ausdehnung des Verwaltungsbezirkes oder auf die Bedeutung der Burg als Kriegsplatz. Ein innerlich begründetes Einteilungsprinzip für die bauliche Erscheinung ist also mit der Bedeutung als Verwaltungssitz nicht gefunden.

Eher schon gewinnt die militärische Wichtigkeit Einfluß auf die Gestaltung. Die Zwischenwerke zum Grenzschutz und als Sperren zwischen den größeren Wehranlagen hatten wohl in der Regel nur geringen Umfang und gelangten selten zu einer architektonischen Formung. Die zahlreichen Ordensburgwälle, die sich überall in Preußen erhalten haben und in ihrer ganzen Art deutlich ihre noch primitive

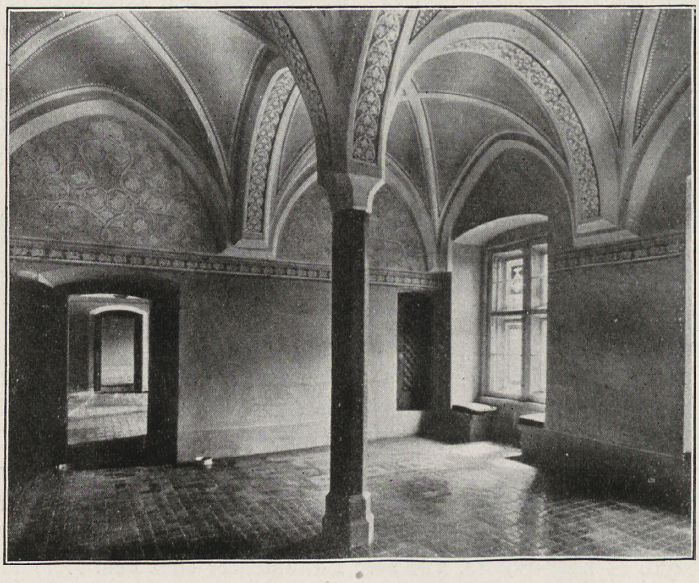


Abb. 66. Marienburg, Hochmeisterpalast. Raum des zweiten Stockwerks.

Befestigungsweise verraten, dürften meist Reste solcher kleinsten Wehranlagen sein. Die strenge Regelmäßigkeit ihres Grundrisses beweist, daß sie auch nach der Eroberungszeit noch benötigt wurden. Außer für den Grenzschutz brauchte der Orden im Lande selbst neben den Konventshäusern eine Menge kleinerer Befestigungen zum Schutze der Kolonisation, die ja von ihm eifrig betrieben wurde. Mit Ortschaften zusammen legte er daher Burgen an, deren militärischer Zweck die Sicherung und Verteidigung der Siedlungen war. Gerade hier ergeben sich besondere Unterschiede geographischer Natur, über die noch kurz zu reden sein wird. Erst in der Spätzeit übernehmen die kleineren Burgen jene höchste militärische Funktion, die anfänglich nur den Konventshäusern zufiel: sie werden Kriegsburgen, stärkste Bollwerke, auf die sich die Hauptverteidigung des Landes stützt. Ihr militärischer Wert ist allerersten Ranges, wie die Beispiele Neidenburg, Bütow ohne weiteres veranschaulichen.

Bei der siedlungsgeographischen Bedeutung der kleineren Burghäuser, die sich vielfach mit der der Konventshäuser deckt, kann das Verhältnis der Burg zur Siedlung sehr verschieden sein. Zunächst lag wohl häufig das Ordenshaus in der Wildnis, als vorgeschobener Wachtposten, ohne jede nennenswerten Ansätze von Ort- oder Stadtbildung. Derartige Wildhäuser gab es noch in der späten Ordens-

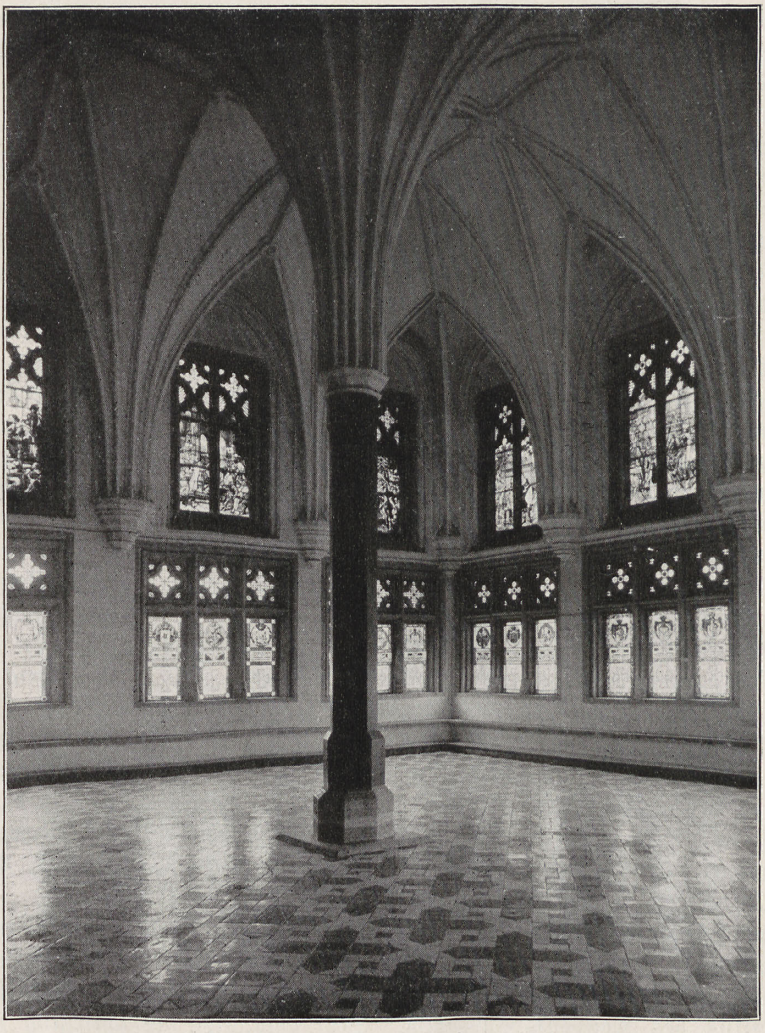


Abb. 67. Marienburg, Hochmeisterpalast. Sommerremter.

zeit. Gewöhnlich aber bildete sich schon früh neben der Burg siedlerisches Gemeinwesen, mit bestimmten Rechten und Pflichten begabt: die Lischke, der man einen oder mehrere Krüge zuteilte. Mit der Siedlungsburg beginnt erst die eigentliche Verwaltungstätigkeit, die die Ordensburg aus ihrer vorher mehr militärischen Bestimmung loslöst. Ein weiterer Schritt läßt aus der Ortssiedlung der Lischke eine Stadt werden, die durch eigene Befestigung die Wehrkraft der Burg unter-

stützt. Mit der Stadtgründung kann auch die Burg erst neu angelegt werden oder, falls sie bis dahin nur aus Holz bestand, als Steinbau in festen Zusammenhang mit der Stadtbefestigung treten. Der Entwicklung entsprechend, liegt die Stadtburg jedoch häufig selbständig neben der Stadt.

Die Grenze zwischen einem Wildhaus und einer Lischkenburg läßt sich nicht immer klar ziehen, da die Geschichte der heute vorhandenen Siedlung oft nicht genügend geklärt ist. Indessen wurde die Vorbedingung zur Siedlung gegeben, sobald eine Wehranlage über den Charakter der primitiven Zwischenbefestigung hinausgewachsen und ihrer Struktur nach von größerer fortifikatorischer Bedeutung war. Siedlungsburgen überwiegen selbstverständlich im Innern des Landes. An den Grenzen treten die Wildhäuser zahlreicher auf. Die Weiterentwicklung der dörflichen Siedlung zur Stadt hat einer ganzen Reihe preußischer Ortschaften, z. B. Mohrungen, Liebemühl, Soldau, Hohenstein, Bütow, Gerdauen u. a. ihr Gepräge gegeben. Stadt und Burg sind selbständige Wehrgebilde, ohne Rücksicht aufeinander durch Mauern und Gräben getrennt. Planmäßige Anlagen von Burg und Stadt fassen die wehrarchitektonischen Kräfte zusammen, kommen aber, was ja die ganze Entwicklung als selbstverständlich erscheinen läßt, seltener vor. Nach der Erwerbung Pommerellens konnte der Orden in diesem Gebiete mehrere Male den Idealplan einer solchen Stadtanlage verwirklichen. Lauenburg und Neuenburg sind befestigte Städte, deren Ordenshaus sich einflüglig in einer Ecke dem Zuge der Stadtmauer anpaßt. Die Stadtburg von Liebstadt lag dreiflüglig ebenfalls in einer Stadtecke. In Rastenburg springt das für sich abgeschlossene Haus mit der Stadtecke etwas nach außen vor.

Als Gebilde von architektonischem Wert treten die kleineren Ordensburgen erst in Erscheinung, als die Entwicklung des Konventshauses bereits ihren Höhepunkt erreicht hat. Man darf wohl annehmen, daß bis etwa um 1320 die untergeordneten Häuser im allgemeinen nur als primitive Erdbefestigungen mit einfachen Holz- oder Fachwerkbauten bestanden haben. Jedenfalls lassen sich vor dieser Zeit kleinere Steinburgen nirgends mit Sicherheit nachweisen. Es ist ja auch erklärlich, daß die Ritter zunächst einmal für den Ausbau der in jeder Beziehung wichtigen Konventshäuser sorgten, und dieser zog sich, wie gezeigt wurde, bis tief in das 14. Jahrhundert hinein. Erst in die zweite Hälfte des 14. und in den Anfang des 15. Jahrhunderts kann also der Steinbau der geringeren Verwaltungsburgen fallen. Und in der Tat wird diese Annahme durch Urkunden und Stilmerkmale vollauf bestätigt.

Drei Generationen konnten an der Ausgestaltung der kleineren Burgtypen tätig sein. Eine großzügige Eigenentwicklung ist bei dieser kurzen Zeit von vornherein nicht zu vermuten. Zunächst standen die Burganlagen vollständig unter dem Einfluß des Konventshaustypus. Doch gelangten sie schließlich zu einer besonderen Formung, die sich selbständig neben den Hauptträger der Entwicklung stellte. Trotz der schlecht erhaltenen Denkmäler läßt sich dieser Vorgang noch verhältnismäßig klar erkennen.

In der Epoche des reichen Stiles sind zweifellos mehrere kleine Verwaltungsburgen entstanden, deren Gesamtgestalt wenigstens einigermaßen erschließbar blieb, während die meisten baulichen Einzelheiten verloren gingen. Lauenburg in Pommerellen wurde 1340 zur Stadt erhoben und die Stadtmauer mit dem eingefügten Burghaus unmittelbar darauf gebaut. Das Haus, das in seinen Grund-

mauern noch steht, fällt durch seine Länge von 49½ Metern gegenüber der geringen Breite von 11½ Metern auf. In einzelnen Kellerräumen finden sich gratige Kreuzgewölbe. Auch wird dort die Gliederung des ganzen Hauses in fünf Abteilungen deutlich. Das Hauptgeschoß besaß nur Balkendecken. Die Wehrfenster rund um das Haus herum gingen unmittelbar vom Dachgeschoß aus. Blenden schmückten die Giebelseiten. Vor dem Hause lag der Burghof, durch zwei Mauern mit Ecktürmen aus der Stadtecke abgetrennt. Er wurde von Wirtschaftsgebäuden begrenzt und vom Mühlbach durchflossen. Die Burg zu Preußisch-Holland

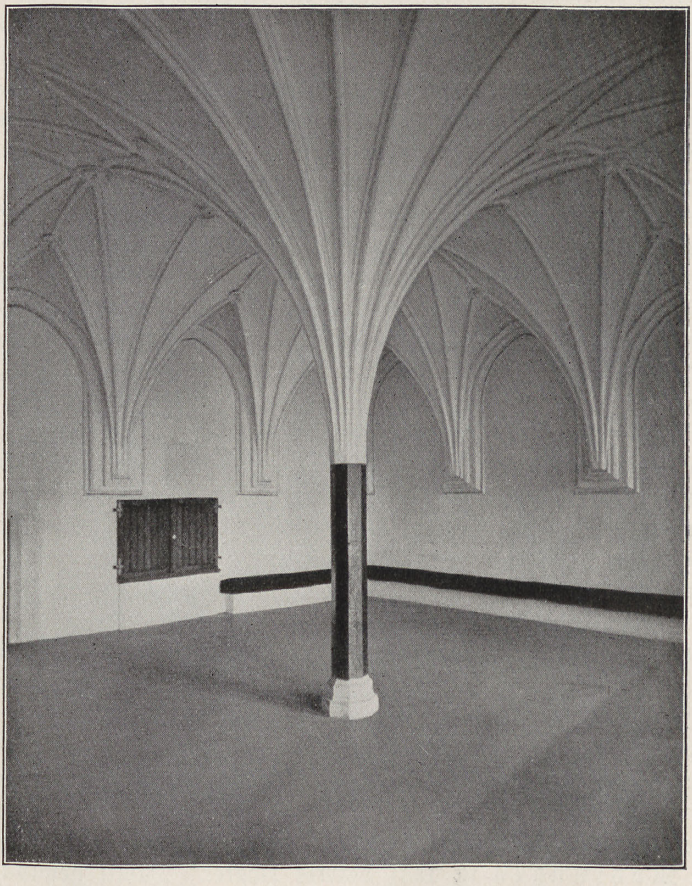


Abb. 68. Marienburg, Hochmeisterpalast. Winterremter.

muß ursprünglich eine ganz ähnliche Anlage aus einflügligem Haus und rechtwinkligem Vorhof besessen haben. Ein besonderer Parcham grenzte sie von der Stadtmauer ab. Das Ausdehnungsverhältnis des Burghauses stimmt mit dem von Lauenburg ziemlich überein, doch hat das allein erhaltene Kellergeschoß nur drei Zwischenteilungen; vermutlich lagen also im Hauptgeschoß vier Räume. Die Kellerwölbungen bestehen aus einer Tonne und Kreuzgurtgewölben von der Art wie bei der Burg Schwetz. Der Burgbau dürfte demnach frühestens um 1340 zu datieren sein und ebenfalls der Epoche des reichen Stils angehören.

Die Burg Stuhm, die Sitz einer Vogtei des Ordens war, wird 1295 zum ersten Mal als „hoff" erwähnt. Die Hochmeisterchronik berichtet, daß dort, wo nun „Stum" liegt, 1236 eine Preußenburg erobert wurde. Diese Nachrichten deuten auf eine lange Befestigungstradition des Platzes hin, aber erst seit 1331 treten Ordensbeamte auf. 1335 wird die Burg des Ordens als Ausstellungsort auf einer Urkunde erwähnt. Auch wohnte dort damals längere Zeit der Hochmeister. Da aber Peter von Dusburg um 1326 nur die Gegend und nicht die Burg kennt, hat Schmid wohl mit Recht angenommen, daß die Erbauung zwischen 1326 und 1335 im wesentlichen erfolgte. Später kamen dann noch einzelne untergeordnete Bauten hinzu. Der Burgplatz auf einer Landenge zwischen Barlewitzer und Stuhmer See hat große Ähnlichkeit mit einer Abschnittsbefestigung. Der unregelmäßig vieleckige Platz der Hauptburg wird von einem Graben umzogen. Vor ihm lag zwischen den Seen und einem Verbindungsgraben die Vorburg, die später zur Stadt wurde. Nur Reste des Hauptflügels bis zum Hauptgeschoß, der Ringmauern, des Tores und eines Turmes haben sich erhalten. Der Hauptflügel, Wohnzwecken dienend, an der Südseite, ist etwa zur Hälfte mit Gurtgewölben auf Pfeilern unterkellert. Das Erdgeschoß bestand aus fünf Räumen, eine Zahl, die auch für das Hauptgeschoß angenommen werden darf. Gewölbe und Einzelformen sind hier gänzlich verloren gegangen. Dicht neben dem Wohnflügel liegt auf der einen Seite der untere Teil des einst sehr hohen Torturmes mit angegliedertem Torweg. Auf der anderen Seite befanden sich im Ostflügel die Kirche und Wirtschaftsräume, von denen noch die Längswände und eine niedrige Querwand stehen. Deutliche Anzeichen, die Überschneidung eines Nischenbogens der Außenmauer, das Fehlen des festen Verbandes, weisen darauf hin, daß dieser Teil erst nachträglich erbaut wurde. An der Westseite erhob sich, wie aus alten Beschreibungen hervorgeht, ein wahrscheinlich erst spät hinzugekommenes Speicher- und Wirtschaftsgebäude. Kleine Türme standen an den Burgecken. Ein noch erhaltener Stumpf im Nordwesten verrät in seiner polygonalen Zierlichkeit die Zeit des reichen Stils. Trotz mancher Unregelmäßigkeit läßt sich auch in Stuhm der Typus der einflügligen Burganlage mit von Nebenbauten flankiertem Vorhof nicht verkennen.

Eine Reihe von kleineren Burgen könnte wegen ihrer Lage in der Mitte des damals bereits stark kolonisierten Oberlandes zur gleichen Zeit ausgebaut worden sein. Denn anscheinend ging man in jenen Gegenden um diesen Zeitpunkt herum allgemein zum Steinbau über. Für genauere Datierung geben erhaltene Reste und zeichnerische Überlieferungen meist zu wenig Anhalt. Auch die Urkunden schweigen. Mohrungen ist 1331 bereits Vogtei. Damit gewinnt immerhin die Vermutung Berechtigung, daß ein so wichtiger Platz nicht lange im primitiven Bauzustand blieb. Die Burg lag vor der Ecke der Stadtmauer, in einem vom Mohrunger See gebildeten Winkel. Alte Karten geben einen unregelmäßigen viereckigen Burgplatz an, von Gräben umzogen. Die Brücke befand sich in der Mitte der Nordseite. Ein offenbar später Rundturm stand an der Ostecke der Außenbefestigung. Wie bei einer Komturei führte durch den langen Nordflügel, der der Hauptbau der Burganlage war, ein Torweg. An ihn schloß sich ein kurzer Ostflügel an, der vielleicht aus einer anderen Bauzeit stammte. Von einem Südflügel werden auf einer Karte die Keller erwähnt. Über einen Westflügel finden sich keinerlei Angaben. Er war wohl auch nie vorhanden. Der Plan der Vogtei

Mohrungen scheint sich also dem einer Komturei ziemlich angenähert zu haben. Die Gilgenburg — der Ort wird 1326 Stadt — gehört wohl ebenfalls in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das einflüglige Burghaus erhielt am Ende des 17. Jahrhunderts zwei weitere Flügel und wurde dabei gänzlich verbaut.

Die Burg von Liebstadt war, wie schon erwähnt, dreiflüglig an der Stadtecke angeordnet. Von ihr erhielten sich genaue Pläne und eine Ansicht aus dem 17. Jahrhundert, die bereits nachmittelalterlichen Bauzustand zeigt. Anscheinend spielten Türme eine besondere Rolle. Sie sprangen wie Stadtmauertürme an den Enden einzelner Flügel altertümlich leicht heraus. Erhalten hat sich davon nichts.

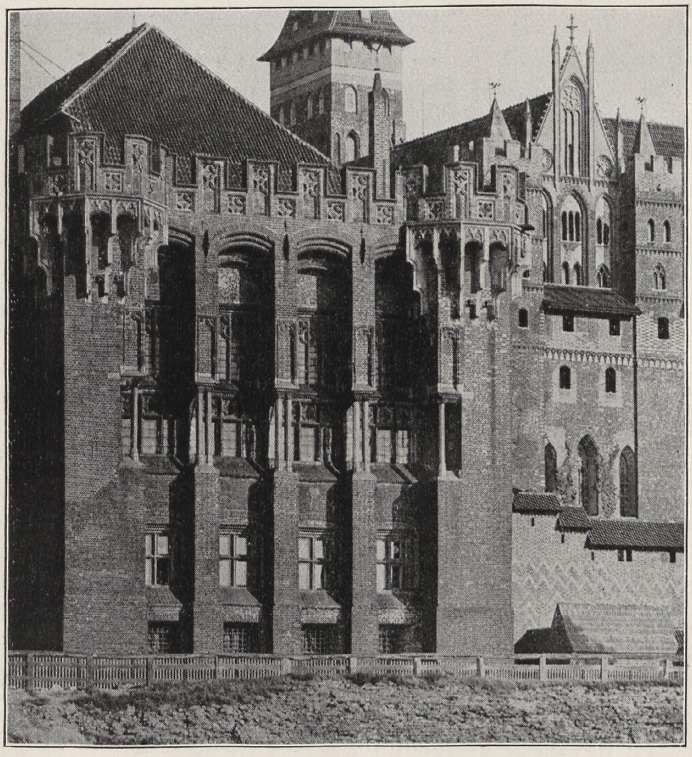


Abb. 69. Hochmeisterpalast der Marienburg, Schauseite.

Der Übergangszeit zur folgenden Stilstufe gehören wohl die Burgen zu Neuenburg und Soldau an. Neuenburg in Pommerellen, das noch 1336 mit Pallisaden befestigt worden war, erhielt 1350 seine Handfeste und wahrscheinlich im Anschluß daran die Stadtmauer und das darin eingebaute Ordenshaus. 1375 schon wird die Mauer genannt. Der Grundriß des Burghauses ist kürzer und breiter als in Lauenburg. Für den Innenraum läßt sich eine Dreiteilung nachweisen. Das Erdgeschoß wird von einer großen Tonne überdeckt. Im übrigen kehrt der in Lauenburg vorhandene und auch beim Konventshaus übliche Aufbau nicht ganz wieder, denn es fehlt der Keller. Das Hauptgeschoß hatte nur Balkendecke. Wie in Lauenburg lagen die Wehrfenster dicht nebeneinander im obersten

Stockwerk. Um 1350 muß der Orden auch die Burg Soldau an der Südgrenze der Landschaft Oberland als Steinbau aufgeführt haben. 1344 erhielt die Stadt ihre Rechte. Seit 1348 sind Pfleger von Soldau bekannt. Die Burg gehört, obwohl immer wieder durch Krieg und Brand arg mitgenommen und trotz ihres ruinenhaften Zustandes, zu den wenigen kleineren Häusern, bei denen sich namhafte Teile der Inneneinrichtung erhalten haben. Auch ihre Gesamtanlage läßt sich dank guter zeichnerischer Überlieferungen fast restlos aufklären. Der Burgberg von geringer Höhe erhebt sich neben der Stadt, von Teich und Niederung umgeben.
Plan 21 Die annähernd quadratische Hauptburg bestand aus dem Hauptflügel und dem ummauerten Schloßhof mit einem zweiten, erst später errichteten, seitlichen Wohnflügel und einem diesem gegenüberliegenden, schmalen und niedrigen Wirtschaftsflügel. An der Eingangsseite, die nur durch Mauer begrenzt wurde, erhob sich neben dem seitlich verschobenen Tor ein mächtiger, quadratischer Eckturm, der anscheinend niemals fertig gebaut wurde. Er bezeichnet den jähen Abbruch der alten Turmtradition. An der anderen Ecke stand, schräg gestellt, ein hoher, im Unterbau quadratischer und im Oberbau polygonaler Turm von bedeutend geringerem Durchmesser. Vor dem Hauptturm und der Seite mit dem Wirtschaftsflügel lagerte sich die fast rechteckige Vorburg. Um die Hauptburg zog sich ein Parcham herum.
Abb. 57 Nur der Hauptflügel gibt heute noch ein Bild von dem baukünstlerischen Wert der Burg. Dieser Flügel mit einer Länge von 46 und einer Breite von zirka 12 Metern wird durch Querwände von den Kellern bis zum Wohngeschoß in die üblich gewordenen drei Raumteile zerlegt. Keller und Erdgeschoß zeigen das gegen Mitte des 14. Jahrhunderts ziemlich allgemein verwandte Kreuzgurtgewölbe auf kurzen Pfeilern, wie es unter dem Hochmeisterremter der Marienburg, in Schwetz, Pr.-Holland und an anderen Stellen noch zu finden ist. Im Hauptstockwerk wurde der nordöstliche Raumteil, der einmal Amts- oder Gebietigergemach enthalten haben mag, gänzlich zerstört. In der Mitte des Hauses lag wahrscheinlich die Kapelle mit schönem sechszackigem, durch Scheitelrippe verbundenen Sterngewölbe, wie es in der Kapelle der Marienburg zum ersten Mal auftritt und dann während der ganzen zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, z. B. in Barten und Neidenburg vorkommt. Der dritte, ein wenig kleinere Raum, wohl der Remter, unterscheidet sich kaum von dem vorhergehenden, weist auch die gleiche Wölbform auf. Über dem Wohngeschoß lag der übliche Speicher mit Wehrluken.

Gleichzeitig mit dem Haupthaus wurden die Hofmauern und die Türme erbaut. Die erst spätere Hinzufügung der Seitenflügel erkennt man daran, daß sie Maueröffnungen des älteren Flügels zusetzen. Steinbrecht führt diese Erweiterung wohl mit Recht auf die Erhebung Soldaus zur Vogtei um 1380 zurück. Der Hauptturm mit seinem geweiteten Innenraum und seinem stärkeren Heraustreten vor die Mauerfronten zeigt breits die neue Auffassung der Turmverteidigung, wie sie schon in Schwetz als fremder Import auftrat und hier vielleicht nachwirkte. In seinem Erdgeschoß befinden sich noch regelrechte Bogenscharten.

Die stilgeschichtliche Stellung der Burg Soldau hat Steinbrecht treffend gekennzeichnet, wenn er auf die stattlich schönen Wölbungen, auf die geschickten Gliederungen der Fenster, Türen und Giebel hinweist und zugleich die geringe Mannigfaltigkeit der Profilsteine anführt. In der Tat liegt ein letzter Hauch von der Größe des reichen Stiles über dem Bau. Wie schlank und elegant sitzen im Vergleich mit späteren Häusern hier noch die Fenster in der Wandfläche. Die

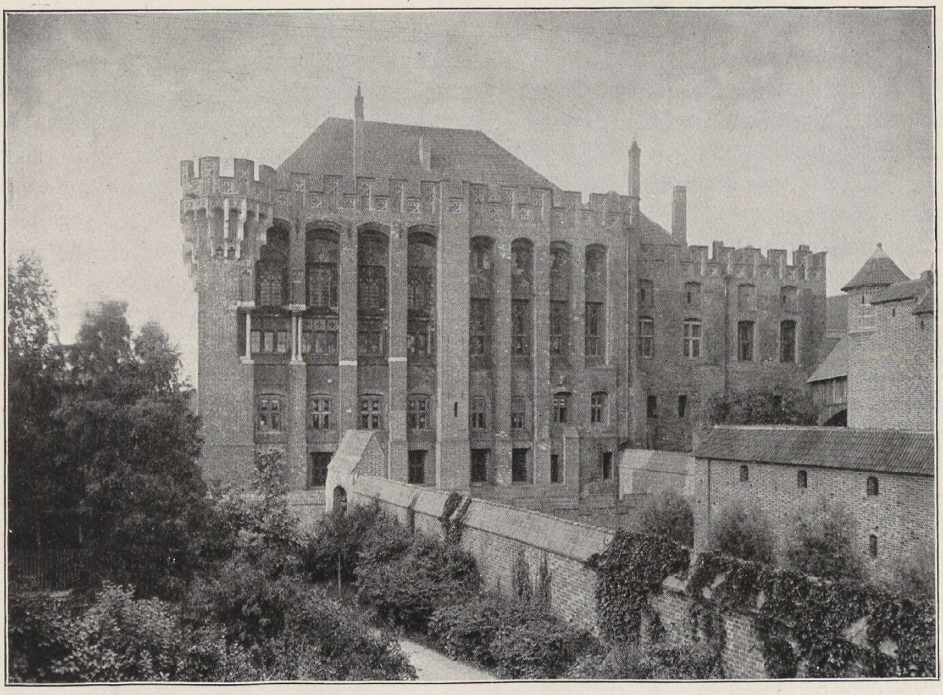


Abb. 70. Hochmeisterpalast der Marienburg, Südseite.

Giebelnischen, die man später gewöhnlich leer läßt, werden durch eingesetzte Spitzbögen belebt. Aber das Moment der Erstarrung offenbart sich ebenso stark: in der trocken und schematisch gewordenen Profilierung der Gewände und der Wölbsteine. Die Datierung des Hauses um 1350 findet somit auch ihre stilistische Begründung.

Das nach urkundlichen Nachrichten etwa um 1350 vom Komtur von Osterode errichtete Haus zu Hohenstein war vom Amelongfluß umgeben und bestand aus einem Haupthaus mit vorgelagertem, anscheinend später einmal erweiterten Hof. Ein ansetzender schmaler, niedriger Flügel könnte Wirtschaftsgebäude oder spätere Zutat sein.

Aus der Zeit von 1350 bis 1380 stammen wohl auch einige kleinere Burgen im Samlande. Eine von ihnen, die zu Germau, blieb mit dem Mauerkörper ihres Burghauses, der als Kirche umgebaut ist, erhalten, während die Hofbefestigung verloren ging. Große Keller sind noch vorhanden, die Wehrfenster deutlich erkennbar. Auch zwei Joch achtzackiger Kreuzgewölbe, jetzt im Chor der Kirche, ließ man von der Inneneinrichtung übrig. Sie beweisen durch ihre Profilierung, daß die Burg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut wurde. Einen altertümlichen Eindruck macht auch die Burg Kaymen in der Gesamtanlage. Auf einer ehemaligen Insel paßt sie sich bei rechteckigem Gesamtgrundriß streckenweise in der Führung der Mauer der Zufälligkeit des Geländes an. In einer Ecke stand eingebaut, ohne jede Flankierungsabsicht ein hoher Turm und neben ihm das Haupthaus. Ein Torturm schützte den Eingang. Andere an die Mauer angelehnte Gebäude, wohl Wirtschaftszwecken dienend, könnten nachträglich ent-

standen sein. Eine gänzliche Ausnahme macht der Grundriß der samländischen Burg Schaaken. Er verlief fast kreisrund mit unregelmäßig angesetztem Innenbau. Ein quadratischer Turm sprang aus der Mauerflucht heraus. Vor dem Tore lag ähnlich wie in Soldau eine Vorburg, die nur etwa ein Drittel der Hauptburg umfaßte.

Schon gegen Ende der Epoche des reduzierten Stils, um 1370 muß der steinerne Ausbau der Rastenburg stattgefunden haben. 1357 wird der Ort zur Stadt erhoben. Zwei Jahre später beginnt man den Bau der Georgskirche, des einen Eckpfeilers der Stadtbefestigung. Der andere, die Burg, wird ebenfalls mit der Stadtmauer in Angriff genommen worden sein. Diese ist 1374 fertig.

Abb. 58 und 59 Plan 22

Die Rastenburg vertritt als Ordensburg ihren eigenen Typus. Nur von geringer Ausdehnung, besteht sie aus einem einheitlichen, geschlossenen Baukörper um einen kleinen Hof herum. Ein breiter Hauptflügel, vollständig im Sinne der Konventshausflügel ausgebaut, ragt über zwei schmale und niedrige Flügel und

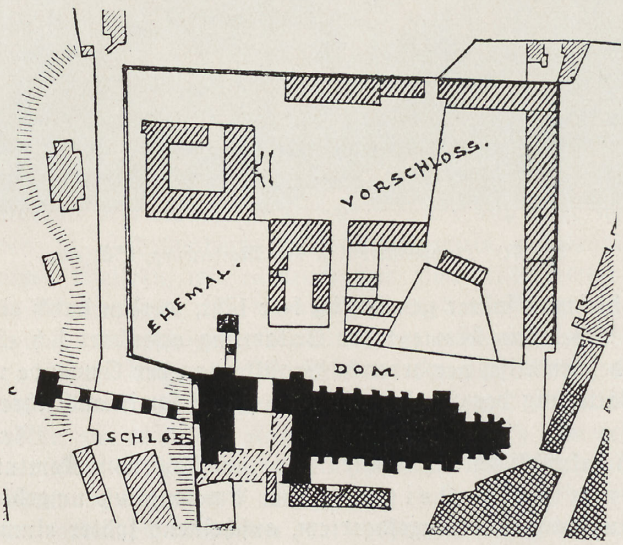


Abb. 71. Marienwerder, Schloß, Dom und Vorburg. Lageplan.

eine kurze Hofmauer an der vierten Seite empor. In dieser Hofmauer sitzt das ein wenig nach außen vorspriegende Torhaus. Von der Inneneinrichtung blieb bis auf ein paar tonnengewölbte Keller nichts übrig. Den Hauptflügel trug man bis zur Höhe der Nebenbauten ab. Im Unterbau der Rastenburg kommt noch reichlich Feldsteinmauerung vor. Interessant ist die Verwendung von Mauerblenden, wie sie in der Spätzeit bei kleineren Burgen, z. B. bei dem zu Rastenburg gehörenden Bäslack auftreten. Sie saßen spitzbogig in den oberen Mauern des Hauptflügels und kehren auch in eigenartiger Weise bei den Nebenhäusern und im unteren Teil des Hauptflügels als schmale Verlängerungen der kleinen, lukenartigen Fenster wieder. Unter den Wehrgängen lief eine flache, schmale Vertiefung als dekorative Betonung hin. Sie sitzt ähnlich auch zu beiden Seiten des Eingangsportales zusammen mit kleinen Kreisnischen. Der Versuch, durch ver-

stärkte Mauergliederung wieder Belebung in den Außenbau zu bringen, bleibt unverkennbar. Aber im Vergleich zu dem früheren Reichtum der Formen wird die nüchterne Aneinanderreihung primitiver Dekorationsmotive deutlich. Ein Parcham mit drei runden Bastionstürmen an den Außenecken, die aus späterer Zeit stammten, umgab das Haus. Die Vorburg, die bei einer älteren Anlage dieser umfangreicheren Art wohl unerläßlich gewesen wäre, fehlt bezeichnenderweise.

Während man bei den frühen Burgen geringeren Umfanges noch keinen Versuch machte, der Eigenart ihrer besonderen Zwecke Rechnung zu tragen, sondern sich mit der Übernahme von Konventshausformen begnügte, tritt in der Rastenburg zum ersten Mal eine Burganlage auf, die sich ohne Rücksicht auf überlieferte Burgformen auf die Gestaltung der ihr wesentlichen Aufgabe konzentriert. Bei den mehrflügligen Burgen wie Liebstadt, Stuhm, hatte man Burgflügel mehr oder weniger aneinandergereiht. Soldau und Stuhm gaben mit dem zeitlichen Nacheinander ihrer Flügel einen Beweis für die unorganische Zusammenfügung solcher Burgen. Die Rastenburg dagegen besteht zeitlich und künstlerisch aus einem Guß. Sie bildet als Baukörper eine eindrucksvolle, nahtlose Masse, aus der sich trotzdem die Funktionen der Einzelteile einer solchen kleinen Verwaltungsburg klar herausheben. Im hochaufragenden Hauptflügel gestaltete sich der feierlich repräsentative Zweck von Kapelle, Verwaltungs- und Wohnräumen. Die fest angegliederten Nebenräume bringen ihre geringere inhaltliche Bedeutung auch baulich zum Ausdruck. Durch das leichte Vorrücken erhält auch

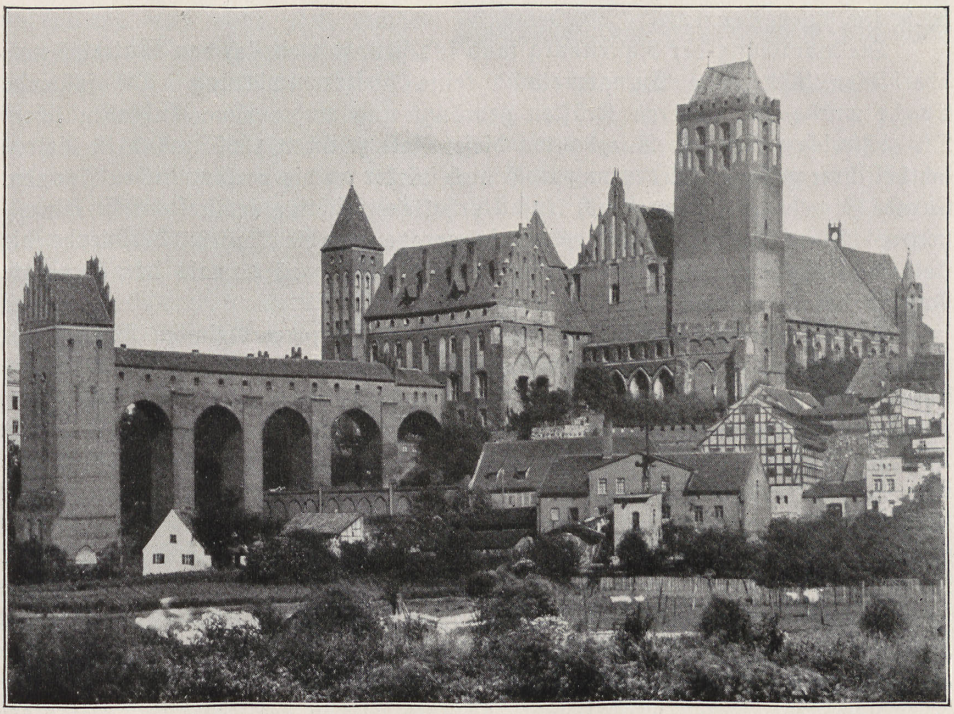


Abb. 72. Dom und Schloß zu Marienwerder.

der Eingang die angemessene Betonung. Der ganze Bau wirkt in seiner Geschlossenheit durchaus wehrhaft streng. Mit dieser konzentrierten Anordnung und der geringen räumlichen Ausdehnung vertritt die Rastenburg dennoch mehr den Typus der Verwaltungsburg als der Kriegsburg und das in einer hochstehenden künstlerischen Durchbildung.

Eine ungewohnte, eigenartige Burgform vertritt auch das Haus Jaschinitz in Pommerellen. 1377 war der Burgbau bereits im Gange, 1392 scheint man Erweiterungsbauten, vielleicht in der Vorburg ausgeführt zu haben. Das Haupthaus, ein einziger breiter und kurzer Flügel, liegt ohne Vorhof, nur vom Parcham umgeben, auf einer Halbinsel des Schloßsees. Eine Vorburg verbindet den Hauptplatz mit dem Lande. Dem Haupthaus fehlen die Keller. Im Erdgeschoß liegen vier Räume, ungewöhnlich in der Anordnung, da zwei die Längsrichtung und zwei die Breitenrichtung einnehmen. Die Längsräume waren mit Tonnen überwölbt. Im eigentlichen Hauskörper befanden sich zwei Wohngeschosse übereinander, das untere enthielt Kapelle und große Stube mit einem Flur dazwischen. Die Kapelle stieg in das obere Geschoß hinauf, in dem anscheinend noch andere Wohnräume lagen. Das übliche Wehrgeschoß krönte das Gebäude. Nach der Vorburg zu stieß ein Torzwinger in Parchambreite, ähnlich wie bei vielen anderen Ordensburgen, aus dem Hauskörper heraus. Die Burg war in der unteren Hälfte aus Feldstein, in der oberen aus Ziegel errichtet. Alle Formen, so weit sie erkennbar sind, blieben ohne jede dekorative Ausstattung. Die bauliche Sonderheit des Hauses Jaschinitz äußert sich in der blockartigen Gedrungenheit der Baumasse. Gerade darin ist eine gewisse Ähnlichkeit mit der Baugesinnung der Rastenburg nicht zu verkennen.

Die Baulösung der Rastenburg fand indessen, so weit sich das Material noch überblicken läßt, keine Aufnahme und keine Weiterentwicklung. Die folgende Epoche wurde von anderen Kräften gedrängt und mußte neue Aufgaben lösen. Die zahlreichen kleinsten Burgbauten dieser Zeit zwischen 1380 und 1410 hielten sich bei ihrer geringen Bedeutung wohl noch stärker an die herkömmlichen Formen. Gerade sie geben mitunter durch Zufall erhaltene wichtige architektonische Einzelheiten. Man scheint ziemlich allgemein gerade um die Jahrhundertwende die kleinen Burgen ausgebaut zu haben, wahrscheinlich weil damals der beendigte Ausbau der Konventshäuser genügend Kräfte freiließ.

Abb. 60 Ein verhältnismäßig klares Bild von der Art jener kleinsten Burgen der Spätzeit, die nur den Zweck von Zwischenwerken und untergeordneten Verwaltungssitzen hatten, gibt das wie Germau zur Kirche umgebaute Bäslack bei Rastenburg. In einem ummauerten Hof von ungefähr rechteckiger Gestalt erhebt sich, an einen Teil der Nordmauer angelehnt, das Burggebäude. Im Innern scheint es wie viele der kleineren Burgen im wesentlichen nur Balkendecken gehabt zu haben. Über dem Hauptgeschoß befand sich nämlich wie in Jaschinitz noch ein zweites Stockwerk, dann erst folgte das Wehrgeschoß mit den in der Spätzeit üblichen kleinen Wehrfenstern. Das Hauptgeschoß öffnete sich in größeren Spitzbogenfenstern, während das Zwischenstockwerk nur von kleinen Luken durchbrochen wurde. Die schon in Rastenburg vorgefundenen großen Spitzbogenblenden im oberen Teile der Außenmauer treten auch in Bäslack auf. Die Giebel, von denen einer noch steht, waren durch schlichte, schlanke Nischen gegliedert und mit viereckigen Fialen verziert. Besonders eigenartig verläuft auch die Hofmauer. An

der Eingangsseite gegenüber dem Haupthause wurde sie von Ecktürmen flankiert, die einen länglichen, rechteckigen Grundriß besaßen und nach dem Hofe zu offen waren. In der Mitte der Langseiten und an den Ecken in Höhe des Hauses buchtete die Mauer rechtwinklig aus, ebenso war der Eingang vorgebaut. Man wird sich über dem Eingangstor einen kleinen Turm und über den Ausbuchtungen der Seitenmitten Bedachungen denken müssen. Diese schon ganz auf Flankierung berechnete und wohl für Hakenbüchsen vorgesehene Maueranordnung deutet unbedingt auf eine späte Entstehungszeit, etwa um 1400 hin. 1402 dürfte die Burg schon aus Stein bestanden haben, denn damals wird der Litauerfürst Swidrigal mit einer Besatzung nach Bäslack gelegt.

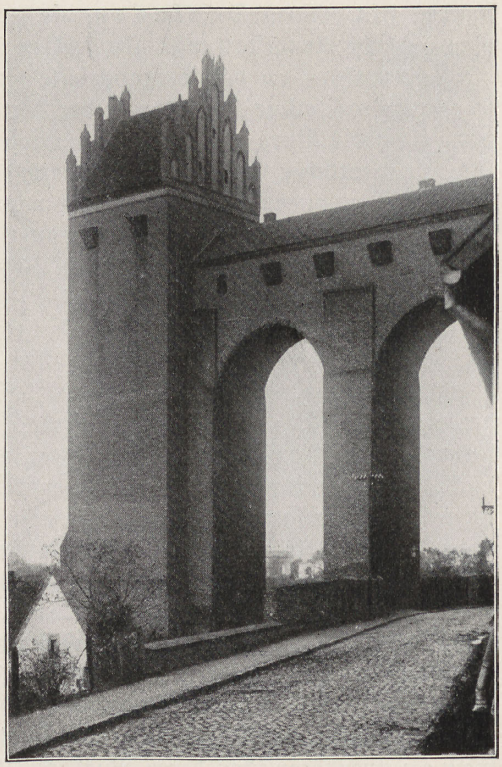


Abb. 73. Marienwerder, Danzkerturm.

Eine ähnliche Befestigung, doch anscheinend noch nicht ganz massiv ausgebaut, stellten Ausgrabungen bei dem Gute Lamgarben, ebenfalls in der Nähe von Rastenburg fest. Man legte unter dem Erdboden ein Mauerviereck aus Feldsteinen frei mit turmartigen Ausbuchtungen an den Ecken, ähnlich denen zu Bäslack. Eine der Längsseiten weist einen Zwischenturm auf, der wohl als Torturm anzusprechen ist. Zahlreiche gotische Dachziegel, Mönche und Nonnen, lagen umher, während Mauerziegel nur ganz spärlich vorkamen. Man hat daraus wohl mit Recht geschlossen, daß die Wände der Mauervierecke über der Erde nur aus Lehmwerk waren und die Ziegel zum Abdecken der Türme und Wehrgänge verwendet wurden. Die Türme waren nach dem Hofe zu offen wie in Bäslack und wie Wichhäuser bei der Stadtbefestigung. Ihr stark flankierendes Vorspringen datiert die Anlage mit Bäslack zusammen in die Zeit um 1400. Im Innern des Vierecks verrieten sich nirgends Mauerspuren. Ein Steinhaus hat demnach wohl kaum bestanden, sondern nur ein Holzbau, wie er ja auch für die Zwecke kleinerer Zwischenbefestigungen vollauf ausreichte.

Im Gebiete der Komturei Königsberg gab es Vorstufen zu dem in Bäslack ausgeprägten Typus. So war der rechteckigen Hofmauer der Burg Waldau an drei Seiten in der Mitte ein Turm vorgebaut, von denen einer den Eingang aufnahm. An der vierten Hofseite erhob sich, ebenfalls nach außen vorgebaut und kürzer als die Mauer, das dreigeteilte Burghaus mit kreuzgewölbten Erdgeschossen. Die übrigen Gebäude, die sich an die Hofmauern anlehnten, dürften vorwiegend Wirtschaftszwecken gedient haben und vielleicht auch erst nachträglich eingefügt

Abb. 61

worden sein. Burg Taplacken, die zum Pflegamt Insterburg gehörte, besaß eine ähnliche Ausgestaltung. Es fehlten ihr jedoch die vorgebauten Türme, nur die beiden Ecken an der Eingangsseite waren bastionartig herausgezogen. Das wiederum dreiteilige Haus lag in der Mitte einer Hofseite und sprang nach außen vor. Auch die Burg Kremitten im Gebiete Königsberg besaß an jeder Ecke ihres quadratischen Grundrisses flankierende Ecktürme. Der Eingang in der Mitte einer Seitenmauer sprang gleichfalls vor. Während bei den vorher genannten Burgen wenigstens die Umfassungsmauern der Burghäuser noch aufrecht stehen, geben in Cremitten nur die niedrigen Reste der Umfassung die Gestalt des Burgplatzes an.

Von den übrigen Verwaltungsburgen des nordöstlichen Preußen haben sich nur spärliche Kenntnisse überliefert. Mit einem einflügligen Burghaus und vorgelagertem quadratischen Hof wie bei den samländischen Pflegämtern war auch die Burg Tilsit an der Memel ausgestattet. Über ihre Erbauung, die im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts erfolgte, unterrichten Urkunden und das Treßlerbuch. Ihre arg verstümmelten Mauern stehen noch jetzt, in eine Fabrik eingebaut, aufrecht. Raumformen lassen sich leider nicht mehr rekonstruieren. Dagegen verraten stilistische Einzelheiten Verwandtschaft mit Burgbauten um 1400 von dem Westbau des Hochmeisterpalastes bis zu Bütow und Herren-Grebin.

Alte Karten geben das Haupthaus der Burg Preußisch-Eylau als vierflüglig an, doch mag diese Vierflügligkeit erst allmählich entstanden sein. Unmittelbar an das Haupthaus stößt ohne Zwischentrennung die ausgeweitete, im allgemeinen aber rechtwinklige Vorburg. Der Fortfall des Quergrabens weist auf die Verschleifungstendenzen der Spätzeit. Ihr muß auch die Burg Gerdauen angehören, von deren Burghaus Keller und Erdgeschoßräume mit späten Formen erhalten blieben. Man scheint die Burg im Zusammenhang mit der Stadtbefestigung von 1406 ausgebaut zu haben.

Die masurischen Ordensburgen fallen als Steinbauten fast alle in die Spätstufe. Erst am Ende des 14. Jahrhunderts wird die Besiedlung und der Ausbau jener Gegenden in größerem Umfange unternommen. Gerade die masurischen Häuser geben uns wohl wichtigen Aufschluß über den Stil um 1400, aber ihr Erhaltungszustand ist so schlecht, daß kaum allgemeine Grundlagen sichtbar bleiben. Vielflüglig war die Angerburg. Drei Burgflügel, davon einer nur von geringer Ausdehnung, umgaben den Platz an drei Seiten, den übrigen Abschluß bildete eine kurvig verlaufende Mauer. Die heute noch in der Gesamterscheinung imposanten, aber arg verstümmelten Gebäude lassen keine Einzelheiten mehr erkennen. Die Unregelmäßigkeit des Grundrisses, an Labiau erinnernd, deutet auf Zeiten des Verfalls. Die Burg wurde 1398 von Königsberg aus erbaut. An der 1390 angelegten Burg zu Lyck, von der jetzt nur die Lage des Hauptflügels feststellbar ist, baute man noch im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts. Haus Lötzen opferte seinen mittelalterlichen Charakter barocken Umbauten, zeigt aber noch einen einflügligen massigen Baukörper. Seesten ging fast gänzlich verloren. Die Johannisburg besaß nach einem Plane des 17. Jahrhunderts Gebäude an mehreren Seiten des langgestreckten, rechteckigen Hofes. Jetzt ist alles so verbaut, daß sich die Anordnung im einzelnen nicht mehr aufklären läßt.

Einen der entwicklungsgeschichtlichen Höhepunkte der kleineren Burgtypen stellt die zum Glück ausgezeichnet erhaltene Neidenburg dar. Ihre Erbauung

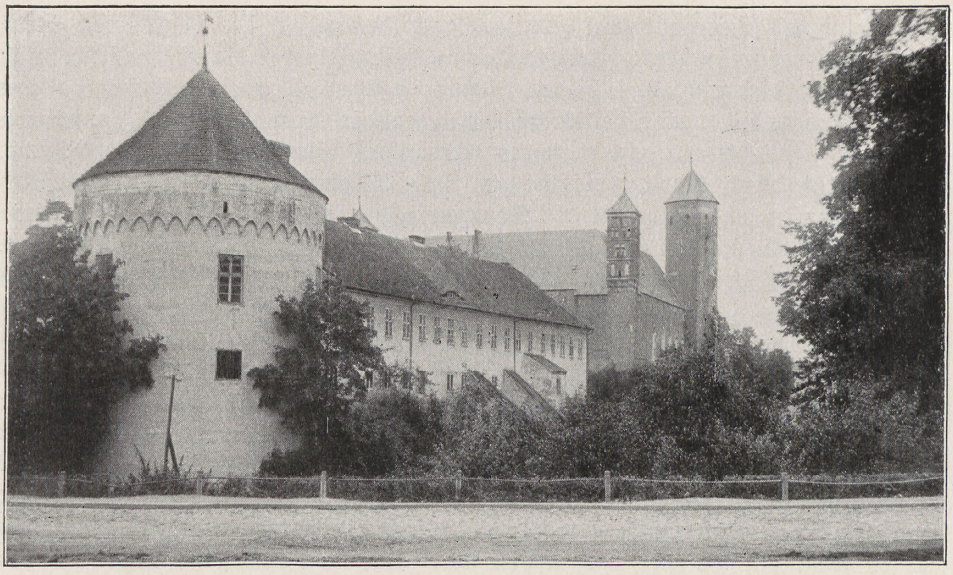


Abb. 74. Heilsberg, Vorburg und Hauptburg des Schlosses.

muß zwischen 1380 und 1400 erfolgt sein. 1381 erhält der Ort seine Stadtrechte und im Anschluß daran die Stadtbefestigung. In Analogie zu ähnlichen Vorgängen darf angenommen werden, daß der Burgausbau in Stein, — eine Holzburg war wohl schon früher vorhanden —, im engsten Zusammenhange mit der Stadtanlage steht. Schon der Gesamtplan deutet darauf hin. Die Burg liegt auf einem Bergrücken nach Osten zu, genau in der Mitte vor einer Längsseite der rechtwinkligen Stadt. Erst 1400 scheint der Ausbau sein Ende erreicht zu haben, denn der für die Kapelle erforderliche Altar wird 1404 vom Hochmeister gestiftet[79]). Noch später, 1409 findet der erste Ordensgebietiger, der Pfleger von Neidenburg, Erwähnung. Nach alledem dürfte sich in dem Jahrzehnt 1390—1400 der wesentliche Bauvorgang vollzogen haben.

Auf dem kurzen Bergrücken erstreckt sich die Burg als langes Rechteck, vom Parcham umgeben. Sie besteht aus dem Burghaus an der Schmalseite nach der Stadt zu, zwei langen, schmalen und niedrigen Seitenflügeln, an hoch aufragende Hofmauern angelehnt, und einem von zwei mächtigen Ecktürmen flankierten Eingangsbau. An der Eingangs- und Angriffsseite, zu der der Bergrücken langsamer aufsteigt, muß ursprünglich ein Quergraben den Burgplatz abgeschnitten haben. Einzelheiten des Tores, die auf eine Zugbrücke hindeuten, beweisen es. Die Vorburg fehlte damals noch. Sie gehört in ihrer jetzigen Gestalt als niedriges Vorwerk mit runden Feuergewehrtürmen bereits dem 16. Jahrhundert an[80]). Plan 25, 26 und Abb. 62, 63

Fast alle Einzelheiten der Anlage und des Baues lassen sich noch deutlich feststellen. Nur das Haupthaus besitzt Keller, von Tonnen überwölbt. Aus seinem kurzen, gedrungenen Grundriß entwickelt sich der herkömmliche Aufbau: Erdgeschoß, Hauptgeschoß, Speicher mit Wehrgängen. Die vertikale Dreiteilung des Innenraumes, die schon häufig bei den kleineren Burgen auftrat, wurde auch bei der Neidenburg angewandt. Im Erdgeschoß kommen allerdings noch zwei weitere Räume hinzu, so daß fünf schmale Raumteile entstehen, von denen vier mit Quer-

tonnen und der fünfte mit zwei Kreuzgurtgewölben gedeckt ist. Im oberen Stockwerk liegen nebeneinander: zwei Remter und ein kleinerer Raum, wahrscheinlich Wohnzwecken dienend. Die beiden Remter besitzen je zwei Joch sechszackigen Sterngewölbes, die durch Scheitelrippen miteinander verbunden sind. Im dritten Raum befindet sich nur ein einfaches vierzackiges Sterngewölbe. Die Räume, augenblicklich durch Einbauten sehr um ihre Wirkung gebracht, leben bereits wieder mehr in jener Klarheit der Raumform, die für die Frühstufe des Kastelltypus so charakteristisch war. Doch spricht bei ihnen das reiche und komplizierte Empfinden der Zwischenepochen, durch die die Entwicklung hindurch mußte, noch in den bewegten Gewölbelinien mit. Sonst aber geben sich die Räume in kubisch einfacher Großartigkeit. Auf jedes Joch kommt ein Fenster. Dekorative Ausschmückungen fehlen fast gänzlich. Ein eigenartiger Erkerausbau des ersten Remters läßt sich nur in Analogie zu westlichen Bauformen deuten. Als Chor kann der mit zwei Kreuzgewölben versehene, dreiseitig geschlossene, kleine Nebenraum nicht gedient haben, da ihn nur eine winzige Türöffnung mit dem Hauptraum, den Steinbrecht als Kapelle anspricht, verbindet. Der Erker ist als Privatkapelle für den Gebietiger zu denken[81]). Aus der einjochigen Stube an der anderen Seite des Hauses kragt ein Danzker nach außen vor. Das läßt auf seine wohnliche Bestimmung, etwa auf das Gemach des Pflegers, schließen. Die Remter werden in erster Linie Verwaltungs- und Repräsentationszwecken gedient haben. Neben dem Dachgeschoß laufen die Wehrgänge in der Mauerdicke der Längswände. An den Schmalseiten öffnen sie sich unmittelbar vom Raume aus.

Während das Haupthaus das übliche Satteldach überdeckt, haben die etwa halb so breiten Seitenflügel nur ein Pultdach, über dem die Wehrfenster des Wehrganges in der Dicke der Hofmauer aufsteigen. Nur die Erdgeschoßräume der Seitenflügel besitzen Wölbungen, und zwar auf der einen Seite Tonnen, auf der anderen Kreuzgurtgewölbe. Querwände trennen fast regelmäßig kleine quadratische Kammern ab. In den Obergeschossen befinden sich ebenfalls nur kleinere Räume.

Der Eingangsbau hält durch die Wucht seiner architektonischen Erscheinung dem Haupthaus das Gleichgewicht. Die mächtigen, viereckigen, vorspringenden Ecktürme rahmen einen Zwischenteil ein, dessen Breite geringer als die des Haupthauses und größer als die der Seitenflügel ist. In der Mitte der Außenfront erhebt sich als tiefer turmartiger Vorbau das eigentliche Torhaus. Durch Torhaus und Turmflügel führt ein Torweg auf den Burghof. Das Erdgeschoß des Turmflügels besteht aus schmalen, tonnengewölbten Räumen, während die der Türme selbst quadratisch und kreuzgewölbt sind. Im Hauptgeschoß stehen die großen Turmgemächer in Verbindung mit dem Mittelteil, der wie ein riesiger Saal wirkt und darin einige Verwandtschaft mit dem Südflügel zu Allenstein zeigt. Turmtreppen beginnen hier in der Mauerdicke und führen zum Speichergeschoß, bei dem die Einheitlichkeit der inneren Anlage noch stärker zum Ausdruck kommt. Im Mittelbau öffnen sich Wehrfenster nach beiden Seiten, in der Außenwand liegen auch Schießscharten. Von den Turmzimmern führen Ausgänge zu den Wehren auf den seitlichen Hofmauern. Die Türme selbst steigen noch um ein weiteres, sehr hohes Geschoß auf. Dann folgt auf jeder Seite das niedrige Wehrgeschoß mit den Wehrfenstern und darüber der Turmhelm. Alle oberen Stockwerke des Ostteiles besitzen nur Balkendecke als Zwischenteilung.

So gibt sich der Bau der Neidenburg als eine fest zusammengefügte Einheit. Für den Unterbau bis zur Höhe der Erdgeschoßfenster wurde Feldstein als Baumaterial verwandt. Dann steigen glatte Backsteinwände hoch mit geringer, aber wirkungsvoller Aufteilung durch Fenster und mit dekorativer Gliederung. Die Stadtseite des Haupthauses belebt fast gleichmäßig der einfache, aber kraftvolle Rhythmus der Fensterreihen, zunächst Erdgeschoßöffnungen, dann gleich große, beherrschende Saalfenster und hoch oben die Wehrgangsluken. Die Zwischenflächen überzieht ein Rautenmuster aus glasierten Ziegeln, das aber nicht ganz zur Durchführung kam und daher unruhig wirkt. Die Längsmauern, von gleicher Höhe wie die des Haupthauses, sind mit den Giebelseiten nahtlos zusammengewachsen. Größere Fenster treten hier wenig in Erscheinung. Die kleineren Öffnungen liegen wiederum ziemlich gleichmäßig verteilt, lösen aber die Mauerhaftigkeit des Gebäudes kaum auf. Die einfach und streng gegliederten Giebel des Haupthauses bilden einen Gegenakzent zu den Türmen mit ihren spitzen Helmen und dekorativ belebten Wänden. Diese Belebung gibt sich an der vielteiligen Eingangsfront besonders wirkungsvoll. Der Rhythmus des Ganzen, der kleine mit einem Giebel geschmückte Torbau mit dem Zwischenbau als Hinter-

Abb. 75. Heilsberg, Haupthaus.

grund, beides übersteigert von den Seitentürmen, übt einen großartigen architektonischen Reiz aus. Bereichert wird er durch Einzelheiten dekorativer Natur, wie z. B. durch die flachen Wandblenden der Türme mit dem Rundbogenfries als oberen Abschluß und einem stärker betonten Fries unter dem Wehrgang. Bei dem einen der Ecktürme wurde zudem noch der Versuch gemacht, durch ein Strombband in der großen Mauerblende horizontale Linien zur Wirkung zu bringen. Im Hofe wird der architektonische Eindruck jetzt in erster Linie durch den nachmittelalterlichen hölzernen Umgang bestimmt. Ein Treppenturm des 16. Jahrhunderts erhebt sich in einer Ecke.

Was bedeutet nun dieses künstlerisch so eigenartige und hervorragende Bauwerk der Neidenburg stilgeschichtlich? Schon bei der Rastenburg und der Burg zu Jaschinitz war eine stärkere Konzentration auf die der kleineren Verwaltungsburg innewohnenden Baubedingungen zur klaren Gestaltung gekommen, was künstlerische Eigenwerte neben dem Konventshaustypus ergab. In der Neidenburg besteht diese Selbständigkeit und Eigenwertigkeit in noch viel höherem Maße. Zugrunde liegt das alte, schon so oft und in lockerer Formung verwandte Schema der kleineren Ordensburg: mit Burghaus, angegliedertem Hof, Torbau und Eckverstärkung. Aber hier wird zum ersten Mal aus den verschiedenen Elementen ein Ganzes von restloser architektonischer Einheit geschaffen. Alles bleibt bei dieser Zusammenfassung einfach, klar in seinen Gedanken und doch von gewaltig geballter Wucht. Die langgestreckte Baumasse mit der Akzentuierung der Eingangsseite, die sich mit ihren starken Türmen dem Angreifer drohend entgegenstellt, aber auch zugleich baukünstlerisch alle Kraft in sich zusammenzieht, findet über die glatten, hohen Hofmauern hinweg ihren zweiten Akzent in der schlichten Masse des Haupthauses. Man kann sich die Organisation der treibenden Energien kaum sachlicher, aber auch kaum prägnanter und gewaltiger vorstellen. Deutlich ist zu spüren, wie die Erschlaffung der vorhergehenden Generation hier überwunden wird und eine neue Stilwelle sich loszulösen beginnt. Vieles wurde anders. Für prunkvolle dekorative Einzelheiten fehlte noch immer Bedürfnis und Verständnis. Die wenigen Zierformen an Gewölben und Türmen bleiben schwer aber kraftvoll wie der ganze Bau. Der künstlerische Ausdruck steht trotzdem auf keiner geringeren Stufe als etwa in der Epoche des reichen Stils. Nur ist es jetzt betonte, tief gefühlte Massenkomposition an Stelle beginnender Auflösungsbestrebungen, was die Neidenburg zu einem wehrarchitektonischen Denkmal ersten Ranges macht.

Von Neidenburg aus wird es erst möglich, die Burg zu Ragnit stilgeschichtlich zu würdigen. Als Konventshaus gestaltete sie nichts Neues, sondern blieb ganz im abgelebten Schematismus, ein Endglied der Entwicklungsreihe. Und doch atmet in der mächtigen Wucht ihrer Baumasse jener neue künstlerische Geist, der sich in der Neidenburg so stark manifestiert. Er macht die Epoche um 1400 zum Anfang einer zweiten Entwicklungskette, von der dann die weiteren Glieder gewaltsam abgerissen wurden.

Neben den rein historischen Momenten, Zuspitzung der kriegerischen Verwicklungen, Ausbreitung der Feuerwaffen, ist auch ein innerer Grund für das künstlerische Hervortreten der kleineren Verwaltungsburg maßgebend. Sie bestand jetzt etwa in der dritten Generation aus Stein, hatte also die Zeit ihrer Blüte erreicht. Alle ihre Notwendigkeiten drängten förmlich nach einer eigenen Gestalt.

Abb. 76. Heilsberg, Burghof.

Dieser Umstand gab ihr die Kraft, die Weiterentwicklung aufzunehmen, indem sie sich gleichzeitig, durch die erwähnten historischen Ereignisse gezwungen, von ihrem vorwiegenden Verwaltungszweck auf die Bestimmung als Kriegsburg umstellte. Abgesehen von dem in der Festigkeit des Zusammenschlusses, der Stärke der Türme und der Höhe der Hofmauern mehr in Erscheinung tretenden Wehrcharakter, verkörpert sie auch in der Raumgestaltung das Wesen einer Burg, die weitgehender als bisher für den Kampf bestimmt ist. Die einfachen, weiten, speicherhaften Räume, namentlich im Eingangsbau der Neidenburg, können hier ebenso wie in der verwandten bischöflichen Burg zu Allenstein nur den Zweck gehabt haben, größere Mengen Kriegsvolk aufzunehmen. Die Umstellung auf

das Söldnertum beginnt sich schon bemerkbar zu machen, die Ordensburg wird allmählich zur Kasernenburg. Bei dem Konventshaus war eine solche Umgestaltung wegen der durch den Konventszweck festgelegten Inneneinrichtung nicht möglich, wenn man nicht wie vielleicht in Tapiau, Ortelsburg, Insterburg und Labiau das alte Schema für den neuen Zweck verwandte. Die äußere Form brauchte dabei kaum gesprengt zu werden.

Die Neidenburg blieb nicht die einzige und auch nicht die endgültige Lösung, die die Zeit für die neuen wehrbaulichen Probleme fand. Zu sehr überstürzten sich die Ereignisse. Das neue Kriegsmittel, die Feuerwaffe, nahm eine ungeahnte Bedeutung an und machte bald die Haus- und Nahverteidigung unwirksam. Auch das Prinzip der Überhöhung wurde durch sie immer mehr aufgehoben; da der Schuß der Feuerwaffe seine stärkste Wirkung horizontal ausübt, erwies sich der niedrige Turm und die niedrige Mauer als zweckmäßiger. Die große Form der Neidenburg, eben erst erfunden, fing bald an ihren eigentlichen Sinn zu verlieren. Aber eine neue Gestaltungskraft war nun einmal wach geworden und wurde vom Orden zu einer ersten gründlichen Auseinandersetzung mit der Feuerwaffe benutzt. Das Ergebnis war die Burg zu Bütow.

Noch während man an der Neidenburg baute, und etwa gleichzeitig mit der Burg Ragnit begann man in B ü t o w, dem Vorort eines unmittelbar unter dem Hochmeister stehenden Gebietes an der Westgrenze Pommerellens, ein festes Haus in Stein auszuführen, das als Sitz der Verwaltung und zum Landesschutz zu dienen hatte. Nach dem Treßlerbuch und Einzelurkunden wurde etwa 1405 an dem Mauerbau gearbeitet. Nach wechselvollen Schicksalen steht das Haus heute noch als Ruine aufrecht und gibt zusammen mit alten Beschreibungen und zeichnerischen Aufnahmen eine Vorstellung von seinem ordenszeitlichen Ansehen.

Abb. 64 Plan 24 Ähnlich der Neidenburg liegt Haus Bütow als langgestrecktes Rechteck auf einer Bodenerhebung vor der annähernd rechtwinkligen Stadtsiedlung, doch mehr zu einer Ecke hin verschoben. Die Anlageform der Burg bleibt recht schlicht und hält sich wiederum an das herkömmliche Schema. Das Burghaus erhebt sich stadtwärts an der Schmalseite eines rechteckig ummauerten Hofes, so daß es die eine Ecke ausfüllt, an der anderen dagegen eine Lücke läßt. An der nach außen liegenden Hausecke sprang ein im 17. Jahrhundert zerstörter viereckiger Turm weit vor. Die drei freien Hofecken wurden durch niedrige, breite Rundtürme, die ebenfalls weit vorsprangen, verstärkt. Auf der verhältnismäßig niedrigen Hofmauer lief der gedeckte Wehrgang, ebenso wie der Turmflügel zu Neidenburg abwechselnd von Wehrfenstern und Schießscharten durchbrochen. Der Eingang lag in der Mitte der nördlichen, vom quadratischen Turm flankierten Langseite und ragte mit einem Ausbau in den ringsum laufenden Parcham vor. Ein Graben umgab den Burgplatz an zwei Seiten, während ihn an den anderen Seiten die natürlichen Abhänge schützten. Später, im 16. Jahrhundert, wurde er über die Grabenseiten hinaus verbreitert und durch flankierende, runde Eckbastionen verstärkt. Um dieselbe Zeit baute man an die Hofmauern innen neue Wohnhäuser an.

Die bauliche Ausgestaltung des Burghauses, das sich in seiner Gesamtform als langgestrecktes Rechteck mit dem üblichen Aufbau aus der Tradition nicht loslöst, ist im einzelnen so ungewöhnlich, daß hierin wiederum die Bedeutung der Epoche als Auftakt zu neuer Stilbildung augenscheinlich wird. Die alte Einteilung in drei oder fünf Haupträume wurde zugunsten einer vielteiligen Glie-

derung aufgegeben. Schon im Erdgeschoß liegt Raum neben Raum. Alle bleiben verhältnismäßig schmal und werden von ganz neuartigen Gewölben, flachen Tonnen und flachen, gratigen Kreuzgewölben auf breiten Quergurten überdeckt. Die Eingänge zu den Räumen sind mehrfach so angelegt, daß sie auf die raumtrennende Wand stoßen und dann rechts und links den Zugang zu beiden Zimmern vermitteln. Nur die eine Hälfte des Hauses war unterkellert und besaß gratige Kreuzgewölbe von der erwähnten eigenartigen flachen Form. Im Hauptgeschoß lagen sechs Gemächer, alle nur von außen zugänglich. Auch ihre Gewölbe waren ungewöhnlich schlicht, wenn auch höher aufsteigend: Tonnen und gratige Kreuzgewölbe. Die Kapelle, baulich durch nichts ausgezeichnet, befand sich als der ein-

Abb. 77. Heilsberg, Unterer Hofumgang.

zige etwas größere Raum in der Mitte des Flügels. Zu den Besonderheiten des Hauses Bütow gehören noch neuartige Anlagen der Danzker, Fenster, Türen und Kamine. An zwei Stellen, und zwar in der freien Hofecke des Hauses und in der freien Außenecke vor dem quadratischen Turm liefen Wendeltreppen vom Hofe aus auf die Wehrgänge. Außerdem war der Hoffront die übliche Vorlaube aus Holz vorgelegt.

Was außerdem Haus Bütow entwicklungsgeschichtlich so wichtig und ungewöhnlich macht, sind die völlig anders gearteten Einzelformen. Wie muß es überraschen, wenn hier auf einmal die aus der Ordensarchitektur der späteren Zeit kaum wegzudenkenden Sterngewölbe gänzlich fehlen. Aber auch auf spitzbogigen Abschluß der Fenster und Türen, auf Profilsteine nach Backsteinart hat man verzichtet. Bütow atmet einen durchaus fremden baukünstlerischen Geist,

den des Hochmeisterpalastes in Marienburg. Mit diesem zusammen werden die Rätsel der Burg Bütow zu lösen sein.

Abb. 65 Nicht weniger neu und eigenartig sind die Mauern und Türme der Burg. Während das Haus durchweg aus Ziegeln bestand, wurde hier reichlich Feldstein zum Bau benutzt. Auf der dicken Feldsteinmauer, die den Hof umgibt, ist, durch ein Stromband abgetrennt, der Wehrgang aus Ziegeln aufgemauert. Die langen Mauern mit dem steten Wechsel von Fenster und Scharte, niedriger als das Haus, bieten ein ungewohntes Bild. Von dem viereckigen Turm blieb nichts übrig. Die Rundtürme zeigen schon vollständige Einrichtung auf Feuergeschütz. Ihr Unterbau hat dicke Mauern und noch verhältnismäßig kleine Kammern. In den mittleren Stockwerken bleiben sie nach dem Hofe zu offen, um den Pulverdämpfen schnellen Abzug zu ermöglichen. In der Wanddicke sitzen besondere Schießkammern, eckig ausbiegend mit kleinen Schießschlitzen. Sie sind für die Handhabung der langschäftigen Hakenbüchsen, mit denen man, um ein weites Schußfeld zu haben, ausbiegen mußte, so eigenartig angelegt. Nach oben zu weiten sich die Stockwerke schnell aus, so daß im Obergeschoß nur eine dünne, mit zahlreichen schmalen Wehrfenstern versehene Außenmauer übrig bleibt. Die Höhe der Türme übersteigt nicht die des Hauses. Die vorgebaute Stellung gibt ihnen gute Flankierungsmöglichkeit. Da die Wehrgänge der Mauern durch Türme und Haus weiterliefen, war das Verteidigungssystem einheitlich geschlossen.

Wenn Haus Bütow im Hinblick auf die fast knappe, ideale Baulösung der Neidenburg zunächst wie ein Zurückgreifen auf die primitive Form der kleineren Verwaltungsburg, etwa in der Art samländischer Burgen erscheint, so stellt sich bei näherer Betrachtung doch heraus, daß die Übereinstimmungen mehr äußerlicher Natur sind. Wenn auch die ältere Burganlage als Vorbild diente, so hat sich doch der innere Sinn der Burg gänzlich geändert. Die Hofbefestigung, im Gegensatz zu der eben erst bei der Neidenburg zur letzten Ausbildung gelangten Hausburg, war jetzt eine Forderung der Feuerwaffen, die zur Verteidigung niedrige Aufstellung und ein Weghalten der mit stärkerer Durchschlagskraft schießenden Belagerungsgeschütze von dem Kern des Wehrbezirkes, dem Hause, verlangten. Zudem macht sich in Bütow eine ganz andere künstlerische Konzentration bemerkbar. Wie großzügig, wenn auch einfach wirken die Einzelheiten zu einem militärisch verbundenen Ganzen zusammen. Wie straff organisiert sich gleichzeitig die Burg zu einer geklärten, baukünstlerischen Einheit. Daneben erscheinen ältere Lösungen des Typus mehr durch den Zufall bestimmt. Mauerrechteck mit Türmen und Haus verraten in ihrer klaren Planung und sachlichen Korrektheit die gleiche Kraft des Empfindens, dem auch die Neidenburg ihre Gestaltung verdankte.

Auf Grund stilistischer Übereinstimmung von Einzelformen der Burg Herren-Grebin in der Nähe von Danzig läßt sich feststellen, daß dieses Haus wenigstens in einzelnen Teilen gleichzeitig mit Bütow und in demselben Geiste errichtet wurde. Der Burgplatz, von Wassergräben umgeben, war fast quadratisch. Spätere Umbauten haben von dem ursprünglichen Zustande nicht mehr viel übrig gelassen. Ein quadratischer Raum mit Mittelstütze zeigt ein den Remtern im Westbau des Hochmeisterpalastes in der Idee verwandtes gratiges Gewölbe. Ein Burgflügel hat einfache tonnengewölbte Keller, wie im Hause Bütow. Hier darf wohl das ordenszeitliche Burghaus vermutet werden. An zwei Ecken des Burghofes scheinen Rundtürme gestanden zu haben.

Zwei Faktoren kennzeichnen nach alledem die entwicklungsgeschichtliche Stellung des Hauses Bütow und wohl auch die des ihm verwandten Herren-Grebin. Ein der Zeit innewohnendes neues Gefühl künstlerischer Kraft gibt sich kund, und zugleich kommt eine ganz andere Bauweise zur Anwendung, die der heimischen Tradition fremd ist und zweifellos von außen übertragen wurde. In diesen Erscheinungen äußert sich auch das Wesen der ganzen Epoche. Starkes künstlerisches Leben beginnt mit Macht wieder aufzublühen. Zunächst bleibt es im Rahmen der

Abb. 78. Heilsberg, Oberer Hofumgang.

traditionellen Ordensarchitektur, noch nicht vollendete Entwicklungen werden zum Abschluß gebracht. Dabei arbeitet man einstweilen mit dem gewohnten Formenmaterial. Da man aber bald fühlt, daß es für die anders gearteten Aufgaben nicht mehr voll ausreicht, gibt man sich fremden Einflüssen bereitwilliger hin als zuvor. Überliefertes und Neuartiges verschmelzen miteinander zu einer Einheit durch die schöpferische Kraft, die im Ritterorden wieder aufgelebt war. Diese späte Blüte der Ordenskunst verkörpert mit allen Eigenheiten am großartigsten das bedeutendste Werk der Epoche, der Erweiterungsbau des Hochmeisterpalastes.

Der Westbau des Hochmeisterpalastes der Marienburg.

Will man versuchen, das baukünstlerische Phänomen, das sich im sogenannten Hochmeisterpalast der Marienburg der Kunstwissenschaft entgegenstellt, in seiner Totalität zu begreifen, so genügt es nicht mehr, wie es bisher im Verlaufe dieser Untersuchungen geschah, die Wehrarchitektur des Deutschen Ordens als eine in sich geschlossene Entwicklungsreihe anzusehen, die jedes ihrer Glieder im wesentlichen aus sich heraus zu erklären vermag und nur als Ganzes eine Einstellung in den allgemeinen Ablauf der Kunstgeschichte verlangt. Der Bau, den sich der Hochmeister im Mittelschlosse der Marienburg für seine Verwaltungs- und Repräsentationszwecke errichtete, gehört als Kunstwerk ebenso außerpreußischen Entwicklungsketten wie der Architektur des Ordensstaates selbst an. Er ist im höchsten Sinne ein Denkmal der gesamten europäischen Kunst seiner Zeit, das über Landschaftliches hinauswächst zu einer Verkörperung architektonischer Ideen, die jahrhundertelang führende Gebiete des Abendlandes beschäftigt haben[82]).

Plan 12 Doch zunächst der Bau selbst. Nur von dem Westbau des Gesamtkomplexes, der häufig für sich allein als Hochmeisterpalast bezeichnet wird, kann hier die Rede sein. Als massiger Block über kurzem, rechteckigem Grundriß ungefähr nach dem Verhältnis 1 : 2 proportioniert, setzt er mit seinem Oberbau auf der Westwand des älteren Kapellenteiles auf, während sein Unterbau wegen der Stärke dieser Wand etwas zurücktritt und nicht zur vollen Raumentwicklung gelangt. Außerordentlich einfach und doch auch wiederum reich, großzügig und kraftvoll wurden Einteilung und Aufbau des Gebäudes durchgeführt. Eine starke Quermauer von Norden nach Süden, aus der Mittellinie etwas nach Osten verschoben, steigt vom Keller bis zum Dachgeschoß auf und gibt damit eine vertikale Teilung in westliche und östliche Raumgruppen. Vier Stockwerke lagern sich übereinander, dazu kommt noch das Dachgeschoß. Etwa bis zur Mitte der Nordfront ist vom Kapellenteil aus ein Flurbau vorgesetzt. Man muß sich dieses im Grunde so schlichte Gerüst des Palastes einmal klar vor Augen führen, um bei der Fülle der Einzelräume und Einzelformen durchzufühlen, wie geistreich das Ganze komponiert wurde.

Ein Blick in das Kellergeschoß. Nur nach dem Schloßhofe zu tritt es als solches in Erscheinung, weil dieser und der ihn begrenzende Burgflügel höher liegen als der Westbau. Die Fenster dieses untersten Stockwerkes konnten daher an den drei freien Seiten wagerecht, ohne Lichtschacht angebracht werden. Sie sind quadratisch und im Verhältnis zu den übrigen Fenstern des Gebäudes klein, aber keineswegs nach Art von Kellerfenstern. Der von der dicken Querwand abgetrennte westliche Raumteil wird durch zwei gekreuzte Wände in vier quadratische Zimmer untergeteilt, von denen das erste vom Flur aus zugänglich ist, die anderen dagegen mit dem ersten in Verbindung stehen, und zwar durch ähnliche Anordnung der Eingänge, wie sie bereits in Bütow auffiel. Außerordentlich eigenartig und charakteristisch ist die Raumform dieser Gemächer. Ein viereckiger

Pfeiler erhebt sich in der Mitte, mit einfacher, massiger Basis und ebensolchem zweimal abgestuften Kapitell. Von ihm aus gehen zu den Wänden ganz flache, fast wagerechte, dicke Gurte, die mit den Wänden zusammen die vier nur wenig gewölbten, gratig gekreuzten Decken tragen. Im Ostteil liegt ein einziger schmaler Raum auf drei Pfeilern ebenso gewölbt. Die Art der Wölbung ist der von Haus Bütow verwandt.

Das folgende Geschoß besitzt die gleiche Einteilung wie das vorhergehende Abb. 66
und auch die gleiche Wölbung. Vom Schloßhofe her betrachtet, liegt es ebenfalls noch unter dem Erdniveau. In ihm ist schon alles freier und sorgfältiger durchgebildet. Der Raum steigt höher an und hat größere Fenster von rechteckiger Gestalt. Die Pfeiler und ihre Basen gewinnen durch Abkantung der Ecken an Reiz. Die Kapitelle breiten sich mit feiner Biegung aus den Pfeilern heraus.

Beim nächsten Stockwerk, das bereits auf Hofniveau liegt, steigert sich die Sorgfalt der Durchbildung noch mehr. Die Gewölbe, obwohl auf die gleiche Art gebildet, werden spitzbogig, die Fenster öffnen sich breit. Nach Osten kommen zu dem Dreipfeilersaal tonnengewölbte Räume, wie sie von Bütow her bekannt sind, hinzu. In den vorgelagerten Fluren entsprechen die Formen in den einzelnen Stockwerken ganz denen der Gemächer.

Über diesen drei Untergeschossen steigt, fast ebenso hoch wie sie zusammen, das Prachtgeschoß auf. Es enthält, da die kleineren Zwischenteilungen fehlen, nur zwei Räume, den Sommer- und den Winterremter. Ihr quadratischer Grundriß und ihre in der Gesamtform glatten Wände verleihen ihnen eine Geschlossenheit, die dann an der Decke durch ein bewegtes Gewölbespiel aufgelöst wird. Mit einer Säule in der Mitte des Raumes beginnt es. Sie erhebt sich im Sommer- Abb. 67
remter polygonal, schlank und hoch von doppeltem Sockel und verbreitert sich kapitellartig nur wenig zum Auflager für das Rippenbündel, das erst steil in die

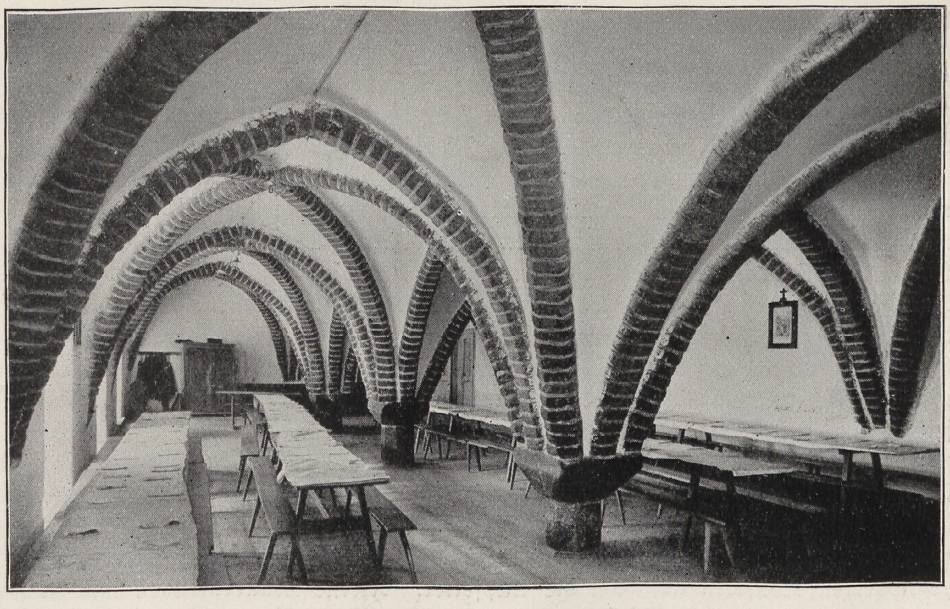


Abb. 79. Heilsberg, Raum des Erdgeschosses.

Höhe geht, um sich dann schnell und verhältnismäßig flach auseinanderzuziehen. Die Gegenbewegung setzt rings an den Wänden auf schweren, einfach profilierten Konsolen ein. Das Rippennetz an der Decke zeigt nicht mehr die gewohnten Sternformen, sondern gestaltet sich nach neuen Prinzipien. Kappenteilungen durch den Dreistrahl kommen konstruktiv nicht mehr vor. Diagonalrippen, vom Pfeiler ausgehend, und parallel zu den Wänden hinziehende Nebenrippen bestimmen das Gewölbebild. Eine Art Stern mit vier Zacken oder besser noch ein Kreuz mit spitz ausgehenden Armen wird dadurch gebildet, mehr schematisch, wie auf dem Reißbrett ausgedacht, und nicht rein praktisch erfunden[83]). Was dem Raum erst seine volle Prachtfülle gibt, ist die weitgehende Durchfensterung dreier Wände. In den großen rechteckigen Öffnungen, zweireihig übereinander, sitzt reiches Maßwerk und erzeugt ein zauberhaftes Lichterspiel, das zusammen mit dem Reiz der Deckenbewegung die einfache und doch großartige Raumform, leicht faßbar in ihrer Grundgestalt, zum Vibrieren bringt. Dieses Gegensätzliche gehört zum Charakter des Stiles, in dem der ganze Westbau aufgeführt wurde. Gerade im Vergleich mit Räumen des reichen Stiles wird die kubische Beruhigung der gesamten Raumform deutlich. Die Bewegung ist wieder stärker auf die Begrenzungen zurück-
Abb. 68 gedrängt. Im Winterremter wird das räumlich Feste noch mehr betont. Er ist kleiner und niedriger, nur in einer Wand öffnen sich Fenster, bescheidener als die des Sommerremters. Einfacher schon steigt der Pfeiler auf, mit weniger durchgebildeter Basis, ohne jede kapitellartige Erweiterung. Es ist sehr bezeichnend für den Stil des Westbaues, daß die Konsolen an den Wänden fehlen und die Rippenbündel sich flach an die Wand drücken, um die glatte, kubische Raumwirkung so weit wie irgend möglich zu bewahren. Doch hat auch hier alles starke und groß gesehene architektonische Gestaltung. Das kraftvoll Neue der Generation, die Neidenburg und Bütow baute, gibt sich in der Raumformung besonders klar.

Über den Prachtsälen liegt das Wehrgeschoß mit Wehrfenstern in der herkömmlichen Art, die nach außen jedoch nur am Flurbau in Erscheinung treten. Eine neuere Wiederherstellung hat das Wehrgeschoß erhöht, so daß die Fenster jetzt unmittelbar hinter den Zinnen liegen, während sie vorher gegen die darunter liegende Wehrgangmauer stießen. Von dem Umbau des Kapellenteiles, der im Anschluß an den Westbau erfolgte, haben sich keine ursprünglichen Räume erhalten.

Abb. 69 Im Außenbau kommt das gleiche Prinzip zum Ausdruck, das für die Innenräume, besonders für den Sommerremter so bezeichnend war. Einfachste, monumentale Grundformen bestimmen den Baukörper. Aber ihre Auflösung durch konstruktive und dekorative Zusätze macht aus ihm ein reich bewegtes Gebilde. Das Haus ist in einen kubisch klar umgrenzten Block eingeschlossen, aus dem nur an den Außenecken kräftige Mauerpfeiler vorspringen. Aller Nachdruck festlicher Gestaltung wurde auf die Schauseite an der Nogat gelegt. Die erwähnten Eckpfeiler, eindrucksvolle Mauermassen, rahmen die etwas zurückliegende Fassade seitlich ein. Durch drei Zwischenpfeiler wird diese weiter eingeteilt. Die Zwischenpfeiler und die Ecken der Außenpfeiler unterbrechen zwischengeschobene zierliche Säulchen aus dunklem Granit. Die gesamte Front stuft sich in ihrem unteren Teil mehrmals leicht ab. Über die Innenpfeiler spannen sich Bögen, auf denen der zinnengekrönte Wehrgang liegt. Er zieht sich auf schlanken, fein und reich gegliederten Konsolen auch um die Eckpfeiler. Kleine Mauerblenden mit Maßwerkverzierung schmücken Wehrgang und Pfeiler. In dieses aufgewühlte Mauer-

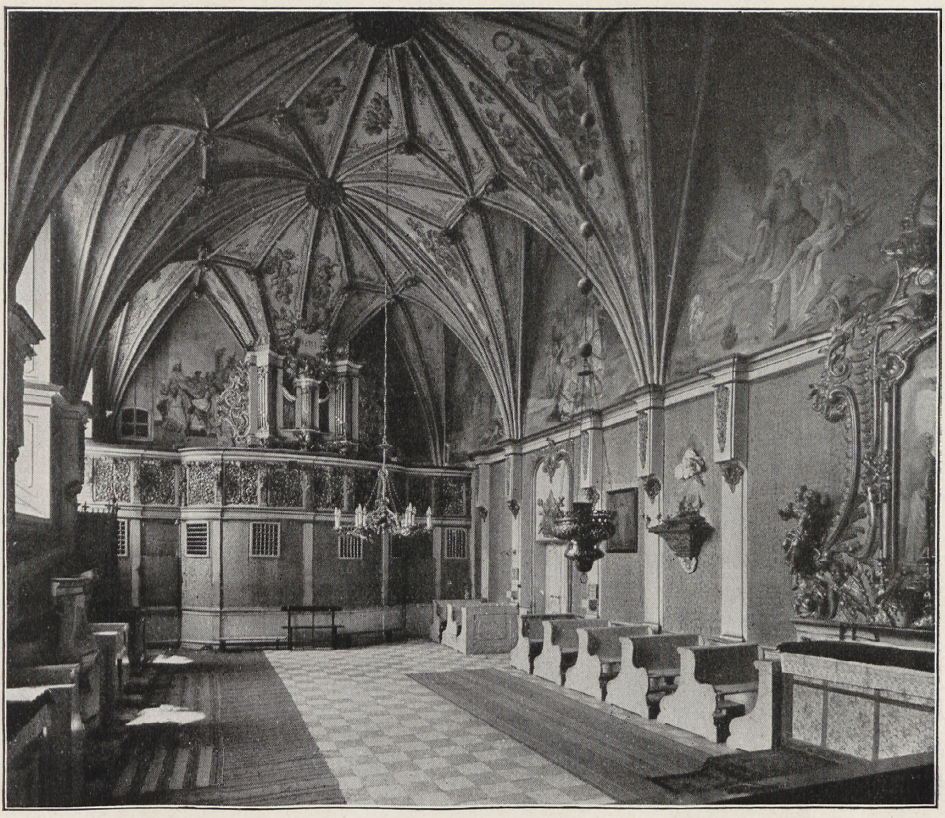


Abb. 80. Heilsberg, Kapelle.

gerüst der Fassade sind die großen Fenster des Prachtgeschosses mit ihrem reichen Steinwerk eingesponnen. Von dem roten Ziegelwerk des Mauerkörpers heben sich die dunklen Granitsäulchen und die grauen Sandsteinverzierungen in reizvoller Farbigkeit ab. So ordnet sich alles zu einem Prunkstück architektonischen Formenreichtums, ohne daß dabei die feste Grundsubstanz ihrer Wirkung enthoben würde. An den Längsseiten herrscht das gleiche Aufteilungsprinzip vor, doch verläuft es einfacher. Hier spricht die reiche Pfeiler- und Nischengliederung, bekrönt von dem geschmückten Wehrgang, ihre große Sprache besonders kernig und kraftvoll. Abb. 70

Eine ungewohnte und großartige Durchbildung hat auch das Wehrsystem des Westhaus erfahren. Vom Wehrgange mit seinen Zinnen aus öffnen sich in den Bögen der Mauernischen, die die Außenwände aufteilen, Werfscharten, wie sie schon einmal bei den Burgtürmen von Schwetz vorkamen. Vom Wehrgang durch die Werfscharten hinuntergeschleuderte Wurfgeschosse, z. B. Steine, trafen nacheinander auf zwei abgeschrägte Mauervorsprünge der Fassade und erhielten so den nötigen Abprall vom Fuße des Gebäudes. Die Wehrfenster des Wehrgeschosses über den Remtern waren so angelegt, daß von ihnen aus durch die Werfscharten nach unten geschossen werden konnte. Das Dach trat ursprünglich zurück und ließ den Wehrgang offen. Erst vor einigen Jahren wurde es bei der Wiederherstellung über die Zinnen vorgezogen. Alles was die Zeit an

Verteidigungseinrichtungen auf der Mauerhöhe besaß, wurde also hier in genialer Zusammenfassung zur Anwendung gebracht.

Die Erbauungszeit dieses westlichen Hochmeisterpalastes, über die man lange im unklaren war, dürfte jetzt feststehen. Stilistische Verwandtschaft bringt ihn zusammen mit Bütow und Herren-Grebin, weist ihn also in die Zeit um 1400. Da sich im Treßlerbuch, das 1399 beginnt, Verrechnungen eigentlicher Bauarbeiten nicht mehr vorfinden, muß er kurz vorher fertig geworden sein. In der Tat deuten rechnerische Angaben im Treßlerbuch über Schuttabfahren auf die erfolgte Vollendung hin. Auch dürfte sich die Nachricht des Chronisten Johann von Posilge, daß 1398 des Treßlers Gemach gebaut wurde, auf den Westbau beziehen. Daß dieser in seinem unteren Teile mit für Verwaltungszwecke bestimmt war, kann schon in Analogie zu ähnlichen Saalbauten als feststehend gelten. Dann aber hat wohl der wichtigste Verwaltungsbeamte des Hochmeisters, der Treßler, dort seinen Amtssitz gehabt. Da für die Repräsentation des Hochmeisters der große Remter bestimmt war, dürften Sommer- und Winterremter in erster Linie dem privaten Leben des höchsten Ordensgebietigers gedient haben. Sie waren also Gebietigergemächer, wie die zu Tapiau und Lochstedt, nur entsprechend der höheren Würde ihres Bewohners weit großartiger ausgestaltet. Vermutlich hat der in der Zeit um 1400 viel genannte Maurer Niclaus Fellenstein aus Koblenz entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Westbaues gehabt. Bei dem Ausbau der Burgen Bütow und Herren-Grebin spielt er ebenfalls eine wichtige Rolle. Es handelt sich demnach um eine ganze Bautenfamilie, die einem einheitlichen Einfluß unterstehen und nicht nur preußische, sondern auch fremde Tradition zum Ausdruck bringen. Ob Fellenstein der einzige Baumeister war oder sich bereits eine Schule gebildet hatte, konnte bisher noch nicht geklärt werden.

All diese Fragen treten jedoch zurück hinter der einen großen Erkenntnis, die vom ersten flüchtigen Eindruck an bis zur genaueren Analyse auch der nebensächlichsten Einzelheit immer deutlicher und überwältigender wird, daß es sich nämlich beim Westbau des Hochmeisterpalastes, unabhängig von allen geschichtlichen und kulturellen Beziehungen, um ein für sich sprechendes, einzigartiges Kunstwerk höchster Vollendung handelt. Seine Großartigkeit verdankt es nicht allein sich selbst, nicht nur dem genialen Architekten, der es geschaffen hat, sondern es ist wie jedes Kunstwerk ein Resultat von Zeitgunst, Entwicklung und persönlicher Schöpferkraft. Ein Aufsuchen dieser mitgestaltenden Faktoren unterstreicht die künstlerische Größe, die man jedoch auch unabhängig von ihnen zu erleben vermag. Es kann sich hier zunächst nur darum handeln, die Stellung des Westbaues innerhalb der ordensarchitektonischen Entwicklung begreiflich zu machen. In solch eigenartiger Gestalt konnte er nur zu einer Zeit entstehen, in der die Ordensbaukunst ihre erste Entwicklungsbahn bereits durchlaufen hatte. Diese Bahn, die einen Zeitraum von hundertundfünfzig Jahren umfaßte, charakterisiert sich durch ihre Abgeschlossenheit von wesensfremden Einflüssen. In der Hauptsache kommt nur, was dem immanenten Zweck, den besonderen Verhältnissen des isolierten ordensritterlichen Kolonialstaates dient, zur Gestaltung. Dadurch entstehen jene starken, ganz auf sich selbst gestellten Formen, die in ihrer Gesamtheit keine Vorbilder, nicht einmal eigentliche Parallelen außerhalb Preußens besitzen. Erst nachdem sich durch diese Arbeit von Generationen reiche künstlerische Kultur einen vollwertigen Platz im europäischen Gesamtschaffen gesichert hatte, konnte man sich,

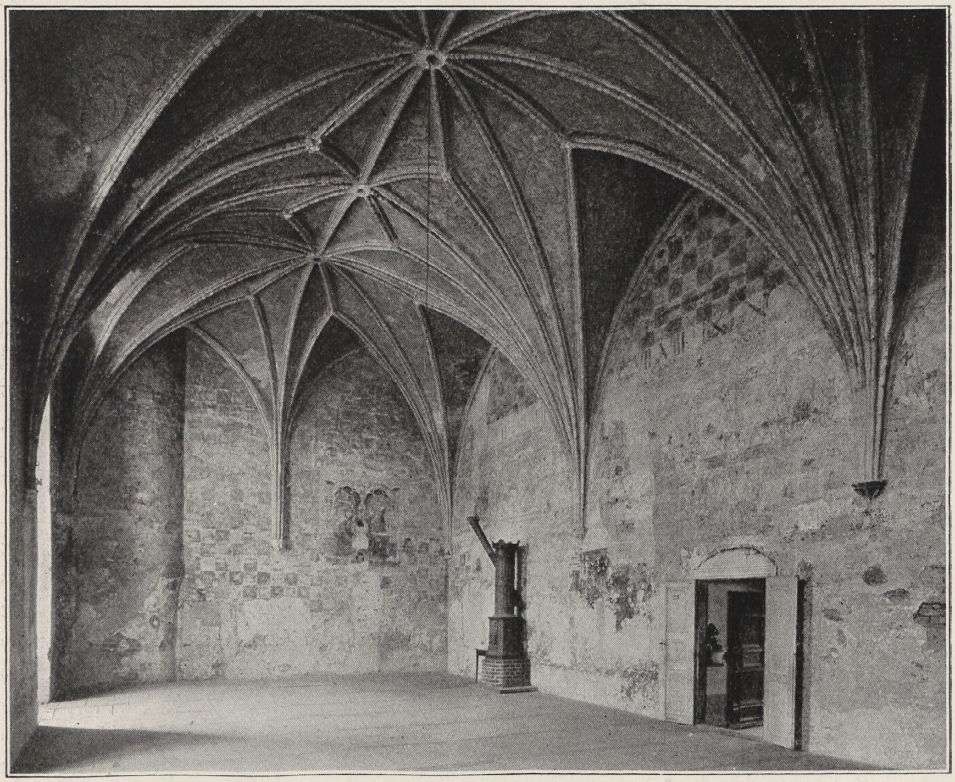


Abb. 81. Heilsberg, Großer Remter.

zumal die alten Entwicklungsgrundlagen zu schwinden begannen, bereitwilliger Einflüssen von außen öffnen. Doch war bei der starken künstlerischen Sicherheit, die der Ordensstaat gewonnen hatte, eine glatte Übernahme von Bauformen so gut wie ausgeschlossen. Nur eine Verarbeitung fremder künstlerischer Ideen kam in Frage. In der gärenden und nach Neuem suchenden Anfangsstufe der zweiten Entwicklungsbahn war daher ein entwicklungsgeschichtlich so kompliziertes Werk wie der westliche Teil des Hochmeisterpalastes überhaupt nur möglich. Er steht in der Ordensarchitektur als vieldeutiges Denkmal an einem charakteristischen Wendepunkt. Welche Stellung er in der allgemeinen Kunstgeschichte einnimmt, davon wird noch später zu reden sein.

Die Bischofsburgen.

Der Konventshaustypus.

Neben der Wehrarchitektur, deren Werden unmittelbar vom Deutschen Orden abhing, hat es in Preußen eine Gruppe von Burgbauten gegeben, die nicht seiner Bautätigkeit entstammten. In den Gebietsteilen, die nach Eroberung des Landes der Kirche zufielen und der Herrschaft von Bischöfen unterstellt wurden, machten die annähernd gleichen Verhältnisse wie im Ordensstaate selbst die Errichtung befestigter Häuser als militärische Stützpunkte notwendig. Der Bischof und sein Domkapitel brauchten eine geschützte Residenz, und auch die verschiedenen Verwaltungssitze der Bistümer mußten sich gegen den stets drohenden Einfall der Nachbarvölker sichern. Der bischöfliche Besitz durfte schon im Interesse des Ordens keine Lücke in der allgemeinen Landesverteidigung lassen. Aber kein äußerer Zwang, noch viel weniger eine innere Notwendigkeit war für die Bischöfe vorhanden, sich in ihrem Burgenbau der Auffassung und der Formensprache des Ritterordens anzupassen. Sie besaßen ihre eigene Verbindung mit dem Mutterlande und konnten selbständig aus dem großen Vorratsschatz der westlichen Entwicklung schöpfen, was sie auch im einzelnen gelegentlich getan haben. Zudem hätten die ganz anderen Wohnbestimmungen der Bischofs- und der Domkapitelburgen zu einer eigenen, auf sie zugeschnittenen Gestaltung führen müssen. Wenn dennoch der bischöfliche Wehrbau sich dem des Ordens anglich, so kann das nur in der zwingenden künstlerischen Größe und Zweckmäßigkeit des letzteren seinen Grund haben. Ebenso wie in ihrem politischen Dasein, waren die Bistümer auch in ihrer geistigen Entwicklung vom preußischen Gesamtstaate abhängig. Es ist also durchaus erklärlich, daß sie die Burgen der Ordensritter als fertige Formen übernahmen und nur versuchten, sie in der Inneneinrichtung, soweit es angängig war, auf eigene Bedürfnisse umzustellen. In der Tatsache der Übernahme vorgebildeter Formen liegt bereits die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung der Bischofsburgen begründet. Sie sind, um das vorwegzunehmen, in der Konzeption Kunstwerke zweiten Ranges, weil ihnen das Selbstgewachsene, das Errungene, die mit der Form zugleich fühlbare geistige Notwendigkeit fehlt. Eine Leichtigkeit der Formbildung, die entsteht, wenn ein Bauwerk nur abgesehen, nicht von innen heraus geschaffen wurde, stellt sich dafür ein. Die individuelle Färbung der übernommenen Anordnung und Formensprache verleiht der bischöflichen Architektur etwas ungewohnt Reizvolles. Darüber hinaus fand sie zu einer Zeit, als durch äußere Umstände die eigentliche Ordenskunst bereits erloschen war, Baulösungen, die in mancher Beziehung als Fortsetzung der begonnenen Entwicklung anzusehen sind.

Von den Burgen der Bistümer, die, obwohl von hervorragendem künstlerischen Wert, demnach eine untergeordnete Gruppe innerhalb der führenden

Entwicklung ausmachen, blieben ungleich mehr Monumente in einem verhältnismäßig guten Zustande erhalten. Ein Hauptgrund dafür ist zweifellos in dem Umstande zu suchen, daß wie z. B. in dem wichtigen Bistum Ermland die ursprüngliche Wohnbestimmung erst sehr viel später aufhörte. Rein äußerlich ordnen sich die bischöflichen Burgen in die zwei vom Ordenswehrbau her bekannten Gruppen: Konventshaustypus und kleinere Burganlage. Dabei spielt die Wohnbestimmung nicht die geringste Rolle. Der Konventshaustypus findet sich sowohl als Bischofs- wie auch als Domkapitelburg, ebenso wurde für beide Zwecke die kleinere Burganlage verwandt. Man hat also wahllos auf die Vorbilder des Ordens zurückgegriffen.

Am wenigsten treten die Burgbauten des Bistums Kulm in Erscheinung. Das Land war schon früh, ehe die Teilung in Ordens- und Bischofsgebiet ein-

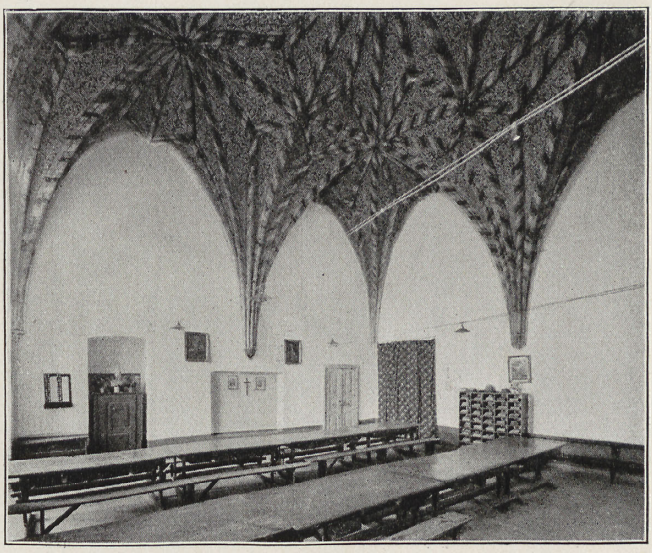


Abb. 82. Heilsberg, Kleiner quadratischer Remter.

setzte, mit einer großen Anzahl von Ordensburgen versehen worden, so daß für die verzettelten bischöflichen Teile in Kulmsee, Briesen und Löbau nur kleinere Wehranlagen in Frage kamen, von denen kaum etwas übrig blieb. In dem geschlossenen Gebiet des Bischofs von Pomesanien lagen als drei Eckpfeiler der Landesverteidigung die Burgen Marienwerder, Riesenburg und Schönberg. Den Hauptanteil an bischöflichen Burgen hatte das ausgedehnte Ermland. Auch hier befanden sie sich meist in der Nähe der Bistumsgrenzen und bildeten, weit vorgeschoben, namentlich an der Südgrenze einen wichtigen Schutz des Gesamtstaates. Das gleiche galt von den Burgen des samländischen Bistums, die häufig zugleich mit denen des Ordens von den Litauern angegriffen wurden. Wie im Bistum Kulm war auch im Samland das Bischofsgebiet in drei getrennten Bezirken auf das Ordensgebiet verteilt. Diese Aufteilung bedingte kleine Verwaltungsburgen neben dem Haupthaus des Bischofs in Fischhausen.

Abb. 71 Wohl die engsten baulichen Beziehungen zu der Ordensarchitektur weist, soweit sich noch aus dem überlieferten Denkmalsbestand ein Urteil gewinnen läßt, die Burg von Marienwerder auf. Diese Nähe zur führenden Entwicklung beruht jedoch auf keinem Zufall, sondern wird dadurch erklärt, daß das Domkapitel, dem die Burg gehörte, nach den Regeln des Deutschen Ritterordens eingerichtet war. Mehrere seiner Mitglieder mußten zugleich Brüder des Ordens sein. Trotzdem ergaben sich Abweichungen in der inneren Einrichtung des Hauses

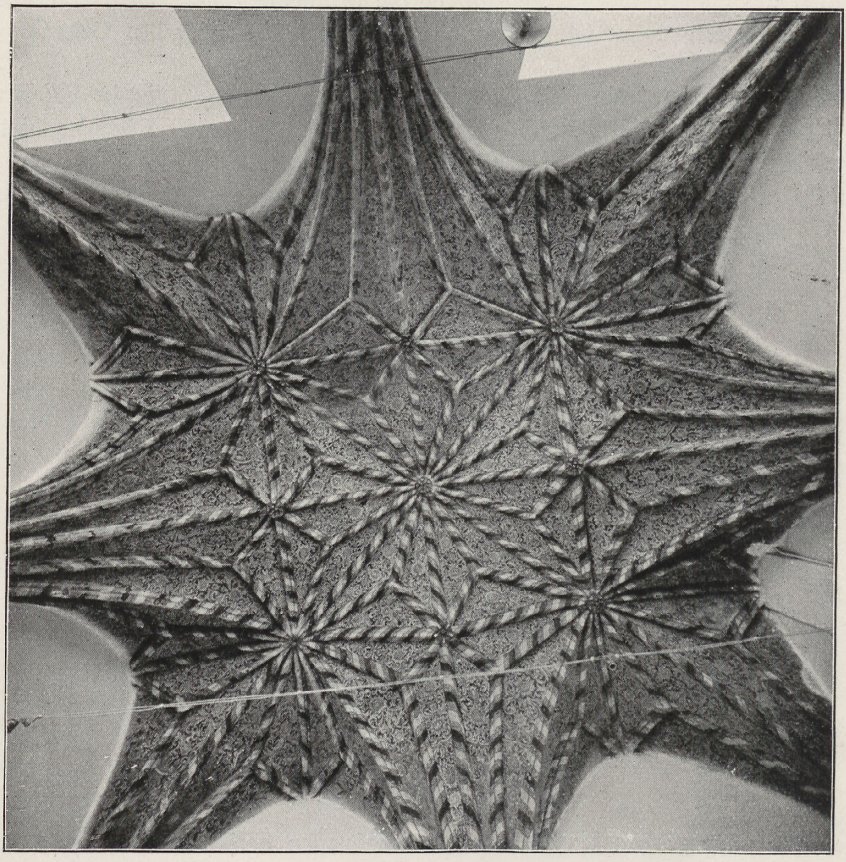


Abb. 83. Heilsberg, Gewölbe des kleinen Remters.

und stilistische Rückständigkeit in der architektonischen Ausführung, was bereits in Marienwerder die allgemeinen Merkmale der Bischofsarchitektur zu erkennen gibt.

Über den Bau der Domkapitelburg zu Marienwerder geben leider die urkundlichen Überlieferungen so gut wie keine Auskunft. 1233 wurde vom Deutschen Orden bei seinem Vordringen nach dem Meere eine Befestigung auf einer Insel der Weichsel angelegt, der er den Namen: Insula S. Marie, Marienwerder gab. Im nächsten Jahr erfolgte eine Verlegung der Burg und die Gründung einer Stadt neben der neuen Feste. Schon 1243 wurde jedoch das Gebiet, in dem sich Burg und Stadt befanden, dem Bischofe zuerkannt. Dieser überließ 1286 die Pfarrkirche der Stadt seinem Kapitel als Dom. Wohl bald nach dieser Über-

tragung wird das Domkapitel die als Wohnung unerläßliche Burg neben der Kirche errichtet haben. Diese neue Burg zu Marienwerder bestand zweifellos ebenso wie die andere jahrzehntelang als Holzbau. Erst um 1312 geschieht die endgültige Teilung des Bistums zwischen Bischof und Domkapitel. Das Domkapitel konnte erst von diesem Augenblicke an über genügende Mittel zu einem kostbaren Steinbau verfügen. Wenn 1345 das Refektorium der Domherren und bald darauf, 1347, die Wohnung als Ganzes erwähnt wird, so dürfte das in der Tat, wie man allgemein annimmt, das Vorhandensein der fertigen Steinburg voraussetzen. Indessen erbringen diese Nachrichten noch keineswegs den endgültigen Beweis für eine Entstehung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Andere Tatsachen jedoch lassen diese Entstehungszeit als durchaus gesichert erscheinen. An die Westseite des Schlosses schließt sich der Dom an. Er wurde später erbaut, da diese Westseite durchaus als Außenbau durchgebildet ist und auch Mauerfugen den nachträglichen Anbau beweisen. Außerdem trat beim Dom eine leichte Achsenverschiebung ein, was ebenfalls dafür spricht, daß kein einheitlicher Bauvorgang vorlag. Sein Neubau wurde, was unzweifelhaft feststeht, um 1345 begonnen[84]) und bis etwa 1380 schnell durchgeführt. Bei seinem Baubeginne muß also die Burg bereits fertig dagestanden haben, da man sonst bei der so verwachsenen Anlage nach einheitlichem Plane vorgegangen wäre. Man kann daher annehmen, daß erst die Fertigstellung der Burg die Kräfte für den Dombau freigab. Für die Errichtung der Steinburg in den Jahrzehnten 1320—1340 sprechen neben diesen Erwägungen auf Grund der Urkunden auch ganz besonders die Bauformen.

Das Haus zu Marienwerder in der Nordwestecke der Stadt war vierflüglig und stimmte in seiner Gesamtgestalt ganz mit einem Konventshaus aus der Epoche des reichen Stils überein. Zwei Flügel, den in ganzer Breite durchgehenden Hauptflügel an der Stadtseite und den Westflügel am Dom, hat man leider am Ende des 18. Jahrhunderts abgerissen. An den drei Außenecken erhoben sich quadratische Türme, von denen die an der Nordfront noch stehen. Die bauliche Bedeutung dieser Ecktürme ist die gleiche wie bei der Burg Rheden. Es handelt sich nicht mehr um die kaum aus dem Mauerkörper losgelösten, pfeilerartigen Verstärkungen der vorhergehenden Stilstufe, sondern um in ihrem Grundriß verbreiterte, selbständig in Erscheinung tretende Turmbauten. In Marienwerder ist ihre architektonische Masse sogar noch wirksamer. An der vierten Ecke nach der Stadt zu ragt zinnengeschmückt der länglich rechteckige Hauptturm auf, zugleich Bergfrit der Burg und Glockenturm des Domes. Wie die Mauernähte dartun, kam er erst später hinzu. Ihren ganz besonderen baulichen und künstlerischen Reiz erhält die Burg zu Marienwerder außer durch diese malerischen Bereicherungen der Hausilhouette noch durch die beiden Ausbauten, Danzker und Brunnenturm, die sich mit weiten Bogengängen vom Burgkörper loslösen, um als eindrucksvolle, massige Türme eigenwertig neben dem gewaltigen Komplex von Haus und Dom aufzusteigen. Namentlich der Danzkerturm an der Westseite mit seinem besonders langen Bogengang verkörpert das architektonisch Ungewöhnliche und Wirkungsvolle solcher Anlagen. Abb. 72 Plan 27 Abb. 73

Das Bild des durch die vielen Türme und Einzelmassen stark bewegten Gesamtkörpers der Burg wird durch die überall vorhandene dekorative Gliederung noch viel aufgewühlter. Überall sprechen an den Hauswänden zahlreiche Mauer-

blenden belebend und auflösend mit. Auch die kleinen Ecktürme werden in ihrem Unterbau durch je eine Blende, im Oberbau sogar durch drei auf jeder Seite verziert. Nur Danzker, Brunnenturm und der später hinzugekommene Hauptturm bleiben schlichter. Der Wehrgang mit kleinen Wehrfenstern, die mit Schießscharten abwechseln, setzt sich durch eine Mauerrinne ab. Wichtig für die entwicklungsgeschichtliche Beurteilung der Burg ist vor allem die Tatsache, daß hier zum ersten

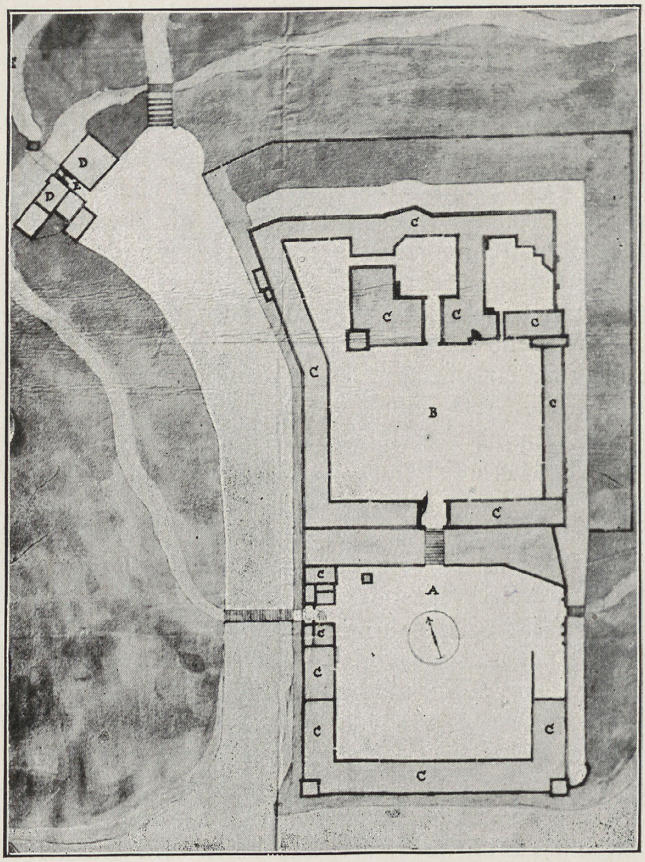


Abb. 84. Grundriß des Schlosses Fischhausen.
Nach einer Zeichnung von de Kemp aus dem Jahre 1603.
A und B Höfe. C Wohngebäude. D Mühle.
Nach einem Plan im Geheimen Staatsarchiv Berlin.

Mal die Giebelabschlüsse der einzelnen Burgflügel fehlen. Hinter den Ecktürmen liefen die Dächer einheitlich zusammen.

Von der Vorburg, die weit und rechteckig der Nordseite vorgelagert war, haben sich keine größeren Überreste erhalten. Im Nordflügel des Haupthauses lag der Torweg zum Burghof, von der Vorburg gedeckt. Dieser Eingangsflügel war, wie es scheint, zwischen den Ost- und Westflügel eingeschoben, die ebenfalls verkürzt an den Hauptflügel anstießen[85]). Auch in dieser Grundrißeinteilung äußert sich schon das Stilempfinden der Zeit nach der Jahrhundertwende. Um den Hof zog sich an drei Seiten eine zweistöckige, steinerne Vorlaube. Sie fehlte

an der Domseite, wahrscheinlich weil dort durch sie der Torweg verdeckt worden wäre. Lisenenartige Bänder, die fast bis zum Dach hinaufreichen, trennen wie in Königsberg und Marienburg die einzelnen Glieder voneinander. Auch sonst stimmt die Anordnung der Vorlaube mit den überlieferten Umgängen überein. Spitzbogige Arkaden im oberen Geschoß, wohl mit Maßwerk verziert, Kreuzgewölbe als Decke, im unteren Teil schwerere Wölbformen. Die über die Vorlaube hinausragenden Wände der Hofmauern werden wie die Außenmauern durch lange, schmale Blendnischen gegliedert.

Im Hauptflügel lagen nach der Überlieferung zwei Säle, durch eine dicke Querwand mit einer Treppe zum Wehrgang voneinander getrennt. Sie waren zweischiffig und im Hauptgeschoß angeblich mit hohen Kreuzgewölben überdeckt. Der noch erhaltene Rippenstein zeigt überzierliches Profil, in der stilistischen Einstellung denen von Tapiau und Soldau schon nahestehend. Im Obergeschoß des Ostflügels soll sich ein einziger großer Raum mit kleinen, schon vor dem Anbau des Domes vorhandenen Lichtöffnungen befunden haben. Vielleicht muß hier

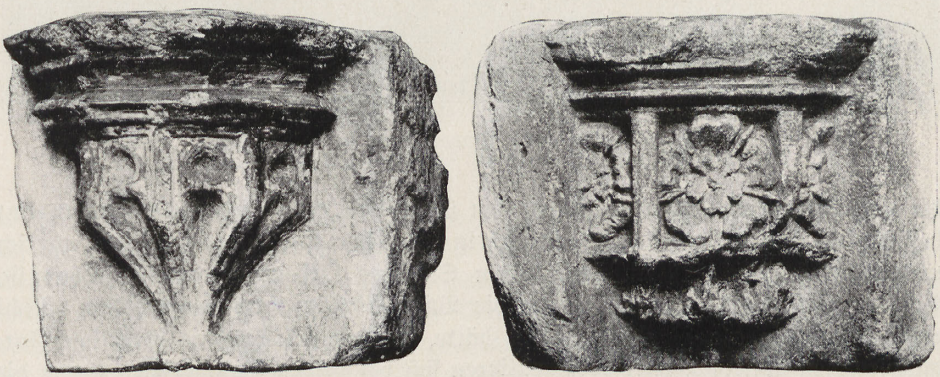


Abb. 85. Fischhausen, Konsolsteine der Kapelle.
Jetzt Königsberg, Sammlung der Altertumsgesellschaft Prussia.

das Dormitorium gesucht werden, während der Hauptflügel wohl Kapitelsaal und möglicherweise einen Remter enthielt. Eine Kapelle war, da der Dom dem Kapitel als Gotteshaus diente, überflüssig. Die noch bestehenden beiden Flügel besitzen in ihren Untergeschossen die ursprünglichen Kreuzgewölbe auf breiten Gurten oder auf Rippen. Im Hauptgeschoß hat man die Gewölbe, wohl im Anschluß an die alten Formen, erneuert. Nur das des schmalen Raumes über dem Torweg blieb alt. Es zeigt zweimal den einfachen, vierzackigen Stern, den auch die erneuerten Gewölbe aufweisen. Der nach Westen in demselben Flügel anschließende Saal des Hauptgeschosses war wie das Untergeschoß zweischiffig. Durch neueren Umbau wurde eine Treppe von ihm abgetrennt. Im Westflügel lag anscheinend wie im Ostflügel nur ein einziger Saal. In den noch stehenden Teilen erheben sich über den Wohnräumen zwei niedrige Speicher, der Hauptflügel soll nur einen besessen haben. Die Wehreinrichtung entsprach der der Ordenshäuser, abgesehen von der Verwendung von Schießscharten und Wehrfenstern.

Versucht man auf Grund dieser Bauanalyse zu einem Urteil über das architektonische und entwicklungsgeschichtliche Wesen der Burg zu kommen, so kann es

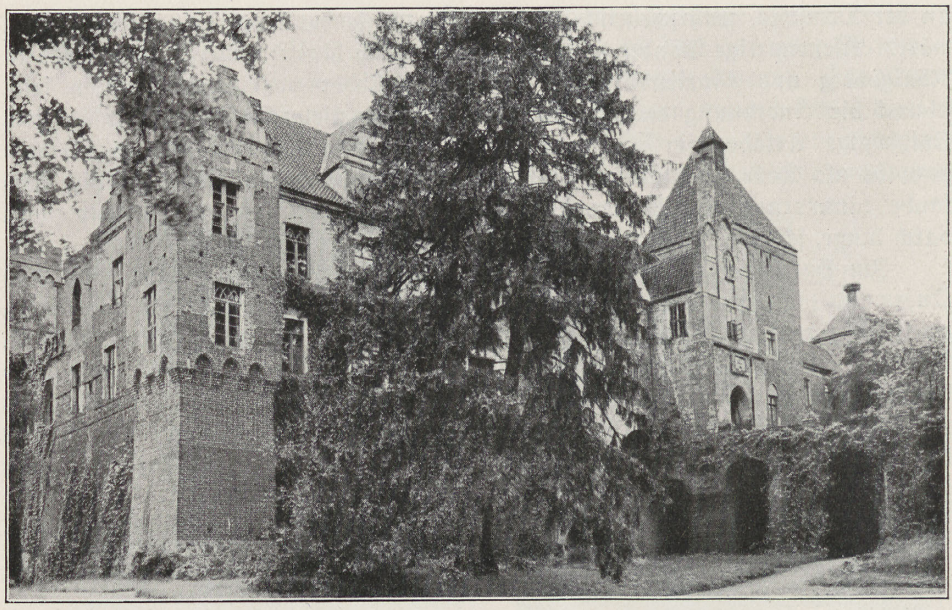


Abb. 86. Schönberg, Eingangsseite des Schlosses.

die eingangs vertretene Auffassung vom Charakter der bischöflichen Bauten nur bestätigen. Die Formensprache gibt sich in so reicher Ausprägung, wie sie nur im unmittelbaren Anschluß an den reichen Stil des Ordenswehrbaus denkbar ist. Bei den Ecktürmen konnte z. B. auf die Burg Rheden verwiesen werden. Nicht etwa, daß diese als Vorbild gedient hätte, sondern selbständige stilistische Formulierungen derselben Zeit dokumentieren sich bei beiden Bauwerken. Schon die zierlich lang aufsteigenden Blenden haben mit den ebenso schlanken Fenstern zu Rheden das gleiche Stilgefühl als Grundlage. Die ganze vibrierende Auflösung des Burgkörpers beweist mit noch manchen Einzelheiten, daß das Schloß zu Marienwerder gegen 1340 erbaut ist.

Aber die tiefgehenden Unterschiede in der Auffassung lassen sich trotz der äußerlichen Übereinstimmung mit einem Ordenskonventshaus des reichen Stils nicht übersehen. So malerisch reizvoll die Burg zu Marienwerder auch wirkt, es darf nicht verkannt werden, daß ihre schon an Zerfaserung grenzende, übertriebene Belebung des Baukörpers gerade dem Abbruch tut, was einer Ordensburg selbst bei noch so dekorativer Ausgestaltung den stärksten Ausdruck und die größte Eigenart verleiht, nämlich die feste, wehrhaft kubische Geschlossenheit. Etwas vom malerischen Wesen westlicher Burgen ist hier leise eingeflossen und steht nun im Gegensatz zu dem aus strengen, eigenen Gesetzen konsequent herausgewachsenen Ordensstil. Das Fehlen zwingender Notwendigkeit, des Getriebenwerdens der Form ist auch an Einzelheiten wiederholt festzustellen. Im Innern ein gestaltloses Aneinanderreihen von Sälen, die kaum einem bestimmten Zweck entsprachen, sondern nur dazu da waren, das entlehnte Gehäuse der Konventsburg auszufüllen. Die zu dichte Blendengliederung treibt ein in der Ordenskunst groß und streng wirkendes dekoratives Motiv ins Spielerische. Durch das Zusammen-

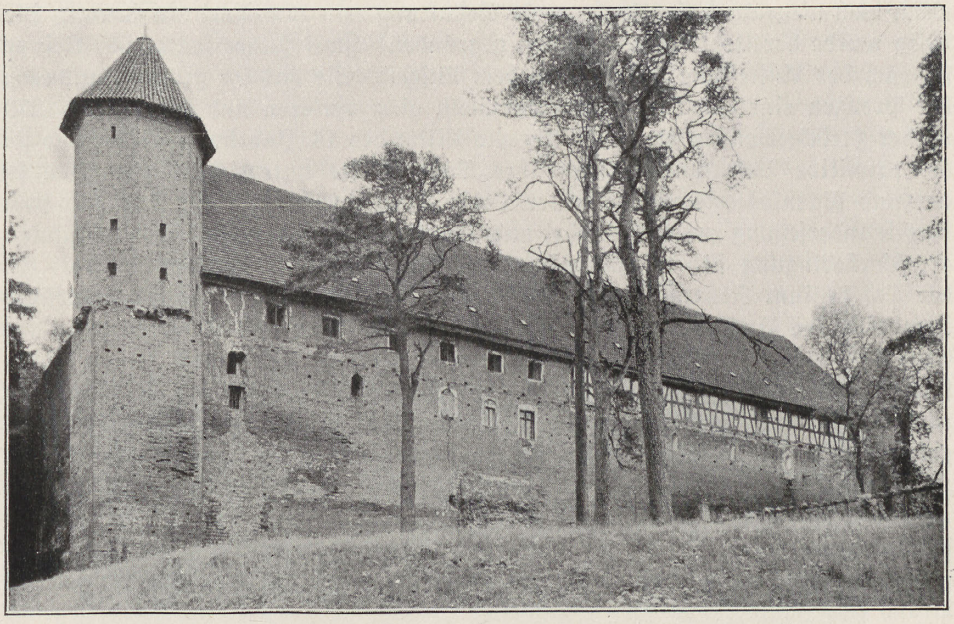


Abb. 87. Schönberg, Das Burghaus mit den Ecktürmen.

wachsen der giebellosen Flügel geht die bei der Ordensburg nie außer acht gelassene organische Gliederung des Hauskörpers verloren. Das feste, vom Ordenswehrbau aus Notwendigkeiten heraus geschaffene Gefüge lockert sich, weil man bei anderen Gewohnheiten seinen tieferen Sinn nicht mehr so ganz versteht. Man verzichtet leichten Herzens auf die Giebel, auf die vierte Seite der Vorlaube, was bei einem Ordenshause der guten Zeit wohl undenkbar gewesen wäre, fügt Schießscharten in die Wehrfensterreihe ein und trifft ähnliche, selbständige Abänderungen[86]).

Als Ersatz für die Aufgabe der verschiedenen dem Ordensstil eigenen Werte stellt sich dann jener prickelnde, malerische Reiz, jene weiche Überfeinerung des architektonischen Gefühls ein, die das Schloß nach der Marienburg zu dem berühmtesten Denkmal der preußischen Baukunst gemacht haben.

Auch der Bischof besaß eine Burg in Marienwerder, und zwar an Stelle der ehemaligen Ordensburg. Sie war, wie durch Ausgrabung der Fundamente nachgewiesen wurde, ebenfalls quadratisch und vierflüglig. Ihr Burgplatz, jetzt Altschlößchen genannt, hat Abschnittscharakter und wird von zwei Querschluchten und dem Steilhang nach dem Flußtale zu begrenzt. Zwischen beiden Burgstellen breitet sich die Stadt aus.

Ebenso wie das Kapitelschloß zu Marienwerder entfernt sich von der kraftvollen Art der Ordensarchitektur die Bischofsburg zu Heilsberg, indem sie gleichzeitig zu eigenen Stilformen kommt. Sie übernimmt ebenfalls, und zwar noch äußerlicher das Schema des Konventshauses. Dieses hatte bei ihr überhaupt keine Berechtigung; denn das Haus diente nicht mehr einer geistlichen Gemeinschaft als Wohnsitz, sondern war nur für den Aufenthalt des Bischofs von Ermland bestimmt. Trotzdem klingt alles an den Konventshaustyp des Ordens an,

wenn auch nirgends dessen konsequente Gestaltung rein zum Ausdruck kommt. Die Burg wurde bereits 1241 vom Orden gegründet. Zwei Jahre später überließ er sie nach der Aufteilung des Landes dem Bischof. Sie hat im großen Aufstande der Preußen eine bedeutende Rolle gespielt, ging verloren und konnte erst 1273 wieder zurückgewonnen werden. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bestand sie als primitive Befestigung. Über ihre Baugeschichte unterrichten Chroniken so gut und lückenlos wie nie bei einer Ordensburg. 1348 fand im Ermland jene Auseinandersetzung zwischen Bischof und Domkapitel statt, die auch in Pomesanien als Vorbedingung für den Steinbau von Marienwerder angesehen wurde. In der Tat beginnt Johann I. von Meißen, der von 1350—1355 die Bischofswürde innehatte, den Ausbau, indem er die Fundamente legen und ein Stück über den Erdboden hinausführen ließ. Die Hauptbautätigkeit fällt jedoch seinem Nachfolger, Johannes II. Streifrock (1355—1372), zu. Dieser hat den Bau annähernd zu Ende geführt, alle Gewölbe in den Kellern, Erd- und Hauptgeschoßräumen zum größten Teile fertigstellen lassen, so daß, als er starb, der nachfolgende Bischof, Heinrich III. Sorbom (1372—1401), nur den steinernen Hofumgang zu vollenden und die Vorburg mit Mauern und Graben zu umgeben hatte[87]). Die Baugeschichte schließt jedoch hiermit noch nicht ab. Wiederholte Brände hatten zum Teil recht schwere Bauschäden zur Folge. 1400 verbrennt die Vorburg, 1442 richtet ein Brand des Haupthauses großes Unheil an, Gewölbe stürzen ein, tiefer liegende wurden anscheinend beschädigt. Ein weiteres schweres Brandunglück traf die Burg 1497. Die Beschädigungen müssen auch damals beträchtlich gewesen sein. Wiederherstellungsarbeiten werden ausdrücklich erwähnt.

Mit diesen klaren historischen Voraussetzungen wird eine bauliche Untersuchung der zwar im Verhältnis zu anderen mittelalterlichen Wehrbauten glänzend erhaltenen, aber durch Um- und Neubauten stellenweise komplizierten Burg außerordentlich erleichtert. Die Wahl des Platzes mag noch auf die Ordensritter zurückgehen. In seinem Verhältnis zur Umgebung entspricht er ungefähr den Anschauungen, die der Orden um 1240 bei Eigengründungen vertrat. Er liegt im flachen Gelände an einer Biegung der Alle, so daß mit Hilfe des einmündenden Simserflusses ein künstliches System von Wassergräben die Abgrenzung des Burggebietes übernehmen konnte. Anzeichen vorgeschichtlicher Befestigungsweise sind nirgends festzustellen. Die Einteilung in quadratische Hauptburg und rechtwinklige Vorburg muß jedoch aus der Zeit des steinernen Ausbaues stammen, da ja eine derartige Regelmäßigkeit der Frühzeit des Ordens noch fremd war.

Abb. 74 Die Vorburg, von drei niedrigen, jetzt verbauten Flügeln umstanden, bietet nur in ihrer kompakten Masse als Auftakt zu dem hohen Haupthaus künstlerischen Reiz. Der Eingang, ein Torweg, liegt am südlichen Ende des Westflügels. An der Südostecke erhebt sich ein vorgebauter runder Geschützturm des 16. Jahrhunderts. Parcham, Ring- und Quergraben waren wie bei den typischen Ordensburgen des 14. Jahrhunderts vorhanden.

Abb. 75 Plan 28 Das Haupthaus, vierflüglig um den quadratischen Hof gelagert, macht schon in seiner Gesamtheit nicht ganz den wehrhaft trotzigen Eindruck mehr, den eine Ordensburg durch alle Stilphasen hindurch bis zuletzt beibehielt. Wenn auch hier eine Formenzersplitterung lang nicht in dem Maße auftritt wie in Marienwerder, so wirken doch die Burgflügel mit ihren breiten und langen Fensterdurchbrechungen leicht. Es fehlt ihnen der schwere, gliedernde Takt, der selbst

eine Hausfassade in Rheden immer noch wuchtig erscheinen läßt. Der achteckige Hauptturm auf viereckigem Sockel, in die einzige, weder von Vorburg noch Stadt gedeckte Ecke eingebaut, kommt mit seiner relativen Zierlichkeit nicht gegen die Massenwirkung des Hauses an, ganz im Gegensatz zu den Bergfriten des Ordens. Er trägt dadurch in erster Linie zu der etwas weniger kriegerischen Erscheinung der Burg bei. Die anderen drei Türmchen, vorkragend auf die Hausecken aufgesetzt, mit durch Fenster und Blenden gänzlich aufgelösten Mauerflächen, geben dem Bau erst recht etwas schmuckvoll Leichtes. Sie stammen allerdings aus einer Zeit, in der die mittelalterliche Wehrarchitektur ihre Bedeutung bereits verloren hatte und dürften erst nach dem Brand von 1497 errichtet worden sein. Geplant war eine andere Ecklösung, und zwar von Baubeginn an. Denn die

Abb. 88. Schönberg, Hofseite des Burghauses.

Mauern springen an den Hausecken wie bei dem Konventshaus Rhein in ziemlicher Breite mit schmalem Absatz vor; für Türme sind die Absätze zu breit, auch hätte Turmbauten das Widerlager im Hausinnern gefehlt. Den Dächern, früher zweifellos weniger flach als heute, müssen wegen jener Eckverstärkungen immer schon die Giebel gefehlt haben. Darin stimmte Heilsberg mit Marienwerder überein.

Bereits an der fehlenden dekorativen Ausgestaltung des Außenbaues wird offenbar, daß die Burg der Epoche des reduzierten Stiles angehört. Nur Fensteröffnungen und Eckvorsprünge beleben die Mauern. Die Wehrfenster liegen ohne Zwischenteilung dicht über den Hauptfenstern. Den Eingang in der Südseite rahmte eine hohe Fallgatternische ein. Wie nüchtern bleibt die ganze Gliederung im Vergleich mit der überschwenglichen Aufteilung in Marienwerder.

Durch den Torweg im Südflügel gelangt man in den Innenhof und erlebt Abb. 76
die Überraschung, gewohnte Anordnungen der Ordensburg in ganz fremder Formensprache vorzufinden. Die übliche zweigeschossige Vorlaube fehlt auch hier

nicht, aber sie ist nicht mehr als strenge, einheitliche Pfeilerfassade mit spitzbogigen Öffnungen durchgebildet, sondern die Bogenöffnungen sind das Primäre. Sie erheben sich in zwei Reihen übereinander von kurzen Pfeilern, ohne von irgend einer dekorativen Form belebt zu werden. Ein einziger, allerdings sehr wirkungsvoller Unterschied tritt stärker in Erscheinung: die unteren Pfeiler bleiben kurz, dick, viereckig; die Bögen wölben sich schwer; Mauerwand wird fühlbarer, während im oberen Geschoß von dünnen, achteckigen, höheren Säulchen Spitzbögen leichter bis fast zum Dachansatz ansteigen. Mauerfläche hebt sich auf. Im Untergeschoß ein schwerrippiges Kreuzgewölbe, während darüber im Zickzack geführte Diagonalrippen mit Kappendreiteilung jenes fortlaufend leicht Bewegte in der Deckengliederung erzeugen, das eines der Gebietigergemächer zu Lochstedt so reizvoll macht. Hinter dem Pultdach des oberen Umganges ein ungewohnt kurzes Stück Hausmauer: nur der Streifen der Wehrfenster, keine Obergeschoßgliederungen, wie sie bei der Ordensburg auch an dieser Stelle noch bedeutungsvoll hervortreten.

Abb. 77 und 78

In dieser schlichten, in keiner Weise mehr wehrhaften Hofarchitektur drückt sich vielleicht am klarsten aus, was die Baukunst der bischöflichen Gebiete von der Auffassung des Ordens unterscheidet und was sie an eigenem zu leisten vermochte. Wie ernsthaft, abgeschlossen groß und wie kriegerisch streng wirkt der im Verhältnis zum Außenbau gewiß schon viel lieblichere Burghof eines Ordenshauses, z. B. in Marienburg. Alle dekorative Prachtentfaltung kann ihm diese trotzig aufstrebende Grundstimmung nicht nehmen. In Heilsberg, trotz schlichtester Formengebung, bleibt das Gefüge leichter, die Stimmung weicher, Baukunst, die den Quell ihres Stromes, drängende Kriegsnot, konzentrierteste Verteidigungsfähigkeit, nicht mehr kennt. Die Burg fängt an zum Palast zu werden. Südliche Burgenarchitektur hat das ferne Vorbild für die Hofgestaltung in Heilsberg abgegeben[88]). Die Umstellung vom Wehrbau auf den repräsentativen Wohnbau ist es ja wohl auch, was beim Außenbau des Schlosses jene schon leise spürbare Verweichlichung ordensarchitektonischer Grundformen herbeiführt.

Das Mauergerüst des Innenbaus zeigt zwar im allgemeinen noch die alte Struktur, weist aber auch mehrere charakteristische Abweichungen auf. Die Gewohnheit des Ordenskonventshauses, die Eingangsseite als Hauptflügel mit Kapelle, einem zweiten Hauptsaal und einem Zwischenraum auszubauen, klingt auch in Heilsberg durch. Nur scheint nach dem Westflügel zu eine dünne Zwischenwand und nicht die verlängerte Hofmauer die Trennung vollzogen zu haben. Der Ostflügel mit dem großen Remter läuft vom Eingangsflügel bis zur nördlichen Außenwand durch. Der Nordflügel, in dem die Wohnung des Bischofs lag, geht bis zur westlichen Parchamseite. Ihn trennt im Hauptgeschoß von dem kurzen zwischengeschobenen und einräumigen Westflügel ein schmaler Gang, der in Analogie zu ähnlichen Anordnungen wohl als Danzkergang anzusprechen ist.

Der Aufbau der Burg zeigt eine weitere Sonderheit in der außerordentlich starken Unterkellerung. Im Ost- und Westflügel liegen zwei Stockwerke Keller übereinander, dann erst kommt das Erdgeschoß. Die in diesen unteren Teilen des Hauses Wirtschaftszwecken dienenden Räume machen einen gewaltigen Eindruck durch ihre schweren, tief heruntergezogenen Gewölbe auf dicken gemauerten Gurten und sehr niedrigen Pfeilern. Auch ihr System entstammt der Ordenskunst, kommt z. B. in Osterode ganz ähnlich vor, weist jedoch in Einzelheiten eigene Erfindung

Abb. 79

auf und wurde in der Gesamtheit viel weniger sachlich und nüchtern, sondern mehr auf große Wirkung hin gestaltet.

Die Kapelle der Bischofsburg nimmt, im Raumkörper wohl erhalten, wenn auch mit Rokokoornamenten überzogen, den Ostteil des Eingangsflügels ein. Sie ist rechteckig, etwas über doppelt so lang wie breit, ohne jede Chorbetonung, abgesehen vom Chorfenster, und hat drei weitere große Fensteröffnungen in der äußeren Längswand. Ein neuartiges Gewölbe überzieht den Raum: zwei Reihen vierzackiger Sterne nebeneinander, trennende Querripen und eine Längsrippe in der Scheitellinie. Diese sehr reich und kompliziert wirkende Anordnung besitzt ihre Vorstufe im Ordensbau bei jenen zweischiffigen, kreuzgewölbten Sälen, zu denen z. B. die Remter im Haupthaus der Marienburg gehören und die auch häufig in der Kellerarchitektur, wie in Heilsberg selbst, auftreten. Man hat nur die Kreuzrippen durch sternförmige Rippengebilde ersetzt, wie z. B. im Eingangsflügel zu Marienwerder. Die Heilsberger Kapelle verzichtet dazu noch auf die Zwischenstützen. Diese letzte Entwicklung vollzog sich in der kirchlichen Architektur, da im Hauptschiffe des Kirchengebäudes Zwischenstützen unmöglich waren. Die mit Heilsberg ungefähr gleichzeitigen Kirchenwölbungen zu Braunsberg, Wormditt Abb. 80

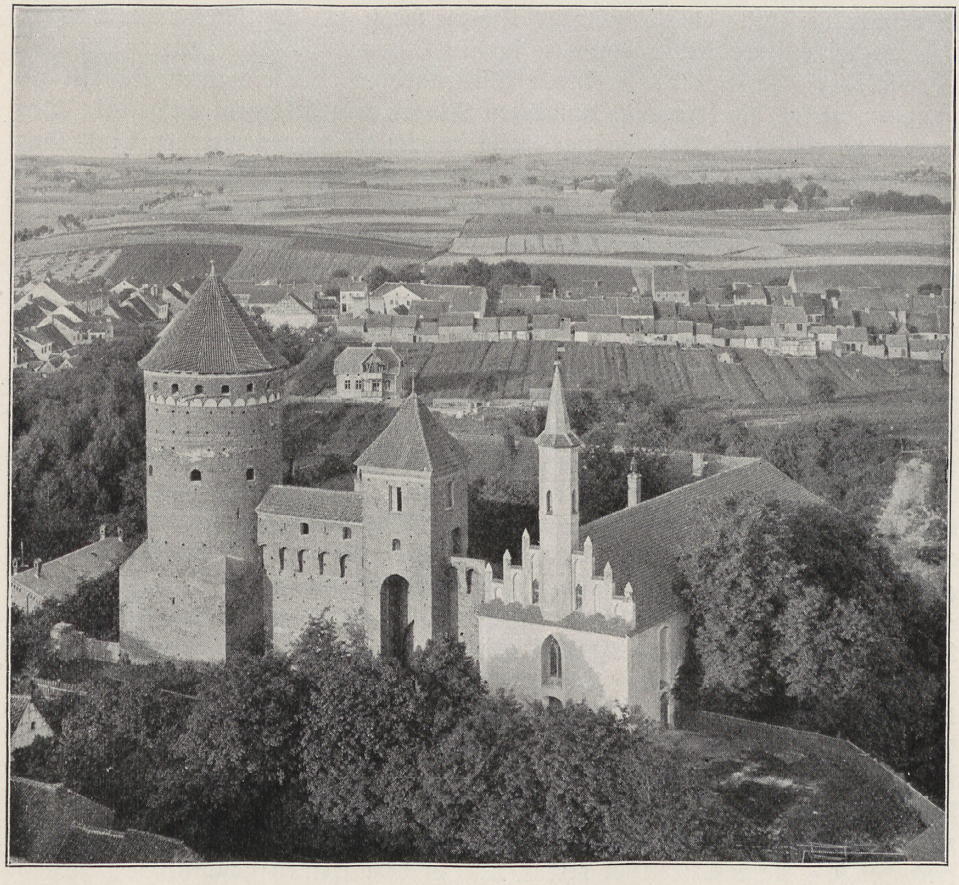


Abb. 89. Rößel, Die Burg von der Eingangsseite.

und an anderen Orten mögen die kirchenarchitektonische Deckenbildung der Burg zu Heilsberg veranlaßt haben. Der Zwischenraum über dem Torweg hat zweijochiges Gewölbe mit nur einer Diagonalrippe in jedem Joch und Kappenteilung. Der Westteil des Flügels wurde durch spätere Umbauten entstellt. Seine Gewölbereste zeigen den sechszackigen Stern.

Abb. 81 Das ganze obere Geschoß des Ostflügels füllt der große Festremter des Bischofs aus. Fünf Joche sechszackigen Sterngewölbes überspannen ihn in ganzer Flügelbreite, während das sechste Joch durch den in das Gebäude hineinragenden Turm verschmälert wird. Die durchlaufende Scheitelrippe gibt wie schon in der Kapelle der Raumform auch nach oben hin einen regelmäßigeren Abschluß. Die in der Marienburger Konventskapelle begonnene Entwicklung kommt hier vollständig zur Auswirkung. Fünf große Fenster der Längswand, ein weiteres an der Nordseite geben reichliche Beleuchtung. Im großen Turm liegen mehrere gewölbte Räume übereinander. Der in der Höhe des Hauptgeschosses vom Remter aus zugängliche erhielt seine Wölbung erst in späterer Zeit.

Abb. 82 und 83 Die eigentliche Wohnung des Bischofs im Nordflügel gliedert sich in fünf Räume. Neben dem großen Remter befindet sich ein annähernd quadratischer Saal mit einem überaus reich durchgebildeten und spätgotisch bunt bemalten Sterngewölbe. Wie eine abgeflachte Kuppel wölbt sich die Decke unter Verzicht auf den bei entsprechenden Räumen in der Ordensarchitektur gern verwandten Mittelpfeiler. Infolge der geringen Flächenneigung der einzelnen Kappen zueinander wirken die schweren, rundlichen Rippen wie dekorativ aufgelegt. Das verwirrend vielliniger Rippenmuster ergibt je nach der vorgenommenen Einteilung die verschiedensten Sternformen und Zusammensetzungen. Es bedeutet jedoch nichts anderes als eine Weiterentwicklung des Anordnungsprinzipes in der Kapelle. An Stelle des vierzackigen wird der achtzackige Stern in die von den zwei Mittelrippen gebildeten Gewölbequadrate einbeschrieben. Unter Verwendung von Mittelpfeilern mit später Konstruktionsweise und ganz anderen Einzelformen kommt das gleiche Muster in der kurz nach 1600 fertig gewordenen Schloßkirche zu Königsberg vor. In Heilsberg dürfte das Gewölbe der Wiederherstellung nach dem Brande von 1497 entstammen, zumal das reiche Rippengewirr und die Malerei der Decke vollkommen in die künstlerische Stimmung der Spätgotik hineinpassen. Die anschließenden schmalen Wohnräume zeigen, soweit Gewölbe vorhanden sind, den sechs- und achtzackigen Stern. Im Westflügel wird der Saal von einem einheitlichen, aber schon von der herkömmlichen, sternförmigen Planung abweichenden Rippennetz überspannt. Auch hier muß, wie es bereits geschehen, an eine spätmittelalterliche Entstehungszeit gedacht werden[89]).

Keine Räume der preußischen Architektur sind geeigneter, das Raumgefühl in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu veranschaulichen als Kapelle und Westremter zu Heilsberg. Die glatte, kastenförmige Gestalt wird durch die Deckenbildung nur wenig mehr gelockert. Mit einer flachen, tonnenartigen Wölbung schließt der Raum nach oben ab. Die Rippen, obwohl immer noch konstruktiv, wirken schon mehr wie dekorative Auflagen. Dieser die Raumgrenzen überspinnende Rippenschmuck wird in der Kapelle reizvoll durch die Rokokoornamentik vervollständigt. Der schlichte, sachliche Charakter des Außenbaues gibt sich also auch bei den Raumformen zu erkennen. In dem kleinen quadratischen Remter aus der Zeit nach 1500 sind dann die letzten Konsequenzen dieser Entwicklung

Abb. 90. Rößel, Talseite der Burg.

dadurch, daß die Decke wirklich kuppelförmig und die Rippen dekorativ wurden, zur Gestaltung gebracht.

Über den Haupträumen erheben sich ein oder zwei Stockwerke mit niedrigen Speichern. Ein besonderer Wehrgang besteht nicht. Die Wehrfenster öffnen sich unmittelbar von den Speicherräumen aus, und zwar nach außen und nach dem Hofe zu. Die Wände dieses Wehrgeschosses sitzen außerordentlich dünn auf den breiten Hausmauern. Der Turm, im unteren Teile schachtartig verengt und zum Verließ bestimmt, wird als echter Turm der Übergangszeit im oberen Teil ziemlich weiträumig. Im obersten Stockwerk durchbrechen ihn kleine Wehrfenster. Der unorganische Übergang vom Viereck zum zierlichen Achteck legt die Vermutung nahe, daß den Turmbau jener Umschwung der Entwicklung traf, der in Soldau den Weiterbau des Ecklurmes verhinderte und die Burgen des reduzierten Stiles turmlos werden ließ. Der Baucharakter des Heilsberger Hauptturmes nähert sich schon dem einer dekorativen Zutat.

So verkörpern sich gerade in der Burg zu Heilsberg alle charakteristischen Merkmale des reduzierten Stiles und der bischöflichen Architektur. Die Umwandlung des Ordensstiles hat im ganzen ein Bauwerk ergeben, das trotz seiner Abhängigkeit hohen künstlerischen Eigenwert besitzt und die Entwicklung der Ordenskunst ein ganzes Stück weiterführte.

Die dritte bischöfliche Burg des Konventshaustypus, Schonewik, die Residenz des Bischofs von Samland zu Fischhausen, ging leider fast ganz verloren. Alte Nachrichten und Zeichnungen vermitteln noch eine ungefähre Vorstellung von der Gesamtanlage. Der Grundriß läßt erkennen, daß sich diese Bischofsburg in ihrer Anlage ganz eng an die der Ordensburg Königsberg anschloß. Der Abb. 84

Burgplatz am Frischen Haff, auf einer niedrigen Ausbiegung der Küste, durch das Mühlenfließ von der Stadt abgetrennt, wurde nicht, wie es einer frühen Entstehungszeit entsprochen hätte, konsequent als Abschnittsbefestigung ausgenutzt, sondern lagerte sich, im ganzen langgestreckt, rechteckig so in die Haffecke, daß der Teil mit dem Haupthaus nach der Landseite hin die Vorburg am Haff schützte. Die Gruppierung und die Anordnung des Haupthauses stimmt mit Königsberg vollständig überein. Der quadratische, von Bauten umstandene Burgteil in der Haffecke entspricht der alten Burg in Königsberg, vielleicht auch in der Bedeutung als Wirtschaftsburg. Nur sein regelmäßiger Grundriß unterscheidet ihn. Hier lag auch in einem Torturm der Zugang zur Burg, wodurch die Bedeutung des Haffteiles als Vorburg noch besonders gekennzeichnet wird. Wie in Königsberg trennte ein Graben diese Vorburg vom Hauptschloß. Dessen Grundriß, im ganzen rechteckig, weist an einer Seite, auch darin mit dem Vorbild übereinstimmend, eine leichte Knickung auf. Ein hoher Torturm in der Mitte der Vorburgseite vermittelte die Verbindung zwischen den beiden Burghöfen. Wie die Vorburg, war auch die Hauptburg von Gebäuden umgeben. Die Vorburg ließ jedoch, wie das immer üblich war, die Seite am Quergraben von Bauten frei. Ganz entsprechend der Königsberger Anordnung, war in den großen Hof der Hauptburg das vierflüglige quadratische Haupthaus mit Anlehnung an eine Hofseite hineingestellt. Es hatte einen quadratischen, wohl bergfritartigen Eckturm und im Vorburgflügel einen Torweg. Ein vielleicht wesentlich späterer Querflügel verband das Haupthaus mit den Randgebäuden des großen Hofes, so daß ein weiterer kleiner Innenhof abgeteilt wurde. In Königsberg haben die Ausgrabungen eine derartige Verbindung nicht festgestellt.

Wie für Königsberg, muß wohl auch für Fischhausen ein Bauvorgang angenommen werden, der die einzelnen Ausbauten des zweigeteilten Burgplatzes nach und nach entstehen läßt. Das kastellartige Haupthaus scheint wie in Königsberg erst hinzugekommen zu sein, als die beiden großen Höfe bereits durch Gebäude festgelegt waren. Der Bischof von Samland gelangt 1264 endgültig in den vollen Besitz des Gebietes Fischhausen. Damals also, etwa sechs Jahre nach der Neugründung der Burg Königsberg, wird man den Burgplatz in seinen Hauptformen angelegt haben. Seine Gestalt, zwar ausgedehnt, aber schon geradlinig und rechtwinklig zugeschnitten, paßt vorzüglich in den Übergang von der ersten zur zweiten Stilstufe. Im Vergleich mit Königsberg zeigt er schon etwas straffere Zusammenfassung. Gegenüber Birgelau oder Brandenburg wirkt er altertümlicher, was sich aber zwanglos aus der mehr nachahmenden Entwicklung der Bischofsburgen erklärt. Nur geringe Teile geben heute noch Kenntnis von dem ehemaligen Bischofs-
Abb. 85 sitz. Vom Kapellenflügel des Haupthauses steht der untere Teil. In ihm sollen sich die noch erhaltenen Konsolen befunden haben, deren Stilformen auf das 14. Jahrhundert hinweisen.[90])

Die kleineren Bischofsburgen.

Die kleineren Burgbauten in den bischöflichen Gebieten zeigen die gleiche entwicklungsgeschichtliche Eigenart wie die des Konventshaustypus: auch sie entstanden in Anlehnung an die in der Ordensarchitektur herausgebildeten Formen, doch halten sie sich nie sklavisch an ihre Vorbilder, so daß durch Umgestaltung und durch Hinzufügung fremder Bauelemente auf der alten Grundlage reizvolle Neubildungen entstehen. Von den wenigen Burgen des Bistums Kulm ist nach den spärlichen Resten zu sagen, daß sie sich in ihrer Baugesinnung nicht von den meist besser überlieferten Burgbauten in den übrigen Bistümern unterscheiden. Löbau, die Burg des Bischofs, bis auf den Unterbau abgebrochen, scheint eine gewisse Ähnlichkeit mit Rößel besessen zu haben. In Kauernik hatte das Domkapitel

Abb. 91. Rößel, Burghof.

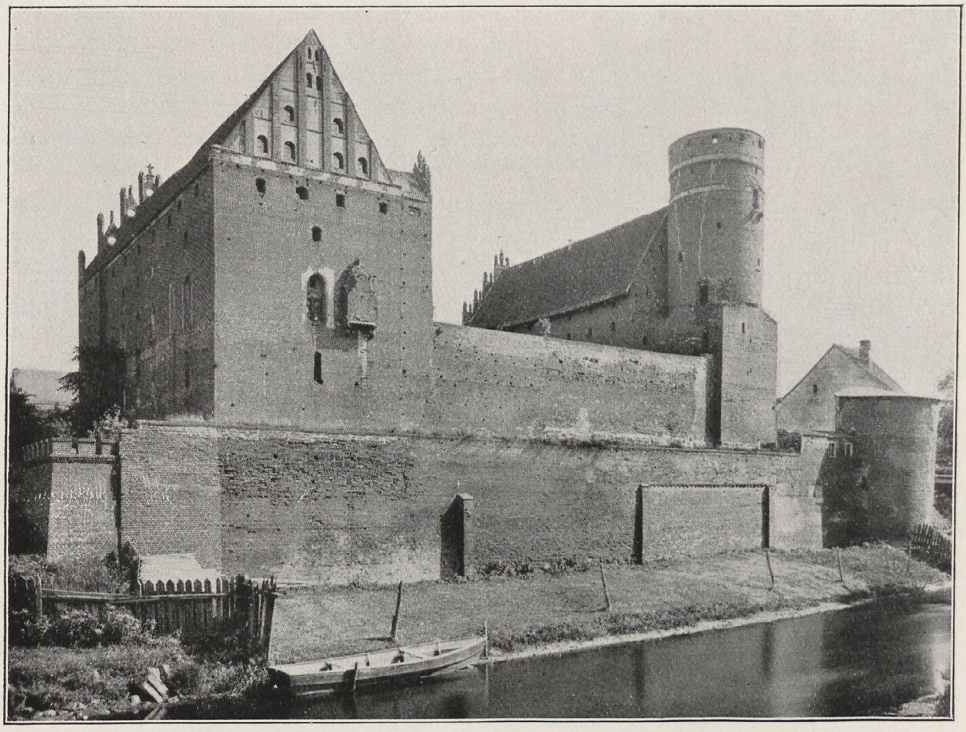


Abb. 92. Allenstein, Westansicht der Burg.

von Thorn ein Haus, das schon Ende des 16. Jahrhunderts Ruine war und daher nur aus wenigen Überbleibseln den Grundplan erraten läßt. Eine teilweise Übereinstimmung mit der Burg Schönberg wird dabei deutlich.

Der Bischof von Pomesanien hatte einen Wohnsitz in Riesenburg. Kellerzüge und alte Zeichnungen geben zu erkennen, daß dieses Haus nicht vierflüglig ausgebaut war, sondern im wesentlichen aus einem Hauptflügel bestand, an den sich kurze Seitenflügel ansetzten. Wehrmauern mit angelehnten Wirtschaftsgebäuden dürften den vorgelagerten rechteckigen Hof begrenzt haben. Riesenburg wurde nach verschiedenen Quellen 1276 oder 1277 angelegt. Der steinerne Ausbau kann jedoch erst später erfolgt sein. In den Kellern befinden sich bereits mehrere Kappenteilungen, wie sie bei Haupträumen erst nach 1300 vorkommen. Das Gurtgewölbe zeigt Formen, die um die Wende zum 14. Jahrhundert allgemeiner werden. Wenn also 1342 und 1343 Domherren als Aufseher für Maurer- und Zimmermannsarbeiten erwähnt werden, so ist dabei nur an den Ausbau der gesamten Burg zu denken[91]). Das Bischofshaus wäre demnach gleichzeitig mit der zugehörigen Domkapitelburg in Marienwerder erbaut worden.

Plan 29
Abb. 86 bis 88

Eine dritte Burg in Pomesanien, Schönberg, verkörpert das gleiche Anlageprinzip wie das bischöfliche Haus in Riesenburg, doch in viel differenzierterer Ausgestaltung. Den Grundriß bildet ein nur wenig gestrecktes Rechteck mit Ecktürmen und zwei Zwischentürmen an jeder Burgseite. Im Westen lehnt

sich ein außerordentlich schmales Burggebäude an die Mauer an. Es besteht aus zwei Teilen: der kleinere nördliche Teil ist gänzlich in Stein ausgebaut und im Dachgeschoß mit Wehrfenstern versehen, der südliche Teil besitzt mittelalterlichen Fachwerkaufbau. Die Zwischentürme im Westen wurden nicht fertig gebaut. Im Norden und Süden stehen bis zum nächsten Zwischenturm wie in Riesenburg kurze Querflügel. Im übrigen begrenzen Wehrmauern, ursprünglich nur 2 Meter über dem Hofe hoch, mit Zinnen und Schießscharten den Burgplatz. In der Mitte der Ostseite liegt der vorspringende Torbau. Neben ihm erhebt sich der quadratische Hauptturm. Wölbungen in Tonnenform erhielten sich im Nordteil des Westflügels. Die Entstehungszeit der Burg ergibt sich aus einer Bauinschrift am Tore: 1386 wurde sie unter Bischof Heinrich von Skerlin vollendet. Später, im 15. und 16. Jahrhundert und um 1700, fanden weitere Ausbauten statt.

Schönberg gibt vielleicht von allen erhaltenen Bauwerken der Bischofsgebiete am klarsten die Grundidee solcher kleinen Burganlagen wieder. Es handelte sich bei ihnen in erster Linie um eine Hofbefestigung, in die man die Häuser aus Holz oder Stein hineinstellte. Lamgarben, Bäslak und andere Burgen bewiesen das für die Ordensarchitektur. Wie selbständig der Mauerring in Schönberg zunächst gedacht war, geht aus den nicht vollendeten Türmen an der Westseite hervor. Erst als man den Bau eines steinernen Hauses hinzuplant, gibt man sie als überflüssig für die Verteidigung auf. In Lamgarben war es nicht mehr zum Steinhause gekommen. In der Regel stellte man bei den Ordensburgen mehrere Häuser, mehr oder weniger locker aneinandergereiht, in den Mauerring, wobei man sich, wie bereits gezeigt, für die Hausform an das Vorbild der Konventsburgen hielt. Im Grunde lebt also noch in der Spätzeit bei den kleineren Burganlagen der allgemeine Bauvorgang der Frühzeit fort, nur daß jetzt die rechteckige Kastellform als feste Ausgangsform dient. Wie weit sich der Burgbau in den Bischofsbezirken von der Konsequenz der Entwicklung entfernt, wird in Schönberg besonders deutlich. Der rechteckige Kastelltypus wird übernommen,

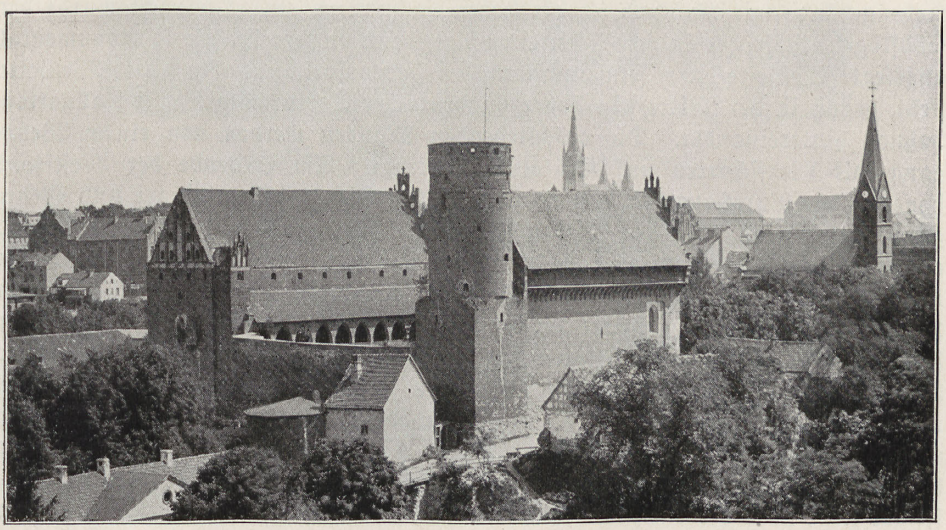


Abb. 93. Allenstein, Südansicht der Burg.

aber das Burghaus paßt sich als selbständiges Gebilde der Ummauerung an. Es ist durchaus verschieden von einem Ordenshause, läuft langgestreckt und schmal an der Mauer entlang. So ordnet es sich der Mauer unter, während das Ordenshaus immer seine bauliche Selbständigkeit gegenüber der Mauer behauptet. Charakteristisch für die Schönberger Burg ist zudem eine gewisse Zierlichkeit in Grundriß und Aufbau, die sich z. B. in der geringen Mauerstärke und -höhe äußert, in der Winzigkeit der vielen Türme und der geringen architektonischen Wucht der Gebäude. Das sind Stilmerkmale, die bereits, wenn auch geringer, in Heilsberg in Erscheinung traten. Wie ganz anders wirkt dagegen die kaum spätere Neidenburg, bei deren Errichtung von den gleichen wehrbaulichen Grundsätzen ausgegangen wurde.

Mit Heilsberg ungefähr gleichzeitig erfolgte der steinerne Ausbau zweier anderer Bischofsburgen des Ermlandes. Beide, Seeburg und Rößel, wurden von Johannes I. von Meißen kurz nach der Mitte des 14. Jahrhunderts begonnen und von Johannes II. Streifrock um 1370 im wesentlichen vollendet. Nur Rößel bewahrt eine ansehnliche Gestalt. Die Seeburg hat man am Ende des 18. Jahrhunderts durch Abtragungen stark zerstört. Doch läßt sich ihre Ähnlichkeit mit Rößel heute noch feststellen. Schon der Charakter als Abschnittsburg mit der Stadt als Vorburg zeigt die Verwandtschaft beider Anlagen. Der Hauptflügel war am weitesten nach der natürlich gesicherten Seite vorgeschoben. An der einen Ecke des vor ihm liegenden Burghofes erhob sich der unten quadratische und oben vielleicht wie in Rößel runde Hauptturm.

Die Burg zu Rößel ragt auf einem Bergvorsprung hoch über dem Zainetal auf. Die sie begrenzenden Talränder und ein Quertal umschließen auch die vorgelagerte Stadt an mehreren Seiten, so daß ganz das Bild einer konsequenten Abschnittsbefestigung entsteht. In der Tat geht die Anlage der Burg in die Eroberungszeit zurück. Um 1240 wurde sie vom Orden wohl an Stelle einer heidnischen Befestigung gegründet[92]). Die quadratische Burg wird im Süden und Osten von Gebäudeflügeln gebildet, an den beiden anderen Seiten lehnen schmale Nebengebäude mit Pultdach an die hohen Hofmauern an. Vielleicht wurde der Südflügel erst später in den Plan eingefügt, denn er zerreißt die so monumental angelegte Westseite durch sein unorganisches Herausspringen. In dieser Westseite steht, genau in der Mitte, ein hoher quadratischer Torturm mit zwei Fallgatterbahnen hintereinander. Die anschließenden Mauern werden von einem Wehrgang mit Werfscharten auf Konsolen überkragt. Am Südende der Westfront schneidet das Burghaus mit seinem neuzeitlichen Giebelaufbau Mauer und Wehrgang vorzeitig ab. An der Nordostecke springt überragend und stark flankierend ein mächtiger Rundturm auf quadratischem Unterbau vor. Sein Hohlraum im unteren Teile bleibt wie bei einem Bergfrit schachtartig eng, und auch nach dem Übergang zur Rundung weitet er sich nur allmählich in Absätzen. Etwas über der Höhe der Burgmauern öffnen sich Wehrfenster. Das unmittelbar darüber liegende, von der Witterung arg zerfressene Mauerwerk beweist, daß sich hier ursprünglich der Turmabschluß befand. Der obere Turmteil ist mit deutlich sich abhebender Mauerung erst später zugefügt. Seine Wände sind ganz dünn wie bei späten, für großes Geschütz bestimmten Türmen. Die enge Reihe der Wehrfenster liegt über dekorativem Rundbogenfries, der sich ähnlich am Vorburgturm in Heilsberg findet. Ein Rillenband schmückt die untere Grenze dieses oberen

Plan 31
Abb. 89
und 90

Teiles. Die Baugeschichte des Turmes läßt sich aus diesem Zustand ablesen. Wie in Heilsberg, mit dem ja der Bau von Rößel parallel geht, gab man den ursprünglich beabsichtigten Bergfrit als veraltet bald auf und entschloß sich für einen niedrigen, schon die Feuerwaffe in Betracht ziehenden Rundturm. Im Gegensatz zu Heilsberg dürfte in Rößel zwischen beiden Bauabschnitten ein größerer Zeitraum liegen. Der Rundturm wurde, wie der vielleicht gleichzeitige zu Barten, ein Kompromiß zwischen alten und neuen Anschauungen und genügte daher der schnell fortschreitenden Entwicklung bald nicht mehr. Ein weiterer Aufbau wurde notwendig. Nach den aus dem 16. Jahrhundert gut überkommenen Nachrichten läßt sich seine Entstehung am Anfang dieses Jahrhunderts im Zusammenhang

Abb. 94. Allenstein, Hofansicht des Südflügels.

mit dem Bau der Außenbefestigung oder aber 1594 unter Kardinal Andreas Bathory vermuten, weil damals die Mauern gebessert und ein „neuer Turm" errichtet wurde.

Von der am Anfang des 19. Jahrhunderts beseitigten Außenbefestigung, die besonders wehrhaft und eigenartig war, blieben nur geringe Spuren übrig. Alte Pläne und Ansichten vermitteln ihre Kenntnis. Ihr Bau erfolgte um 1505. Eine dicke Wehrmauer umzog die Burg, an den nicht durch natürliche Abhänge geschützten Seiten im Westen und Norden durch eine zweite Mauer verstärkt. In die Südwestecke war das rechteckige Torhaus eingebaut. An der Nordwestecke stand vor dem großen Hauptturm ein dicker, niedriger Batterieturm, der zu etwa einem Sechstel nach der Burg zu abgeflacht war. An den beiden übrigen Ecken erhoben sich Halbrundtürme. Ein gleicher Turm ragte an der Nordseite auf und flankierte

Abb. 95. Allenstein, Saal mit Sterngewölbe im Haupthaus.

die östliche Stadtgrenze. In so viel malerische Einzelheiten aufgelöst, verlor die Burg fast ganz den Charakter eines ordenspreußischen Bauwerkes. Und auch heute noch, nachdem die Außenwerke zum größten Teil gefallen sind, wirkt der Gesamtkomplex mehr wie eine Bergburg des Westens.

Abb. 91 Im Innern dagegen wird die Herkunft aus der Ordensarchitektur deutlicher. Die jetzt vollständig umgebauten Burghäuser und auch die angelehnten Nebenflügel ordnen sich durchaus in die Entwicklung ein, so sehr auch Einzelheiten wiederum abweichen. Vor den Hauptflügeln lag eine Vorlaube mit ähnlichem Aufbau wie in Heilsberg. Die Erdgeschosse wurden durch Querwände in viele kleine Räume mit gratigem Kreuzgewölbe eingeteilt. Über die Einrichtung der oberen Stockwerke können nur Vermutungen aufgestellt werden.

Auch in Rößel wird die Besonderheit der bischöflichen Wehrarchitektur voll zum Ausdruck gebracht. Die Burganlage ist aus den allgemeinen Gewohnheiten des Landes heraus entwickelt, aber die Burghäuser sind leichter aufgefaßt und weniger kompakt zusammengefügt. Dazu kommt noch die fremdartig bewegte Gestaltung der Eingangsseite. Wenn auch die Kraft zur großartigen, monumentalen Formung nicht vorhanden war, so liegt doch in der malerischen Zusammenfassung der eigenartigen Einzelformen eine sehr reizvolle Wirkung.

Während die Nachrichten über den Bau der bischöflichen Burgen des Ermlandes eine fast lückenlose Baugeschichte geben, fließen sie bei den Burgbauten des ermländischen Domkapitels weit spärlicher. Es ist aber anzunehmen, daß das Domkapitel in seiner Bautätigkeit nicht hinter dem Bischof zurückstand und ebenfalls nach Aufteilung des Bistums 1348 den Ausbau der ihm zugefallenen Burg-

plätze begann. Am besten hat sich von den Häusern des Domkapitels die Burg zu Allenstein erhalten. Als man 1353 die Stadt gründete, soll die Burg noch gebaut werden. Ihr Ausbau, der wohl bald darauf erfolgte, dürfte sich wie bei den anderen Burgen ziemlich lange hingezogen haben. Er muß sogar mit späteren Umbauten bis ins 15. und 16. Jahrhundert hineinreichen.

Das Haus zu Allenstein, Abschnittsburg mit vorgelagerter Stadt ähnlich wie Rößel, wirkt als mächtiger, geschlossener Bau der Neidenburg verwandt. Diese Übereinstimmung ist jedoch erst ein Ergebnis späterer Umgestaltung. Die ursprüngliche Anordnung gleicht mehr dem ersten Plane der Burg Soldau vor der Hinzufügung der Nebenflügel. Im Norden erhebt sich das dreiteilige Burghaus. Davor liegt ein gestreckt rechteckiger Hof, von Mauern umgeben, mit einem im Unterbau quadratischen Turm an der Südwestecke. Der Eingang öffnet sich wie heute noch in der Ostseite, erst später wurde, wie schon aus den dünnen Hofwänden hervorgeht, der Südflügel eingebaut. Auf den quadratischen Unterbau des Turmes wurde wohl gleichzeitig mit dem Hauptturm in Rößel und dem Vorburgturm in Heilsberg, also im 16. Jahrhundert, ein dicker, weiträumiger Rundturm aufgesetzt. Neuzeitlich ist der Anbau an der östlichen Langseite. Die Außenecken am nördlichen Burghaus springen wie in Heilsberg in breiter Fläche schmal vor die Mauerfront vor. Ein entsprechendes Ausspringen der Mauer läßt sich bis zu

Plan 30
Abb. 92

Abb. 96. Allenstein, Saal mit Zellengewölbe im Haupthaus.

einer bestimmten Höhe auch an der Südseite des zweiten Burghauses [illegible]. Zugleich mit dieser nur für einen älteren Zustand möglichen Anordnung beweisen versetzte Wehrfenster und andersartiges Mauerwerk, daß die Mauerhöhe früher einmal tiefer lag und daß später, wahrscheinlich mit der Errichtung des Süd-
Abb. 93 flügels, eine Erhöhung vorgenommen wurde. Durch Vorkragen der Deckenbalken auf hölzernen Stützen entstanden, hurdenartig, Werfscharten zur Sicherung der Südfront. In dem so vorgekragten hölzernen Wehrgang liegen Wehrfenster. Die jetzt zum Teil abgetragene westliche Seitenmauer läßt doppelte Wehrgänge, davon einen in halber Höhe erkennen. Die Mauer stieg bis zu Haushöhe empor. An der Gegenseite, wo sie jetzt durch das neuzeitliche Haus ersetzt wird, war sie ebenso hoch. Im Nordflügel, dem eigentlichen Wohnbau, liegen über Erd- und Hauptgeschoß mehrere große, speicherartige Stockwerke, alle reichlich mit Wehrfenstern versehen, so daß auch hier sich mehrere Verteidigungslinien übereinander befanden. Das entspricht bereits später Verteidigungsgewohnheit, die reichliche Besatzung durch Söldner voraussetzt. Auch die kleinen Wehrfenster für Hakenbüchsen sind
Abb. 94 spät. Der Südflügel, mit ungewölbten, weiten Lagerräumen, muß als eine Art Söldnerkaserne angesprochen werden. So vollendet sich in Allenstein die in Neidenburg bereits begonnene Entwicklung der preußischen kleineren Verwaltungsburg zur Kriegs- und Söldnerburg.

Auch die Inneneinrichtung zeigt deutliche Merkmale später Umgestaltung.
Abb. 95 Im Hauptflügel muß der Raum nach Osten als Kapelle gedient haben. Seine vierzackigen Sterngewölbe könnten noch aus der Frühzeit der Burg stammen. Ein großer Remter in der Mitte und ein kleiner Raum nach Westen werden von figuren-
Abb. 96 reichen Zellengewölben, wie sie sich auch in der Stadtkirche zu Allenstein finden, überdeckt. Sie haben ihren Ursprung überhaupt in der kirchlichen Architektur.
Abb. 97 Die Vorlaube vor dem Nordflügel war im Erdgeschoß geschlossen und nur von kleinen Fenstern und schmalen Türen durchbrochen. Im Obergeschoß öffneten sich ihre Arkaden in schweren Spitzbögen, die unmittelbar von der Brüstung auf-
Abb. 98 stiegen. Die im Südflügel liegende, 1530 in Auftrag gegebene St. Annenkapelle wurde, wie der Bauzustand deutlich zu erkennen gibt, in das schon ältere Haus erst nachträglich eingebaut[93]). Ihre Wölbung besteht aus zwei Kuppeln, auf die rein dekorativ ein reiches Rippennetz mit durchklingendem Sternmuster aufgelegt ist. Die Raumform erinnert also stark an den kleinen Remter zu Heilsberg.

Ein vollständiger Überblick über die bauliche Entwicklung der Allensteiner Burg wäre vielleicht nach einer gründlichen Durchforschung des teilweise noch unbearbeiteten Domarchivs zu Frauenburg möglich. Immerhin läßt der Baubestand, wie aus alledem hervorgeht, einen mehrphasigen Bauvorgang erkennen. Im ersten Zustand besaß die Burg nur ein Burghaus mit mauerumschlossenem Vorhof und den nicht zur Vollendung gekommenen quadratischen Eckturm. Die Außenmauer des jetzigen Südflügels zeigt an der Innenseite Verwitterungsspuren, hat also einmal längere Zeit frei gestanden. Erst in der folgenden Bauphase, die aber vielleicht noch in das 14. Jahrhundert fällt, baute man einen niedrigen Südflügel an. Er gibt sich noch jetzt durch seine spitzbogigen Fenster- und Türöffnungen und seinen oberen Mauerabsatz zu erkennen. Der untere Absatz diente zweifellos als Auflage für die Balken einer hölzernen Vorlaube. Mit der dritten Bauphase erfolgte dann der große Umbau, der der Burg annähernd ihre endgültige Gestalt gab. Im Haupthause erneuerte man die Gewölbe der

große Räume und setzte die von zahlreichen Wehrfenstern durchbrochenen Geschosse auf. Auch der Südflügel erhielt einen solchen Aufbau. Mauernähte beweisen zur Genüge das spätere Zukommen des ganzen Südteiles. Auch der runde Turmteil dürfte im Zusammenhang mit diesem dritten Bauvorgang stehen. Nach den Zellengewölben im Haupthaus erfolgte dieser Umbau etwa am Ende des 15. Jahrhunderts, jedenfalls sind alle diese Bauformen für das 14. Jahrhundert gänzlich undenkbar. Als letzte, vierte Bauphase ist dann der Einbau der Annenkapelle um 1530 anzusehen, der sich vollzog, als der Südflügel schon in seiner heutigen Gestalt fertig dastand: die Fenster und Gewölbe der Kapelle überschneiden ältere Bauformen.

In der Burg von Allenstein mit ihren beiden mächtig aufstrebenden, von Giebeln geschmückten Häusern, die durch hohe Hofmauern zu einer Einheit zusammengefaßt wurden, lebt sicherlich viel von der architektonischen Großartigkeit

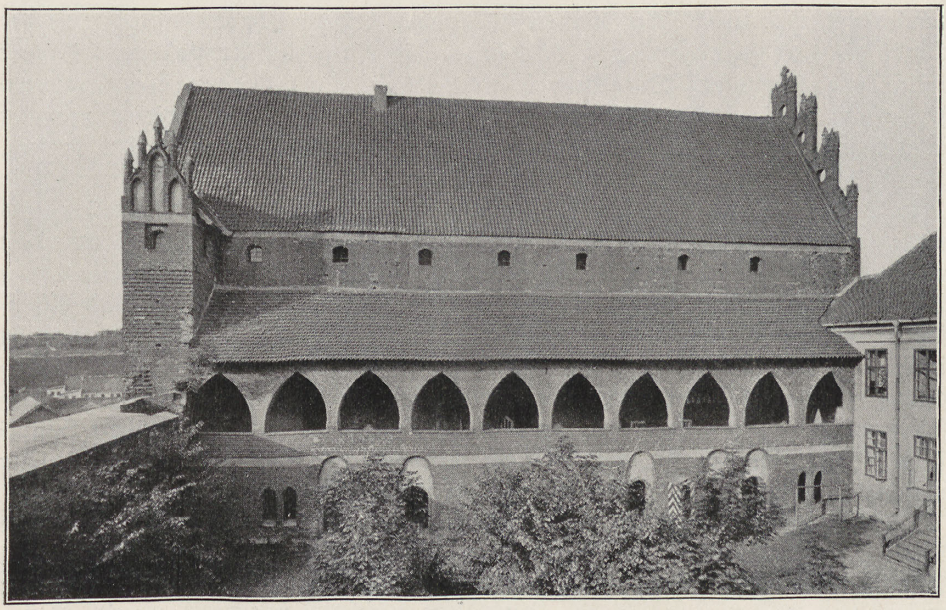


Abb. 97. Allenstein, Hofansicht des Hauptflügels.

der Neidenburg, aber die kubische Gliederung des Bauwerks bleibt weniger straff und wuchtig. Schon durch das Fehlen des zweiten Eckturmes geht der Masse an Monumentalität des Aufbaues verloren. Auch die Einzelformen sind weniger geschlossen. Die von vielen Öffnungen durchbrochenen Hauswände zerstören die kubische Strenge und Schwere. Burg Allenstein verleugnet ebenfalls nicht ihre eigenartige Stellung innerhalb der Gesamtentwicklung, sie hat den Ordensstil nur ganz allgemein übernommen, für seine letzten künstlerischen Konsequenzen fehlt den nacherlebenden Erbauern das mitschaffende Verständnis. Dafür gibt ihr eine weichere, malerische Stimmung die prickelnde Schönheit reizvoller Einzellösungen.

Neben dieser Gruppe ermländischer Burgen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die alle im Süden des Bistums liegen, gibt es eine andere im

Norden des Landes, die schon früher ausgebaut sein muß. Auch Braunsberg geht auf eine Gründung der Ordensritter zurück, wurde im großen Aufstand zerstört und gegen 1280 wieder aufgebaut. Sie gehörte dem Bischof und diente ihm bis 1340 als Residenz. Der Ausbau muß spätestens in der ersten Hälfte des
Abb. 99 14. Jahrhunderts erfolgt sein. Nach einer Stadtansicht von 1635 und Bauplänen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ergibt sich ein Bild von der jetzt völlig veränderten Anlage. Schon für Braunsberg war die rechteckige Hofbefestigung nach der Art von Soldau, Rößel, Allenstein gewählt worden. Im Süden stand der Burgflügel von der üblichen Form. An die Ostmauer lehnte anscheinend nur ein Nebengebäude an. Auch ein quadratischer Eckturm war vorhanden. Er erhob sich im Nordosten nach der Stadt zu. Vor der Westmauer mit dem Eingang in einem Torturm lag eine schmale, rechteckige Vorburg. Der noch erhaltene Torturm besitzt im Obergeschoß ein einfaches Sterngewölbe.

Die Burg des Bischofs zu Wormditt dürfte ebenfalls früher als die südermländischen Burgen ihren steinernen Ausbau erhalten haben. 1316 wird der Stadt die Handfeste gegeben. 1338 findet die Burg als Ausstellungsort einer Urkunde Erwähnung. Die Burg breitete sich in einer Biegung des Drewenzflusses aus. Die Stadt war ihr vorgelagert. Auch sonst scheint die Anordnung ähnlich wie bei den übrigen kleineren Burgen des Ermlandes gewesen zu sein. Von dem Haupthause im Norden blieben noch Keller erhalten.

Dem Domkapitel gehörte ein jetzt stark umgebautes, verstümmeltes und
Abb. 100 wenig mittelalterlich wirkendes Haus neben der Stadt Mehlsack auf dem
bis 102 hohen Steilufer in einer Biegung des Walschflusses. Die Lage von Stadt und Burg als Abschnittsbefestigung entspricht der Anordnung in Rößel und Allenstein. Ältere Grundrisse der Burggebäude geben noch eine gute Vorstellung von ihrer Lage und Einrichtung. An das hoch aufragende Hauptgebäude mit Wehrgeschoß gliederte sich ein etwas niedrigerer Nebenflügel an. Die übrigen Burgseiten wurden ursprünglich nur von Mauern abgeschlossen. Gegenüber dem Hauptflügel lag der Eingang. Obwohl sich der Grundriß der Burg etwas unregelmäßig verschiebt, ordnet er sich auch hier nach dem üblichen Anlageprinzip.

Auch von dem Haus des Bischofs zu Wartenburg vermitteln noch alte Pläne eine Anschauung. Es schob sich in eine Stadtecke und wurde erst 1364 von Alt-Wartenburg nach hier verlegt, gehört demnach zu den jüngsten Burgen des Ermlandes. Der Burgplan hat durch seine Einfachheit und seinen unregelmäßigen Verlauf Ähnlichkeit mit dem von Mehlsack. Auch hier stieß ein Nebenflügel an den langgestreckten Hauptflügel an, im übrigen begrenzten Mauern den Burghof. Turmbauten fehlten bei beiden Häusern, ein sicheres Anzeichen für ihre verhältnismäßig späte Entstehungszeit.

Dieser Reichtum des Ermlandes an Wehrbauten erklärt sich aus der großen Ausdehnung des Bistums und aus seiner zusammenhängenden Lage innerhalb des Ordensgebietes. Dadurch wurde sogar eine stärkere Eigenentwicklung, ein Herausbilden selbständiger architektonischer Anschauungen und besonderer Bauformen möglich.

Im Samland lagen die Verhältnisse für die bischöfliche Baukunst ungünstiger. Die einzelnen abgesonderten Teilchen des Bistums gingen fast ganz im Ordensgebiet auf, und daher unterscheidet sich ihre Architektur weit weniger von der des Ordens.

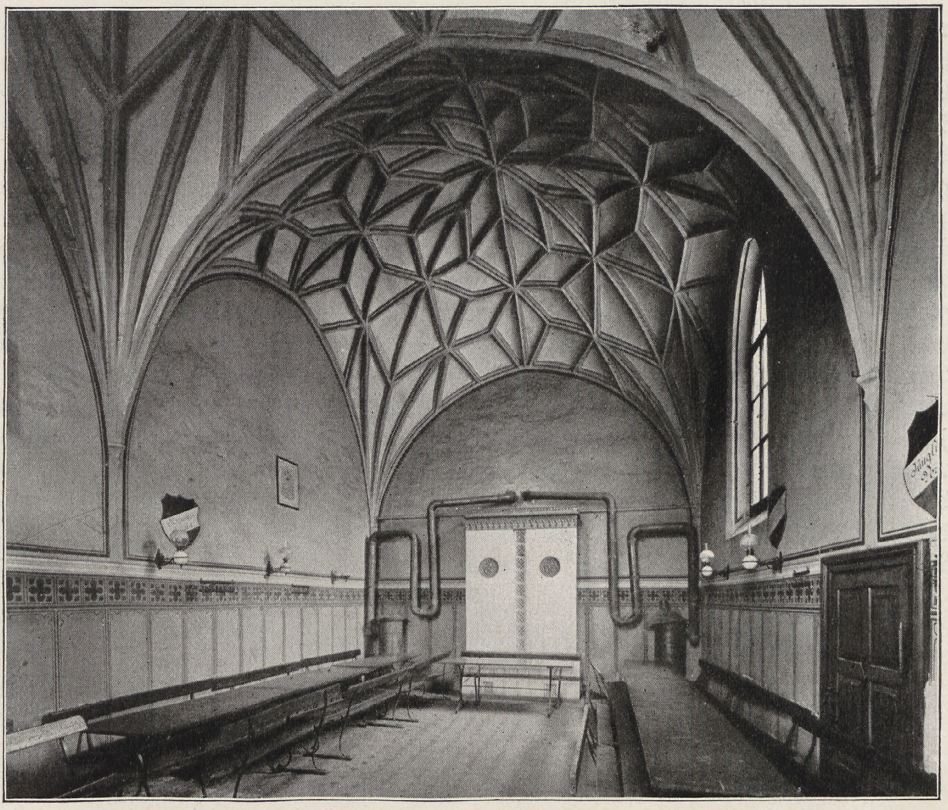


Abb. 98. Allenstein, St. Annenkapelle im Südflügel.

Am besten erhalten hat sich von den befestigten Häusern des Bischofs die Georgenburg in der Nähe von Insterburg. Sie besteht aus einem rechteckigen Mauerbezirk, an dessen einer Seite, diese nicht ganz ausfüllend, das Haus aufragt. Eine monumentale Geschlossenheit konnte sich bei einer solchen Anordnung natürlich nicht herausbilden. An einer der gegenüberliegenden Mauerecken erhebt sich ein Turm, im Grundriß quadratisch, die innere Ecke oben abgeschrägt, von geringem Durchmesser. Jenseits des Burghauses breitet sich eine Vorburg aus, der ganzen Geländeart nach schwerlich durch einen Graben abgetrennt. Das Haus besitzt Blendnischen an den Außenmauern, wie sie bereits in Bäslak vorkamen. Die innere Einteilung und besonders die Einrichtung des Wehrgeschosses gibt sich noch zu erkennen. Die Mauern des Hauses hatten ganz verschiedene Stärke und waren nach außen hin dicker als nach innen. Leichte Nebengebäude im eigentlichen Burghof können wohl angenommen werden. Die beiden außer dem Haupthaus jetzt vorhandenen Wohngebäude stammen aus nachmittelalterlicher Zeit. Der ganzen Plangebung und stilistischen Eigenart nach ist die Georgenburg erst am Ende des 14. Jahrhunderts in Stein errichtet worden. Abb. 103 bis 105

Von den übrigen Burgen des samländischen Bistums läßt sich nicht mehr viel feststellen. Dem Domkapitel gehörte Neuhausen, ein langgestrecktes Rechteck mit dem Haupthaus an einer Langseite, einem Nebenflügel gegenüber

und einem zweiten an einer der Schmalseiten. Das Burgtor wurde innen und außen von dünnen Türmchen flankiert. Ein später Batterieturm stand an einer Ecke. Die ganze Anordnung ist außergewöhnlich locker. Das Haus des Dom-
Abb. 106 und 107 kapitels zu Saalau besaß einen Hauptflügel, der von einem Torturm mit rundbogigem Torweg durchbrochen wurde. Der Teil rechts vom Eingang ist weggebrochen und der Turm mit dem restlichen Flügel unter ein Dach gebracht. Noch zeigt ein Giebel die kräftige Pfeilerarchitektur der Spätzeit. Ein Rillenband, weiß verputzt, umzieht unter den Wehrfenstern das Wohngebäude. Der Torturm, im unteren Teile von zwei hohen Nischen eingerahmt, hat über der Einfahrt die gleiche Verzierung. Den annähernd quadratischen Hof umschließen Wehrmauern. Ein Wirtschaftsgebäude an der einen Seite dürfte auf alten Grundmauern stehen. Das Brauhaus gegenüber dem Wohnflügel wurde nach innen und außen über die alte Wehrmauer hinausgebaut, es entstammt wohl dem 16. Jahrhundert. Die jetzt verschwundene Bischofsburg zu Laptau war anscheinend quadratisch und möglicherweise stärker mit Burghäusern ausgebaut. Besonders interessant war die ebenfalls verschwundene bischöfliche Burg zu Powunden. Ihr Grundriß verlief fast kreisrund wie der zu Schaaken. Auch lehnten sich wahrscheinlich an die Ringmauer nur primitive Innenbauten an.

Zweiter Abschnitt.

Die Stellung der Deutschordensburg im Geistesleben des 13. und 14. Jahrhunderts.

Die kunstgeschichtliche Sonderstellung.

Als Ergebnis der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung wurde die Tatsache festgelegt, daß sich der Kastelltypus der Deutschordensburg im wesentlichen in Preußen selbst aus den in den eigenartigen Verhältnissen begründeten Bedingungen herausbildete. Als Kloster brauchte die Burg große langgestreckte Saalbauten, deren Gestalt und Zahl schon die rechteckige und später die vierflüglige quadratische Grundrißordnung in sich trug und den Aufbau bedingte. Das doppelte architektonische Wesen, das sich aus der gleichzeitigen Bestimmung als Burg und Kloster ergibt, formt demnach den Typus. Dabei spricht sich der Burgcharakter vorzüglich im Außenbau, in der Gestaltung des Gesamtkörpers aus, während der Klosterzweck auf das Hausinnere, auf die Raumgestaltung stärksten Einfluß gewinnt. Diese die bauliche Einheit willkürlich zerreißende Unterscheidung wird notwendig, weil in beiden Elementen getrennt die Beziehungen zu der übrigen europäischen Entwicklung wurzeln[94]).

Die vier in ihren durchgehenden Mauerzügen, durch selbständige Dächer und durch Giebelbetonungen an den Schmalseiten als selbständige Häuser charakterisierten Flügel der Deutschordensburg kennzeichnen einen Kastelltypus, der durchaus unabhängig und eigenwertig neben die anderen quadratischen Burgformen Europas tritt[95]). Die apulischen Burgbauten Friedrichs II., etwa Bari, auf die Abb. 108
man gern als Vorbilder hingewiesen hat, bedeuten nichts anderes als eine Weiterentwicklung des spätrömischen Kastells. (Kasr Bchêr in der Provincia Arabia.)[96]) Abb. 109
Ebenso wie dort und bei den übrigen italienischen mittelalterlichen Stadtburgen bleibt die Umfassungsmauer das Primäre, die Hausbauten lehnen sich untergeordnet und gleichmäßig rundherumlaufend an sie an. Ein Blick auf den Grundriß und die äußere Erscheinungsform eines derartigen italienischen Kastells, wie z. B. Castello di Corte in Mantua, macht sofort den ganzen Unterschied deutlich. Der Mauercharakter herrscht immer wieder vor, und auch die vier Ecktürme sind in ungebrochener Stärke vorhanden, während der nordische Bau sie bis zum dekorativen Nebenzweck abschleift. Das zeigt sich auch schon bei den Kastellformen in den Rheinlanden, die ebenfalls auf das römische Kastell zurückgehen, aber mit der quadratischen Anlage eine nordische Auffassung verbinden, indem sie einzelne Häuser an den Rand des Burgbezirks stellen. Dieser wird also von den Burghäusern und gegebenenfalls durch verbindende Mauerstücke gebildet, eine Anordnungsweise, die auch bei allen anderen Burgformen des Nordens, z B. bei den Bergburgen, auftritt.

Gerade mit dieser rheinischen Burgform, wie sie etwa in Genap und Cleydael (Holland) vorkommt, besitzt die Deutschordensburg noch die größte Ähnlichkeit. Aber im Gegensatz zu diesen Randhauskastellen fehlt ihr das malerisch Zerrissene der unorganisch aneinandergereihten Burgteile. Ihre vier Einzelhäuser sind aufeinander abgestimmt und fest zu einer Einheit zusammengeschlossen. Das Rand-

hauskastell des Deutschen Ordens steht demnach zwischen dem Mauerkastell des Südens und der architektonisch aufgelockerten Kastellform in den Rheingegenden. Die Verkümmerung und das Fehlen der Ecktürme stellt ein weiteres Merkmal der nordischen Auffassung dar. Nur einmal, bei der Ordensburg Schwetz, schlägt im 14. Jahrhundert die südliche Auffassung mit ihren vier Ecktürmen in die nordische Entwicklung hinein, in demselben Jahrhundert kommt sie auch bei rheinischen Kastellen, z. B. bei Kempten und Zülpich, zum Durchbruch.

Aus all dem geht mit zwingender Deutlichkeit hervor, daß die Deutschordensburg nicht einfach eine Übernahme west- oder südeuropäischer Burggewohnheiten bedeutet, sondern aus verwandten Befestigungsprinzipien heraus ihre Formen bildete. Wie bereits gezeigt wurde, spielt dabei der Klosterzweck eine große Rolle.

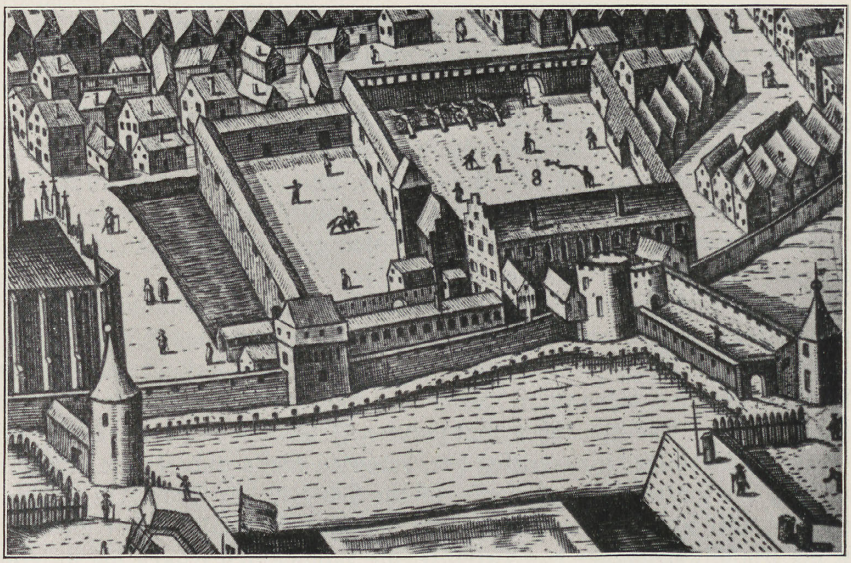


Abb. 99. Braunsberg, Ansicht des Schlosses nach einem Stadtplan von 1635.

Der rein äußerlich ähnliche quadratische Grundriß der Kloseranlage liegt in einer ganz anderen Entwicklungsebene. Zwar gab es befestigte Klöster während des ganzen Mittelalters, aber nie sind sie trotz des Gebäudequadrates kastellartig
Abb. 110 durchgebildet, vielmehr gleichen sie Bergburgen (Mont St. Michel in der Normandie), oder sie liegen nach Art der befestigten Städte in einem Mauerring. Ihre quadratische Anordnung geschieht also unabhängig vom Wehrzweck. Der Aufbau der Klosterhäuser ist einfacher, die Haupträume liegen im Erdgeschoß, das obere Stockwerk nahm den untergeordneten Wohnraum auf. Es fehlt demnach an gleichartigen Wehrformen, die zur Übernahme der Kloseranlage durch das Ordenskastell hätten führen können. Zudem ermangeln ja gerade die frühen Burgen, die doch auch schon Klosterzweck besaßen, des quadratischen Grundrisses. Eine Entwicklung des Kastelltypus aus dem Klostergrundriß kann also nicht erfolgt sein.

Ausnahmen von der in Preußen heimisch gewordenen Burgauffassung gibt es verhältnismäßig nur wenig. Der Burg Schwetz und ihrer Beziehung zu westlichen Entwicklungen wurde bereits gedacht. Die kleineren Burgtypen bilden im

allgemeinen reduzierte Formen des Kastells, Umgestaltungen, die bei veränderten Bedürfnissen und Geländebedingungen auch der außerpreußischen Entwicklung nicht fremd waren. So zeigt z. B. der Grundriß der Burg Lechenich im Rheinland eine grundsätzliche Ähnlichkeit mit dem der Burg Soldau, wenn auch die andere Turmverwendung das Gesamtbild im Aufbau nicht unerheblich verändert. Ebenso stimmt die Anordnung von Burgsinn in Unterfranken weitgehend mit Soldau überein[97]). Ein Bau wie die Neidenburg steht allerdings in seiner straffen Organisation auf Grundlage der heimischen Überlieferung so eigenartig da, daß es kaum möglich sein dürfte, eine einigermaßen angenäherte Formparallele zu ihm zu finden. Schloß Bütow dagegen mündet schon wieder mehr in die allgemeine Bahn der Entwicklung ein und erinnert stärker an Burgformen des 15. und 16. Jahrhunderts, deren Eigenart in der von runden Feuergeschützstürmen flankierten Hofbefestigung mit hineingestelltem Wohnhaus besteht. Das Prinzip dieser Verteidigungsanlage, sowie die Gestalt und innere Einrichtung der Türme kam von außerhalb, und zwar aus Süddeutschland. In Unterfranken besaß der Orden seit 1320 die schon im 12. Jahrhundert erbaute Burg Prozelten. Am Ende des 14. Jahrhunderts, wohl kurz vor der Errichtung des Hauses Bütow, sah sich der Orden veranlaßt, der Wirkung der neu erfundenen Feuerwaffen bei der Burg Prozelten Rechnung zu tragen: er legte deshalb an der Angriffsseite vor die älteren Burggebäude einen unterirdischen Wehrgang an, den runde Ecktürme, zwei halbrunde und ein quadratischer Zwischenturm, aus dem Abschnittsgraben aufsteigend, flankierten. In der Mauerdicke dieser Türme, deren Hohlraum noch nicht sehr weit ist, liegen Schießkammern von ähnlichem Charakter wie die in Bütow. Ihr Grundriß verläuft jedoch im allgemeinen rechteckig und ist noch nicht ausgewinkelt. Überhaupt wirken die Prozeltener Türme etwas altertümlicher und müssen schon aus diesem Grunde den preußischen zeitlich vorangehen[98]).

Nicht eigentlich zu den Burgbauformen gehört der Westbau der Hochmeisterwohnung; er ist seiner Bestimmung und seinem architektonischen Wesen nach durchaus befestigter Palast. Während bei den übrigen Bauten der Ordensarchitektur der Wohnzweck sich dem Wehrzweck gänzlich einordnete, treten bei dem Haus, das sich der oberste Ordensgebietiger am Ende des 14. Jahrhunderts errichtete, die wohnliche und die repräsentative Bedeutung mindestens gleichwertig hervor. Für derartige Palastbauten dürfte es in Preußen keinerlei Vorstufen gegeben haben. Mehrfach urkundlich genannte Hochmeisterwohnungen stellten sich zweifellos in den allgemeinen Baustil ein[99]). Auch beim Westbau griff der Orden auf Grundzüge einer außerpreußischen Entwicklung zurück.

Die Grundgestalt dieses Gebäudes, sein kastenartiger Körper mit den dicken Eckverstärkungen, die Betonung der Schauseite finden sich hauptsächlich bei französischen Palastbauten wieder. Diese Motive haben gerade in Frankreich eine lange und konsequente Abwandlung erfahren. Auch die innere Einteilung in mehrere Untergeschosse für Verwaltungszwecke und ein nach außen hin besonders durch die reiche Fenstergestaltung wirksames Saalgeschoß war dort zu Hause. Die Krone des Gebäudes umzog man in Frankreich gerne mit einem Wehrgang, der auch die Eckpfeiler oder Ecktürme mit in die Verteidigung einbezog[100]).

Das eigenartige Verteidigungssystem, Wehrgang mit Werfscharten über Mauerpfeilern, hatte sich ebenfalls im Westen, und zwar auf südfranzösischem Boden, aus besonderen Verhältnissen und Gewohnheiten ergeben. Gerade dort

blühte der Brauch, die Kirchen zur Verteidigung von Hab und Gut wehrhaft zu machen. Man legte auf ihre Mauerhöhe einen Wehrgang. Solche Wehrgänge wurden vom 12. Jahrhundert ab auf Konsolen vorgekragt und mit Werfscharten versehen. Beim Übergange vom romanischen zum gotischen Stil, am Ende des 12. Jahrhunderts, setzten sich zur Stützung der Gewölbelast Strebepfeiler gegen die Mauern der Kirche. Was war nun natürlicher, als daß man den Wehrgang auf diese Mauerstützen baute? Damit war ein zweckdienliches System der Kirchenverteidigung gewonnen. Beim eigentlichen Wehrbau wurde eine derartige Entwicklung durch nichts bedingt. Deshalb fehlen ihm auch die Mauernischen unter dem vorgekragten Wehrgang. Man behielt dort die Konsolen als Träger bei und verwandte nur ganz vereinzelt das System der Wehrkirche.

Da nun die oben geschilderte, im Westbau übernommene Palastform besonders gerne von den zahlreichen geistlichen Herren Frankreichs gebaut wurde und diese zugleich häufig genug die Erbauer oder Förderer befestigter Kirchen waren,

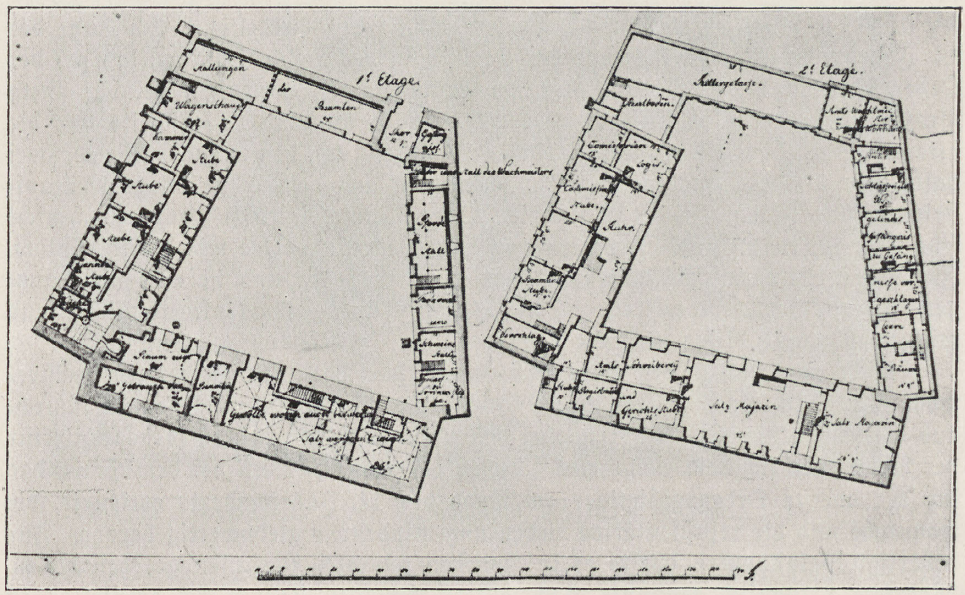


Abb. 100. Burg Mehlsack, Grundrisse des Erd- und Hauptgeschosses.
Königsberg, Staats-Archiv.

lag es für sie außerordentlich nahe, das vorteilhafte Wehrkirchensystem mit ihrem befestigten Wohnhaus zu verbinden. In der Tat lassen sich Ansätze zu einer solchen Vereinigung unter den geistlichen Palästen Frankreichs nachweisen. Soweit sich heute sehen läßt, brachte besonders ein Palast das System mit voller Konsequenz zur Anwendung. Aber gerade dieser Palast war der bedeutendste von allen und gehörte dem obersten Kirchenfürsten, dem Papst. Während des babylonischen Exils der Kirche wurde er im 14. Jahrhundert zu Avignon in Südfrankreich errichtet. Die örtliche Nähe zu zahlreichen mit Wehrnischen befestigten Kirchen erklärt ohne weiteres die Übertragung. Auch stammten die Päpste, die den Palast aufführten, alle aus Südfrankreich. Die Größe des Papstschlosses

sprengte allerdings die alte Palastform, doch sind auch einzelne Teile in der üblichen kastenartigen Gestalt durchgebildet[101]).

Beide Grundelemente des Westbaues, Gestalt und Wehrsystem, stammen also aus der französischen Entwicklung. Sie kommen dort noch im allgemeinen getrennt vor: die Gesamtgestalt bei den kleineren geistlichen Palästen, die Wehrarchitektur beim Papstpalast in Avignon. Ihre Vereinigung zu einem einheitlichen Bauwerk, das auch noch die verschiedensten Elemente ordenspreußischer Architektur in sich schließt, ist demnach das große Verdienst der Schöpfer des Westbaues. Als Ganzes ist er durchaus eigenartig und eigenwertig, durchaus nicht mit französischen Bauwerken zu vergleichen. Die französischen Entwicklungen sind nur die Quellen, aus denen die Ordensleute die Anregungen schöpften. Ihre künstlerische Gestaltungskraft war jedoch so groß, daß durch Verschmelzung und Weiterbildung ein ganz neues Gebilde erstand.

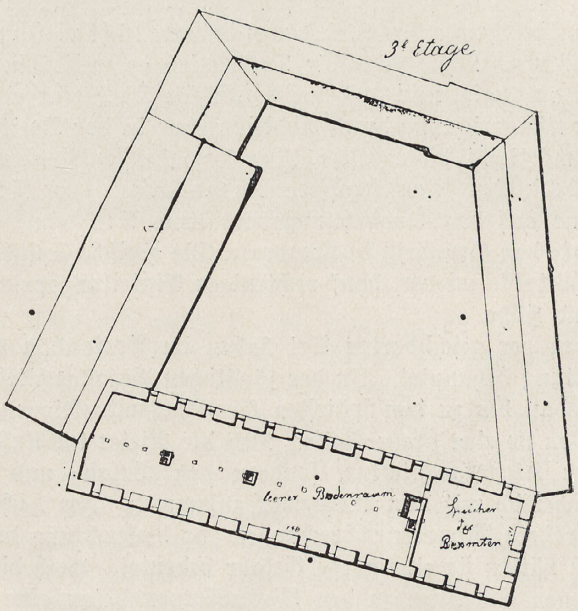


Abb. 101. Burg Mehlsack, Dachgeschoß.
Königsberg, Staats-Archiv.

Das Zurückgehen auf französische Anregungen gehört durchaus zu den Zeiterscheinungen am Ende des 14. Jahrhunderts. Die Untersuchungen von Dvorák haben erwiesen, daß Frankreich damals auf dem Gebiete künstlerischer Kultur wie überhaupt im Geistesleben Europas die Führung übernommen hatte[102]). Und wo hätte ein solch mächtiger Kirchenfürst wie der Hochmeister wohl würdigere Vorbilder finden können als bei den prunkliebenden geistlichen Herren Frankreichs? Dem Orden, der überall zu Hause war, fehlte es zu keiner Zeit an Verbindungen nach allen Teilen Europas. Es erscheint auch selbstverständlich, daß er einen Bau, der wie der Papstpalast mit seinen Neuerungen die Zeit bewegte, eingehend, wenn auch nur aus Schilderungen, gekannt hat[103]). Ob bei dieser Über-

nahme eine Zwischenstation, etwa im Rheinland, vorlag, entzieht sich, da dort keine verwandten Bauten mehr vorhanden sind, unserer Kenntnis. Es wäre nicht ausgeschlossen, bleibt aber für die Frage nach der letzten Herkunft der Bauideen gleichgültig.

Viel allgemeiner als die Körperformen wurzeln die Raumarten in der gesamten mittelalterlichen Entwicklung europäischer Architektur. Sie gehen fast durchweg von dem Saalraum aus, wie er namentlich im Norden Europas sich in typischer Gestalt durch die Jahrhunderte hindurch forterbt. Der Holzbau des Nordens war gezwungen, auf die natürliche Länge der Bauhölzer Rücksicht zu nehmen. Die Balken der Decke bestimmten die Raumbreite. Der Saal war also nur in der Längsrichtung zu dehnen. Das eben erzog zu einem Raumgefühl, bei dem die Ausdehnung in einer Richtung überwog. Wollte man die Raumbreite vermehren, so blieb nur übrig, Stützen in der Mittellinie des Saales aufzustellen. Damit entstand der zweischiffige Saalraum. Verzichtete man auf die Ausdehnung zugunsten einer Richtung, so ergaben sich quadratische Räume mit oder ohne Mittelstütze. Die Einführung des Steinbaues änderte nicht viel an dem gedehnten, schmalen Raumkörper. Ohne gewölbte Decke blieb er weiterhin von der natürlichen Holzlänge abhängig, und auch bei gewölbter Decke war eine stärkere Weitung nur in der Längsrichtung durch Addition oder in der Breitenrichtung durch Zwischenstützen möglich. Romanische Rundbogenkonstruktion und romanisches Stilempfinden bedingten eine straffere Organisation des Raumkörpers und stellten ihn gerne auf das Ausdehnungsverhältnis 2 : 1 ein. Die rundbogige Wölbform zerlegte den Grundriß in Quadrate. Die gotische Spitzbogenkonstruktion lockerte die Verhältnisse wieder, schuf rechteckiges Einteilungsprinzip und betonte stärker Länge und Höhe.

Raumformen der geschilderten Art haben im Profanbau des Mittelalters überall ihre Geltung behauptet. In der fürstlichen Palastarchitektur entwickelten sie sich vom Holzbau bis zu den spätesten Gewölbekonstruktionen. Auch bei den Rathäusern spielen sie eine große Rolle. Daß die Ritter im Aufbau ihres Saalhauses nicht der Klosterarchitektur, sondern den Palast- und Rathausbauten folgten, hängt sicherlich mit dem Wehrzweck zusammen. Im hochgelegenen Obergeschoß waren größere Mauerdurchbrechungen zur Beleuchtung der Säle möglich. Im Untergeschoß hätten sie eine große Gefahr bedeutet. Auch die hoch über dem Erdboden gelegenen Eingänge zu den Wohnräumen boten eine nicht zu unterschätzende Sicherung. Die ursprünglich hölzernen Treppen und Umgänge ließen sich bei Gefahr leicht vernichten. Dann war dem Angreifer der Zugang zum eigentlichen Hause nur mit äußerster Anstrengung möglich. Trotz dieses wehrbaumäßigen, an die ursprünglich befestigten Paläste und Rathäuser erinnernden Aufbaues kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Raumarten selbst, ihre Bestimmung und ihr Zueinander der Klostergemeinschaft entlehnt wurden. Die Ordensburg besaß die gleichen Räume, die jedes größere Kloster aufwies: Kapitelsaal, Dormitorium, den dem Refektorium entsprechenden Remter und einen Kultraum.

Diese lagen infolge des Wehrzweckes nicht so zwanglos nebeneinander wie bei den meisten Klöstern, sondern wurden nach bestimmten Regeln strenger zusammengefaßt. Hierbei ergeben sich charakteristische Unterschiede. In der Klosterarchitektur wurde für den Kultraum immer ein selbständiges Gebäude aufgeführt, die Klosterkirche ist ganz unabhängig für sich gedacht und schließt nur das Kloster-

Abb. 102. Mehlsack, Hofansicht des Haupthauses.

quadrat an einer Seite nach außen hin ab. Die Kapelle der Ordensburg dagegen bleibt Saalraum wie jeder andere. Nur bauliche Einzelheiten heben sie hervor. Das Hinausragen des Chores zu Marienburg bedeutet eine lokal bedingte Ausnahme[104]). Hier wird wiederum deutlich, wie sehr der Wehrzweck über alles andere dominiert. Die Kapellen vieler westlichen Burgen sind oft sogar kirchlicher gestaltet. Auch von einem Kreuzgang nach Klosterart darf ohne weiteres nicht gesprochen werden. Die zweigeschossige Vorlaube war ein ziemlich allgemein übliches Baumotiv mit dem Zwecke, den Zugang zu den oberen Räumen zu vermitteln. Im Grunde bedeutete sie nichts anderes als einen vorgesetzten Flurbau, wie er häufig, z. B. beim Westbau des Hochmeisterpalastes, auch mit in den Baukörper einbezogen wurde. Der Kreuzgang eines Klosters dagegen entsprang wesentlich anders gearteten Bedürfnissen. Er diente in den heißen Ländern des Südens als schattiger Aufenthalt. Nach dem Norden ist er als fertige Form übertragen worden. Der Deutsche Orden ließ jedoch die Kreuzgangarchitektur der Klöster nicht gänzlich unbeachtet, nur verlegte er sie vom Erdboden in das Obergeschoß seiner Vorlaube. Hier drängt sich der Eindruck eines Klosterkreuzganges ziemlich stark auf. Reich ausgestattete Obergeschosse von Vorlauben kommen allerdings auch in der Profanarchitektur, z. B. am Rathaus zu Braunschweig vor. Wie wenig die gesamte Anordnung kreuzgangartig ist und wie wenig sie der Klosterarchitektur entstammt, beweisen die Bischofsburgen im Ermland und vor allem Burg Heilsberg. Ihre Vorlaube hängt mit der süddeutschen Gewohnheit zusammen, den Kastellhof mit Arkaden zu umgeben. Bei italienischen Kastellen findet sich die gleiche Art, zwei oder auch mehr Bogenöffnungen meist auf Säulen

übereinanderzustellen. Von dort drang diese Baugewohnheit in benachbarte Landschaften ein, und gerade hier kommen in Burgen, z. B. in Matzen in Nordtirol[105]) und in Lueg in der Krain[106]), Hofarkaden vor, deren Architekturformen auch in Einzelheiten mit denen in Heilsberg übereinstimmen.

Im Klosterbau trifft man einschiffige und zweischiffige Säle an. Der zweischiffige Saal wurde jedoch die wesentlichste Raumform des Klosters und erhielt die verschiedenartigste Ausbildung. In Preußen gab es zweischiffige Hauptgeschoßsäle mit Sicherheit nur im Ordenshaupthaus Marienburg. Wirtschaftsräume mit Zwischenstützen in den Untergeschossen treten häufiger auf. Der quadratische Raum mit Mittelstütze war ebenfalls Allgemeingut der Klosterbaukunst, wenn auch Raumformen dieser Art nur noch vereinzelt vorkommen. Villard de Honnecourt zeichnete um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen solchen Saal in sein Skizzenbuch. In England dienten quadratische Räume dieser Art gewöhnlich

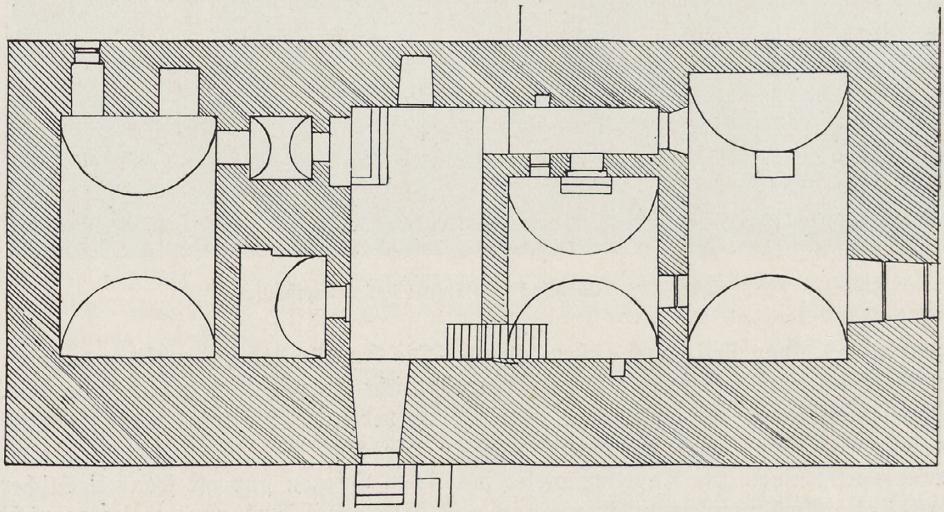


Abb. 103. Georgenburg, Grundriß des Burghauses.

als Kapitelsaal. Als schönstes Beispiel in der deutschen Architektur darf ein Saal
Abb. 111 im Kloster Eberbach, um 1345 errichtet, gelten. Der Orden selbst wandte, wie einleitend dargetan wurde, diese Raumform bereits bei seiner syrischen Burg Montfort an. In Syrien findet sie sich auch sonst, z. B. bei der Kreuzfahrerburg Saona[107]). Die Abwandlung in Preußen läßt sich einigermaßen überblicken. Von dem noch mit vier schweren Kreuzgewölben überdeckten Remter im Vorburghause zu Balga führt die Linie zu den Räumen wie in Lochstedt und Tapiau mit oder ohne Mittelstütze und reicher Kappenteilung der Decke. In den kleinen quadratischen Gemächern und den beiden Hochmeisterremtern des Westbaues der Marienburg liegt dann die letzte Ausprägung dieses Raumtypus vor.

Die Entwicklung der Ordensräume gleicht sich im allgemeinen Verlauf der der Klosterarchitektur an. Die romanischen Raumarten leben in den untergeordneten Sälen, namentlich in den Wirtschaftsräumen, aber auch in Dormitorien noch lange nach. Erdgeschoßräume in Lochstedt, Marienburg, ein Teil des Dormitoriums und der anschließenden Räume in der letztgenannten Burg, die eben-

[illegible]ale im erhaltenen Teil der Burg zu Königsberg und in manch anderen Häusern wirken mit ihrer tonnenartigen durchlaufenden Steindecke und den seitlichen Stichkappen, namentlich dann, wenn Mittelstützen sie in zwei Teile trennen, noch ganz so, wie etwa das Refektorium des Klosters Michaelstein im Harz, wenn sie auch spitzbogiger sind. Später verwandte man für die unteren Geschosse die entwicklungsgeschichtlich frühe Wölbform mit schweren Steingurten. Besondere Erwähnung verdienen dann die Gewölbe des Westbaues. Ihre Konstruktion und ihr Charakter entwickeln sich letzten Endes unmittelbar aus romanischen Wölbformen von Krypten und Vorhallen, wie sie im Westen Europas, also auch in den Rheinlanden, z. B. im Dom zu Speyer, in der Krypta von St. Gereon zu Köln und an vielen anderen Orten vorkommen. Beim Westbau wurden die gratigen Kappen im untersten Geschoß flacher, in den höher gelegenen dagegen spitzbogig gewölbt. Klosterräume dieser Art sind das Dormitorium zu Heiligenkreuz in Niederösterreich (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) und, bedeutend leichter gestaltet, das Refektorium des Klosters Jericho (Provinz Sachsen). Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß derartig schwere und altertümliche Wölbformen auch sonst in der mittelalterlichen Klosterarchitektur nachleben.

Die frühe kreuzgewölbte, niedrige Decke des Remters zu Königsberg läßt die Erinnerung an frühe gotische Refektorien, etwa an das im oberpfälzischen Kloster Kastel wach werden. Für die Ordenssäle reifender Stilform, wie die Kapelle in Lochstedt, gibt es in der Klosterarchitektur des 13. Jahrhunderts zahlreiche Parallelen, z. B. in Maulbronn, Walkenried u. a. O. Es läßt sich im allgemeinen feststellen, daß die Raumgestaltung in Preußen zunächst etwas hinter der großen Entwicklung zurückbleibt. Dann aber setzt jene Bereicherung und Auflösung ein, die sich nirgends auf dem Festlande Europas so großartig wie im Deutschordenslande vollzieht. Zwar ist auch sonst im Klosterbau der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine ähnliche Verzierlichung des Raumkörpers zu erkennen, wie z. B. bei dem wohl noch in derselben Zeit errichteten Kapitelsaal zu Maul- Abb. 112

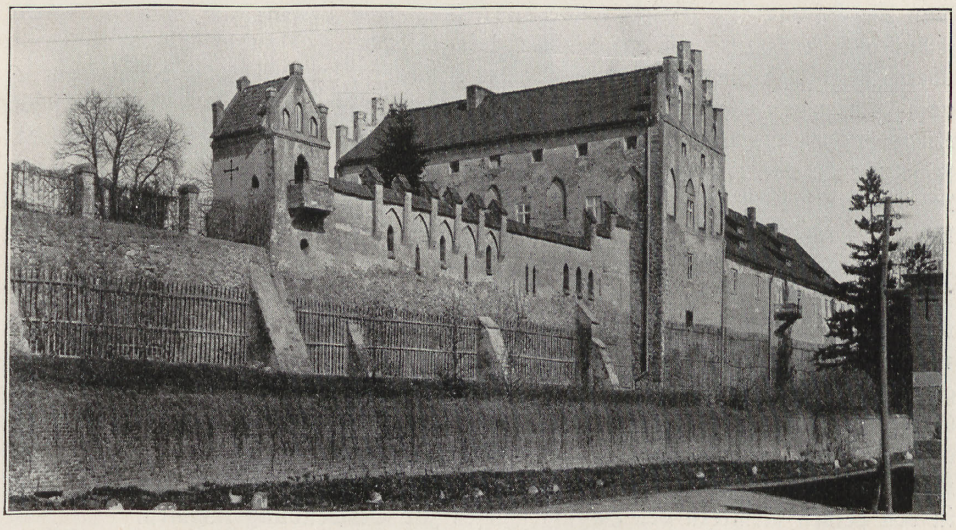


Abb. 104. Georgenburg, Gesamtansicht.

bronn, seine Verwandtschaft mit Deutschordensarchitektur wirkt geradezu überraschend. Überhaupt sind Beziehungen zwischen der Klosterarchitektur der Zisterzienser und Deutschordensräumen außerordentlich eng. Der große, von drei dünnen Stützen geteilte Saal im Kloster zu Bebenhausen bei Tübingen besitzt die gleiche Wölbform und einen ähnlichen Raumcharakter wie die Kapitelsäle zu Marienburg und zu Maulbronn. Indessen reicht die augenblickliche Kenntnis der Klosterentwicklung nicht aus, um die näheren Zusammenhänge zu ergründen. Vergleicht man die westlichen und östlichen Saalformen in ihren Einzelheiten, so ergibt sich für den Westen eine härtere und schwerere Sprache. Wieviel zierlicher und zarter formt doch die preußische Baukunst dieser Epoche. Mit Sälen wie dem großen Remter im Mittelschloß der Marienburg läßt sich an Großartigkeit der Gesamtgestaltung und Feinheit der Einzelglieder schlechterdings nicht vergleichen. Den ganzen Unterschied in der stilistischen Durchbildung enthüllen jedoch erst Säle, die nicht der Zisterzienserarchitektur angehören, wie z. B. der Saal des Schlosses zu
Abb. 113 Marburg (vollendet 1311).

Das hängt nicht zuletzt mit dem anderen Baumaterial, dem Backstein zusammen. Er ermöglichte eine viel weitergehende Auflösung der Bauform, die Aneinanderreihung von Steinen kleineren Formats ergab ein reicher spielendes Stil-, Flächen- und Formgefühl als das Aufeinandertürmen großer Hausteinblöcke. Diesen Vorgang kann man ganz allgemein in Norddeutschland beobachten. Das Zusammensetzen von Ziersteinen erzielte eine zartere dekorative Wirkung als die fest in den Block gehauene Form. Auch Profile konnten bewegter gebildet, ihr Umfang bedeutend verringert werden. Das begünstigte wiederum die Entwicklung der Sterngewölbe, deren Ausprägung bis zur letzten technischen und künstlerischen Konsequenz ja gerade die Möglichkeit zur Schaffung jener reichen Raumformen gab.

Das Prinzip, durch Aufteilung der Kappen mit Hilfe von Zwischenrippen die Decke immer stärker zu entlasten und sie schließlich nur noch aus einem dichten statischen Rippennetz mit leicht zugedeckten Maschen bestehen zu lassen, kam, soweit man die Entwicklung zur Zeit überblickt, schon früh in England auf. Das neue technische Verfahren greift auf das Backsteingebiet des Festlandes, Norddeutschland, über. 1310 wird die Eingangskapelle der Lübecker Marienkirche, die Briefkapelle, nach dem neuen Verfahren gewölbt[108]). Der Orden nahm das Prinzip schon etwas früher, am Ende des 13. Jahrhunderts, auf. Die ersten zaghaften Versuche von Kappenteilungen in den Kapellen zu Marienburg und Lochstedt beweisen, daß er nur die Erfindung, nicht aber fertige Wölbformen kannte. Der Rippendreistrahl als Einteilungsprinzip wurde sein besonderes System, das er, wie die entwicklungsgeschichtliche Untersuchung zeigte, mit letzter Konsequenz zur Anwendung brachte. Durch Teilung der vier Kappen des Kreuzgewölbes entstand der vierzackige Stern. Weitere Hauptrippen und durch sie bedingte Unterteilung neuer Kappen ergaben noch reichere Sternformen. Die Entwicklung der Sterngewölbe und ihre einzelnen Formen sind dem Ordenslande durchaus eigentümlich. Erst bei den Räumen des Westbaues wich man von dem alten Einteilungsprinzip ab. Ein neuer Einfluß von England her läßt eine dort übliche Anordnung, die zwar noch konstruktiv ist, aber nach mehr dekorativ entworfenen Mustern bildet, in den beiden Remtern des Hauptgeschosses zur Verwendung kommen.

Der künſtleriſche Ausdruck.

Wehrbau und Kloſterarchitektur ſind die beiden Teilgebiete, aus denen heraus der einheitliche Ausdruck der Deutſchordensburg erwächſt. Immer wieder ergaben Betrachtungen des Geſamtcharakters und der Einzelformungen, wie ſehr Rückſicht auf Verteidigungsfähigkeit alle anderen Forderungen überwiegt. Die Ordensburg will auch künſtleriſch zunächſt als ein Stück Wehrarchitektur gewertet werden. Als ſolche ſpricht ſie den äſthetiſch erlebenden Beobachter zunächſt an. Die klöſterlich-ſtille Formenſchönheit ergibt ſich wie eine Überraſchung erſt ſpäter.

Der Wehrbau als Kunſtwerk nimmt innerhalb des menſchlichen Schaffens eine beſondere Stellung ein. Sachlicher und nüchterner als ſonſt die Architektur, ohne jede Abſicht auf verſchönernden baulichen Reichtum, bleibt er lediglich feſt und groß geformte Organiſation bodengewachſener Kräfte und menſchlicher Lebensbedingungen. Die nackte Zweckgeſtaltung gibt ihm innere Verwandtſchaft mit modernen Induſtriebauten, Geſchäftshäuſern. Sein künſtleriſcher Ausdruck verläuft jedoch nicht einheitlich, ſondern verſchiedenartig, entſprechend der Entwicklung. Die Bodenverwachſenheit nordiſcher Burgen, bei dem Erlebnis der Architekturformen unlösbar mitſchwingend, bedingt Einheit von Landſchaft und

Abb. 105. Georgenburg, Außenſeite des Haupthauſes.

Werk und malerische Mannigfaltigkeit in der Gruppierung der Gebäude. Ein Reiz mehr äußerer Art, ein Augenerlebnis, nur allmählich sich vertiefend, wird immer der erste und oft auch stärkste Eindruck solcher Formungen sein. Die künstlerische Organisation bleibt dem triebhaft gewordenen Naturdenkmal nahe. Anders dagegen die südliche, kastellmäßige Burggestaltung, der die Ebene nur landschaftlicher Hintergrund ist, die sich im übrigen aber von aller Erdgebundenheit unabhängig macht. In ihr verkörpern sich rein und ungehemmt menschliche Zweckkräfte, sie wird viel geistiger, weniger naturhaft. Ihre kubischen Massen stehen als steingetürmte menschliche Energien da. Künstlerisch bedeutet sie zweifellos mehr als die so sehr vom Zufall mitbestimmte nordische Burgform. Dafür entbehrt sie manches an malerisch romantischer Schönheit. Der Kompromißversuch

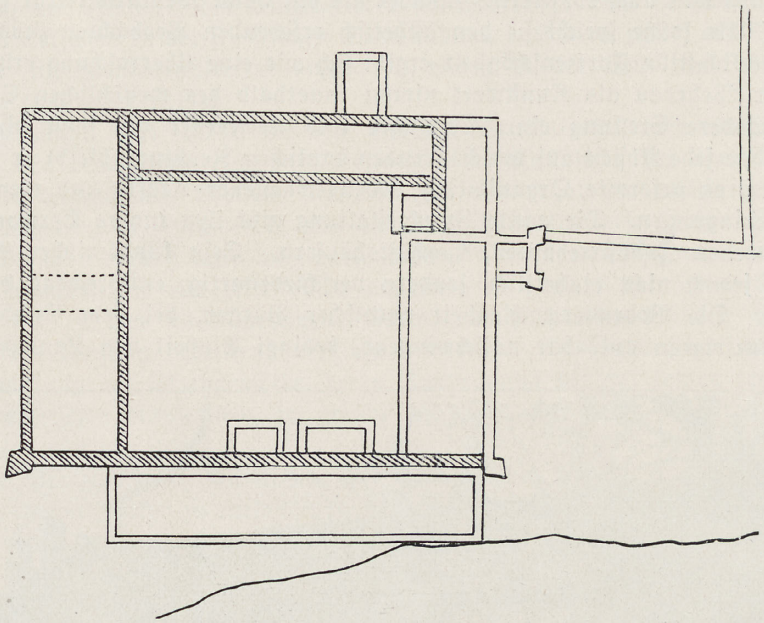


Abb. 106. Saalau, Grundriß nach alten Plänen.
Königsberg, Staats-Archiv.

des rheinischen Gadenkastells bleibt mehr entwicklungsgeschichtlich, ohne starkes Zusammenraffen zu großer Architektur. Malerische Reize treten hier stärker in Erscheinung und ranken sich in lockerer Bindung um das feste Gerüst des Grundplanes.

Von der künstlerischen Wirkung dieser beiden für einen Vergleich in erster Linie in Betracht kommenden Kastelltypen hebt sich die eigenartige Schönheit einer Deutschordensburg scharf ab. Das italienische Kastell als unmittelbarer Nachfolger spätrömischer Baugewohnheit stellt eine harmonisch schöne Addition einfacher kubischer Baukörper dar. Bei einer der klarsten Ausprägungen des
Abb. 114 Typus, dem Castello di Corte in Mantua, gruppieren sich in wundervoller Ausgeglichenheit die mächtigen vier Ecktürme und die etwa doppelt so breiten Mauerseiten zu einem einheitlichen Ganzen, bei dem jeder Einzelwert Bezug auf die anderen Faktoren und auf die Gesamtgestalt nimmt. Die Konsolen der Wehr-

gänge bilden den einzigen dekorativen Reichtum der Mauermassen. Eine derartige Einstellung entspricht durchaus dem Wesen der gesamten italienischen Kunst. Das Gadenkastell dagegen addiert unausgeglichene, mehr zufällig begrenzte Abb. 115
Hauskörper. Eine reiche, bunte Bewegung seiner Silhouette, eine reizvolle Zerwühlung seiner Gesamtmasse sind ein Ergebnis, wie es durchaus nordischer Eigenart des Gestaltens entspricht. Das Deutschordenskastell lagert sich durch das enge Aneinanderfügen der großen, schweren Saalhäuser in seiner wesentlichen Masse zu einem nur leicht gegliederten Gebäudewürfel zusammen. Der kompakt geballte Steinkubus wird damit zum gigantischen, scharf und kantig formulierten Ausdruck wehrhafter Kraft. Das trotzige Gotteskämpfertum der Ordensritter konnte

Abb. 107. Saalau, Eingang.

sich kaum ein wuchtigeres Denkmal setzen. Strenge Schwere der Erscheinung beherrscht auch das italienische Kastell, aber wieviel körperlich differenzierter und gelenkiger wirkt es neben der fast dumpfen Großartigkeit einer ordenspreußischen Burg. Vom Geiste des Gadenkastells drang trotz der entwicklungsgeschichtlichen Verwandtschaft nur wenig in den eigentlichen Baukörper des Konventshauses ein. Malerische Zerrissenheit blieb seinem architektonischen Wesen fast gänzlich fremd. Und dennoch wird, wenn auch mehr äußerlich dekorativ, neben der Ballung zu einheitlich fester Masse das nordische Gefühl für malerisch auftreibende Form Gestalt. Am Mauerkörper selbst tritt es bescheiden zurück, aber über den

Wehrgängen, jenseits der Grenze wehrhafter Geballtheit beginnt es zu flammen. Mit den spitzen Dächern, den reich geschmückten Giebeln und Ecktürmchen bricht es empor, fasert den Hausblock aus und spielt in prickelnder Schönheit so ganz unwehrbaumäßig gegen den Himmel an. Erst recht gerät diese phantasievolle Form im Innern des Burgbezirkes bei den Umgängen und Sälen ins Blühen. Freude an schmückendem Reichtum, getrieben von religiöser Inbrunst, wird wie bei keinem der beiden anderen Kastelltypen zur Form.

Da die Ordensburg nicht nur Wehrbau, sondern wenn auch in geringerem Maße zugleich Kloster war, blieb sie nicht so ausschließlich bei der reinen Zweckgestaltung wie der übrige Burgenbau und legte auch auf reiches Bauen Gewicht.

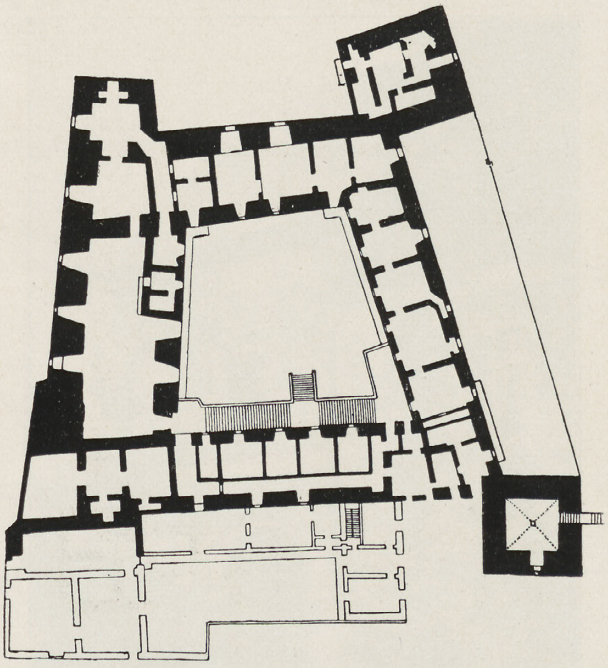


Abb. 108. Bari, Grundriß des Schlosses.

Das gab ihr eine schärfer ausgeprägte Entwicklung, eine Stilwandlung, bei der auch der künstlerische Ausdruck nicht unerheblich verändert wurde. Sowohl in der inneren Ausgestaltung wie auch beim Außenbau treten solche zeitlichen Abwandlungen der architektonischen Auffassung deutlich auf. Sie lassen sich naturgemäß für die frühen Entwicklungsstufen, deren Denkmäler so mangelhaft überliefert sind, schwerer festlegen als für die Blüte- und Spätzeit. In den ersten Jahrzehnten der Eroberung kann von einem eigentlichen künstlerischen Ausdruck angesichts der primitiven Bauweise wohl noch nicht die Rede sein. Sie geben sich auch in dieser Hinsicht ganz als Vorbereitung, als eine Schaffung künstlerischer Grundlagen zu erkennen. Erst mit dem Beginn des Steinbaues in der Folgezeit setzt die Ordensburg als Kunstwerk ein.

So weit sich aus den erhaltenen Resten die Wirkung der von der zweiten Generation ausgeführten Burgbauten noch erkennen läßt, bleibt kein Zweifel

über die Stellung, die der Mensch jener Epoche gegenüber der Natur und zu seinem Werk einnahm. Zunächst war die Natur in ihren Bedingungen für ihn das unentrinnbar Zwingende, dem er sich willig unterwarf. Sein Werk ordnete sich in die natürlichen Gegebenheiten ein und wurde damit etwas, das mehr aus dem Erdboden als aus künstlerischer Vorstellung herauswuchs. Und selbst dann, wenn freie Wahl des Geländes von allzu starrem Zwange loslöste, eine erste großzügige Gesamtplanung ermöglichte, blieb die Anlage als Architektur immer noch triebhaft. Teil setzte sich an Teil, jeder aus eigenen Gesetzen heraus entwickelt: so wurde das Ganze. Ziemlich unselbständig stand der Mensch in Naturverstrickung seinem Werke gegenüber, noch nicht im Besitze jener letzten Formkraft, die nur seinem Willen gehorcht. Was dabei entstand, war als künstlerischer Ausdruck primitiv, naturgebunden. Dumpfes, fast zufälliges Werden schließt den Raum und baut den Körper. Eine Vorstellung von der früheren Raumgestalt

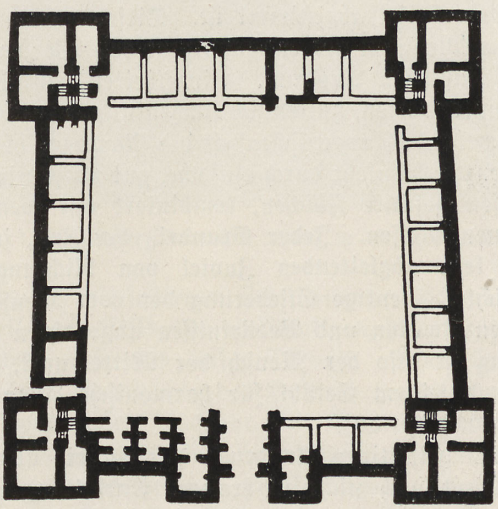


Abb. 109. Kasr Bchêr,
Grundriß des spätrömischen Kastells.

ergibt sich nur durch Rekonstruktion nach den Resten. Kein raumbestimmender Mittelpunkt wird deutlich, kein menschliches Wollen oder Sehnen faßt die Raummasse zu einem Beherrschenden zusammen. Überall nur zufällige, den Wohnbedürfnissen dumpf angepaßte Grenzen. Sie drücken wie übermächtiges Geschick auf das freie Atmen des Menschen. Im Außenbau ist anfangs die Formensprache gewiß ähnlich gewesen: schmale, vielleicht auch geduckte Steinhäuser neben Gebäuden aus leichterem Material, ungleich an Größe. Es muß ihnen das Aufragen zu selbstbewußter Monumentalität gefehlt haben. Die Burg blieb eine bodenverwachsene oder durch Triebgestaltung entstehende Zufälligkeit, die ihre besonderen malerischen Reize gehabt haben mag. Auch hier bestimmte noch kein künstlerischer Mittelpunkt, kein menschlicher Wille, keine höhere Idee. Dafür zeigte sich überall Begrenzung der Form statt freien Entfaltens, Unterwerfung unter die unüberwindliche Größe der Natur.

Der Kampf um die Befreiung aus der Naturgebundenheit setzte sehr früh ein und wurde von der zweiten Generation schnell erfolgreich anwachsend seinem Ende entgegengeführt. Die dritte Stilstufe der Ordensbaukunst steht künstlerisch bereits auf gänzlich verändertem, im Laufe der Entwicklung immer konsequenterem Standpunkt. Der Ausgleich zwischen Mensch und äußerer Gebundenheit durch Naturform und technische Hemmungen spielt sich in der Architektur vornehmlich in der Gestaltung des Raumes ab, der durch Einkörperung zu einem festen Gebilde gemeistert wird. Das Verhältnis des bauenden Menschen dieser Epoche zum Raum hält noch heute die Kapelle zu Lochstedt ungetrübt fest. Rekonstruierbare andere Burgräume bestätigen es. Der Raumausdruck ist frei, klar und groß geworden. Nach allen Seiten weitet sich der Saal, auf die Maße des Menschen, für den er errichtet wurde, Rücksicht nehmend. Nirgends mehr eine Enge, nirgends eine Richtung, die bestimmend überwiegt, nirgends ein Zuviel von Raumflucht. So wird der Mensch immer mehr zum Mittelpunkt des Raumes, dessen Begrenzung in erster Linie auf ihn abgestimmt ist. Dieses harmonische Abwägen der Verhältnisse mit dem Menschen als Maßstab gibt den Werken dieser Zeit schließlich einen geradezu klassischen Ausdruck. Einzelheiten baulicher und dekorativer Natur bleiben ihm unterworfen, halten sich flächenfüllend zurück, um keine störende Betonung in die schwebende Ausgeglichenheit des Raumgefühls zu bringen. Auch der Außenbau begrenzt sich zuletzt durch einfache, gut proportionierte und in sorgfältigen Verhältnissen gefüllte Flächen, kombiniert mit wenigen gleichmäßigen und klar abgewogenen Massen. Jeder Grundriß der Zeit, jede Fassade beweist es. Hier zerreißt kein abgleitendes Zuviel von Richtung, Aufteilung oder Dekoration die schlichte, gelenkige Gliederung der vom Menschen aus bewußtem Gefühl heraus seinen Zwecken und Bedürfnissen angepaßten Formen. Auch bei der Gesamtgestaltung ist also der Mensch der Mittelpunkt, nach seinen Zweckmäßigkeitsgesetzen und seinem Gefühl für harmonische Ausgeglichenheit türmen sich die Burggebäude um ihn auf.

In der Zeit des primitiven Ausdrucks dürften die übrigen Künste ebenso wie die bildende Kunst noch nicht zu freierer Entfaltung gelangt sein. Von literarischen Erzeugnissen hat sich nichts überliefert. Erst mit der dritten Stilstufe und dem klassischen Ausdruck treten Werke der Literatur auf, die in charakteristischer Prägung dem Geist der Baudenkmäler verwandt sind. 1326 beendet der Priesterbruder Peter von Dusburg seine „Cronica terre Prussie“, die wohl zum ersten Male eposartig die gesamte frühe Geschichte des Ordens zusammenfaßt. Peter von Dusburg, 1326 sicherlich schon im höheren Alter, gehört im wesentlichen der dritten Generation von preußischen Ordensrittern an, mag aber mit seinem Leben noch ein Stück in die zweite Generation hineingereicht haben. Seine Chronik verrät es in ihrer ganzen Auffassung. Es ist gewiß nicht zufällig, daß noch das Latein und nicht selbstbewußter wie später das Deutsche die Sprache des Werkes wurde. Gebundenheit der Frühzeit mag darin nachklingen[109]). Die Taten der Ritter läßt der Chronist als Ausfluß des göttlichen Willens erscheinen. Sie sind religiös gebunden, wie sich die frühe Architektur in einer allgemeinen Naturgebundenheit befand. Als ein „verschweigender Asket“ gibt sich Peter von Dusburg zu erkennen. Aber seine Chronik ist in ihren vier Teilen bereits feierlich und groß aufgebaut. Klar und treffend wirken die einzelnen Schilderungen, knapp gesehen und knapp dargestellt, ohne ein Zuviel von Ausschmückung. Das

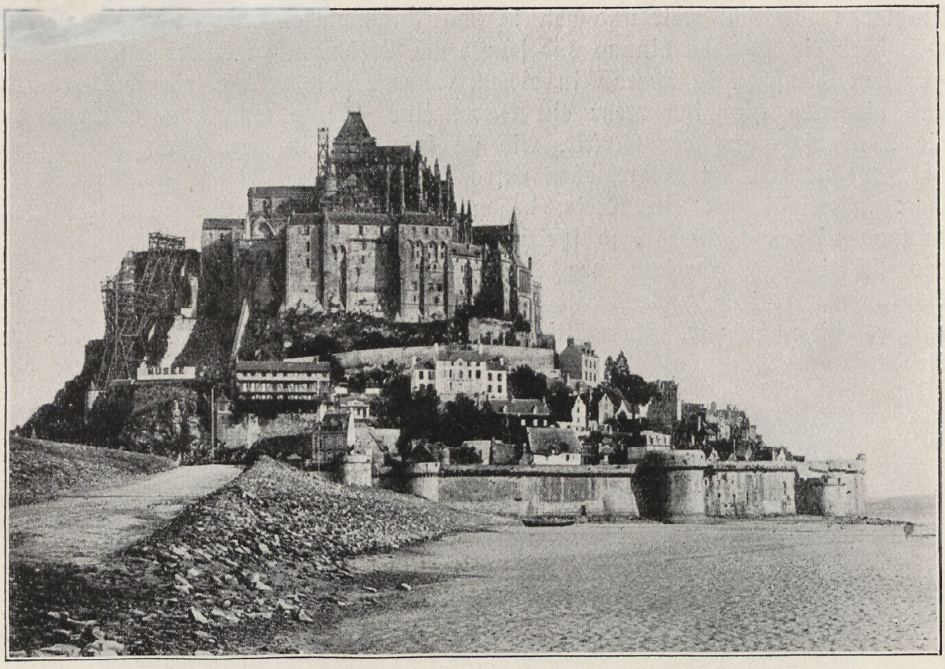


Abb. 110. Kloster Mont St. Michel in der Normandie.

macht gerade der Vergleich mit späterem Schrifttum deutlich. Der Geist der ersten Ordensburgen des reifenden Stils, der dreiflügligen, schwer gefügten Marienburg und der Burg Lochstedt weht aus dieser Chronik. Schon in deutscher Sprache entstanden um 1300 zwei Reimbücher des Heinrich Hesler: das Evangelium des Nicodemus und die Apokalypse. Auch ihr Stil ist mit dem der Architektur jener Zeit verwandt. Im Versbau wirken sie gegenüber späteren Dichtungen noch schwer, in der Darstellung einfacher und großformiger. Aber ein mystischer Geist in Vorahnung der in der folgenden Generation aufkommenden Seelenstimmung durchlebt sie bereits[110]).

Bei dem Ringen um eine Gestaltung der geklärten ureigenen Vorstellung wächst der Mensch und wächst sein technisches Können. Die in ihren gleichmäßigen Beziehungen zum Menschen und seinen Bindungen sorgsam abgewogenen Formen werden seinem geweiteten Fühlen zu klein und zu nah. Irgendwie möchte er los von seiner in das Zentrum gestellten Nichtigkeit und den ihn jenseits der festen Wände grenzenlos umflutenden, unendlichen Raum erfassen. So sprengt das übermächtige menschliche Gefühl die fest und scharf gezogenen Mauern der Räume und der Körper. Die Säle der Marienburg aus der Zeit des reichen Stiles gaben, wenn auch nicht immer in gleich starkem Maße, dem neuen Fühlen gewaltigen Ausdruck. Im traumhaft zarten Spiel der Flächen und Linien entgleitet die Decke, der obere Abschluß des Raumes verliert sich in einem Dämmern, das nebelnd tief an den Wänden hinunterzieht. Überall findet im oberen Raumteil der Blick schwindende Schrägen, fortziehende Linien und nirgends ein klar geformtes Halt. Nur in der unteren Zone, die weniger beim Raumeindruck mitwirkt, bauen sich durchlaufende Wände auf. Dicht gereihte, große, schmale Fenster reißen das

strahlende Weltlicht weit und hell in das Raumdunkel. So flutet der Raum weit über die Mauern hinaus und schafft sich Verbindung mit der Unendlichkeit. Für den Menschen ist überall in diesem Gewoge ein Anfang, ein Mittelpunkt, und nirgends engt ihn mehr ein Ende, eine Grenze ein. Das erinnert an die Weltanschauung der Mystik, wie sie besonders in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Geistesleben Europas wach war. Wenn Meister Eckhart sagt: „Gott ist wie ein Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben und dessen Umfang nirgends ist[111])", so spricht daraus das gleiche mystische Weltgefühl, das sich in den Remtern der Marienburg architektonisch verkörpert. Der Baukunst des Jahrhunderts ist es auch sonst nicht fremd. Aber nirgends hat es diese restlose, überwältigende Kristallisation gefunden wie in der Ordenskunst. Der große Remter des Hochmeisterpalastes wird zu einem der

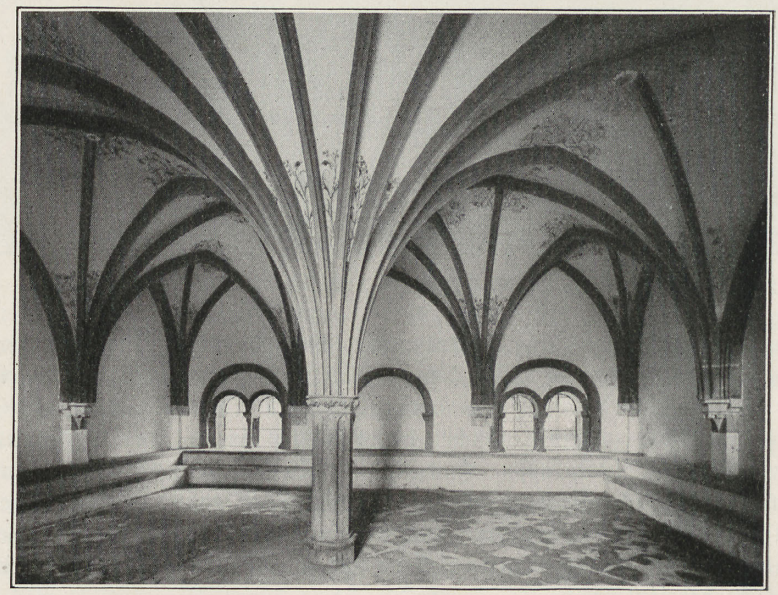


Abb. 111. Kloster Eberbach, Kapitelsaal.

gewaltigsten geistesgeschichtlichen Dokumente, das die Mystik auf dem Gebiete der Baukunst hervorgebracht hat. Im Außenbau konnte der mystische Ausdruck der Zeit naturgemäß weniger prägnant werden, und doch machen ihn z. B. bei der Burg Rheden die grenzenverwischende Dekoration des Rautenmusters, die vergeistigte Schmalheit der hohen Fenster, die auflösend reiche Gliederung des Baukörpers lebendig. Die Fülle von Einzelformen und schmückendem Beiwerk wird zu einer aufrauschenden Melodie, die über die plumpe, umgrenzte Materie hinwegtäuscht. Noch einmal, schon mehr ins Spielende gewandelt, faßt der Chorbau der Marienburg den geistigen Inhalt der Zeit. Vor sein knappes Steingerüst legt sich ein zart umschleierndes Steinfiligran.

Auch diesmal steht die Baukunst nicht als einzige künstlerische Prägung im Geistesleben der Epoche. Die Literatur des Ordensstaates erlebt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ebenfalls ihre Blüte, der eine ganze Anzahl von

nt. Nirgends gibt sich wohl die veränderte Einstellung der Zeit [illegible] der Bearbeitung von Peters von Dusburg Chronik, die um 1340 der Ordenskaplan Nicolaus von Jeroschin in kurzen mitteldeutschen Reimpaaren ausführte. „Er hob die sachliche Darstellung Peters von Dusburg auf die Höhe seiner höfischen Stilkunst, machte aus Peters düsteren Glaubensstreitern weidliche, ritterliche Helden, rundete da und dort den laufenden Bericht zu einem Gesamtbilde preußischen Kulturlebens, ja schürzte ihn gar zu kleinen Novellen auf. Mit kluger Hand war Peters von Dusburg grobes Garn zu einem lustsamen Faden versponnen . . .“[112]). Die Vermenschlichung des Geschehens lag im Zuge der Entwicklung. Auch der verhältnismäßig große Bilderreichtum, das Frohe, Heitere der Darstellung passen zu der Formensprache des reichen Stils. Die religiöse Weitung seiner dichterischen Erlebnisse bleibt dagegen aus, wohl weil sie dem Stoffe nicht lag. Immerhin wirkt im Gegensatz zu Peter von Dusburg seine Sehnsucht nach Erlösung vom Fleisch stärker, wenn er in einem Gebet sagt:

„O allerhoeste minne,
gib mir rechte sinne — — —
und lose mich mit heile
von des vleisches meile“[113]).

Das Vorbild kennt nur die Bitte um Reinheit. Die stil- und geistesgeschichtliche Stellung der „Kronike von Pruzinlant“ zwischen der frühen und der späten Weltanschauung wurde bereits treffend gekennzeichnet: „Jeroschin steht da in der Mitte: in ihm berühren sich die älteren geistlichen und die jüngeren weltlichen Tendenzen des Ordens und der Ordensdichtung; stellt er doch, an Dusburg gemessen, unzweifelhaft einen Fortschritt zur weltlichen Kunst dar[114]).“ Neben dem Geschichtswerk Jeroschins stehen mehrere große geistliche Dichtungen, wie Magister Thilos von Kulm „Die sieben Siegel“ (1331). Gereimte Werke über die Makkabäer (zirka 1320—1330), über Daniel (vor 1335) und das Buch Hiob (1338) wurden damals im Ordenslande geschrieben. „Mit höfischen Kunstmitteln, Bildern, Wendungen glich der Dichter (hier Thilo von Kulm) seinen Stoff dem ritterlich-höfischen Lebenskreise der Ordensschlösser an[115]).“ Immer wieder wird Fülle und heiterer Reichtum der Erscheinungen Ausdruck des wuchernd blühenden Menschengeistes jener Zeit.

Nach der Jahrhundertmitte geht die menschliche Gestaltungskraft weiter von Erlebnissen aus, die sich über alle Hemmungen hinwegzusetzen suchen. Doch ist es nun nicht mehr das flammende Gefühl, das sie treibt, sondern der kühler berechnende Verstand. Ein schon fast kalt zu nennendes Rationalisieren dringt in die Baukunst ein, gibt den Räumen wieder festere, dem nackten Daseinszweck angepaßte Begrenzungen, setzt die Körper aus schlichten, zweckentsprechenden Massen zusammen und läßt alle baulichen und dekorativen Bereicherungen als überflüssig weg. So wird der Mensch wieder einziger, unverrückbarer Mittelpunkt, von dem jedoch nicht mehr harmonisch schöne, sondern rein praktische Beziehungen ausgehen.

Es verhält sich im Grunde mit der Literatur der Epoche kaum anders. Das Geschichtswerk der Epoche war die deutsche Reimchronik des Wiegand von Marburg, um 1394 beendet. Leider ging das Buch verloren und blieb nur in Bruchstücken und Auszügen bekannt. An den Resten fällt die nüchterne Aufreihung der Tatsachen, der Verzicht auf den reichen, blühenden Stil der Zeit des Nicolaus von Jeroschin auf. „Wiegand war Geschichtsschreiber, nicht Dichter[116]).“ Das

lag im Geiste der Zeit. „Wiegand von Marburg weiß nichts mehr, er hat seine Freude am Kampf und Spiel[117])." Wenn Johann von Pfarrer von Ladekopp, seine Zeitgeschichte von 1360 bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts in schmuckloser lateinischer Prosa schreibt, so bedeutet das einen weiteren konsequenten Schritt der Entwicklung. Der Barfüßermönch Klaus Cranc verfaßt um 1350 eine Prosaübertragung der großen und kleinen Propheten. Der durchaus prosaische Zug der Zeit gibt sich auch in dem 1355 gereimten Schachbuch des Pfarrers zum Hechte zu erkennen.

Dem rationalisierten Ausdruck, der mit dem reduzierten Stile parallel geht, folgt eine Steigerung durch Betonung der Masse und der monumentalen Einfachheit. Schloß Ragnit und die Neidenburg sind die schönsten Denkmäler dieser großen Gesinnung. Gleichzeitig entsteht der Keim eines neuen künstlerischen Fühlens. Im Westbau des Hochmeisterpalastes bleiben die Räume in ihrer Grundform kubisch einfach. Die Rippen der Gewölbe liegen glatter auf den Flächen, sie dekorativ überspielend. Auch die breiten, flachen Fenster greifen nicht tiefer in die Raumform ein. Noch stärker wird diese mehr die Fläche auflösende Bewegung beim Außenbau. Ein peripherisch vergeistigender Ausdruck wie in der Spätgotik und im Rokoko erwacht, gelangt jedoch nicht zur vollen Entfaltung, da keine stärkere Nachfolge einsetzt. In der Thorner Madonna und den an ihren Stil sich anschließenden plastischen Bildwerken des Ordenslandes vom Anfang des 15. Jahrhunderts und in einzelnen Malereien tritt er dagegen stärker hervor. Immerhin hat sich verwandte künstlerische Einstellung auch später noch bei Bauten

Abb. 112. Kloster Maulbronn, Kapitelsaal.

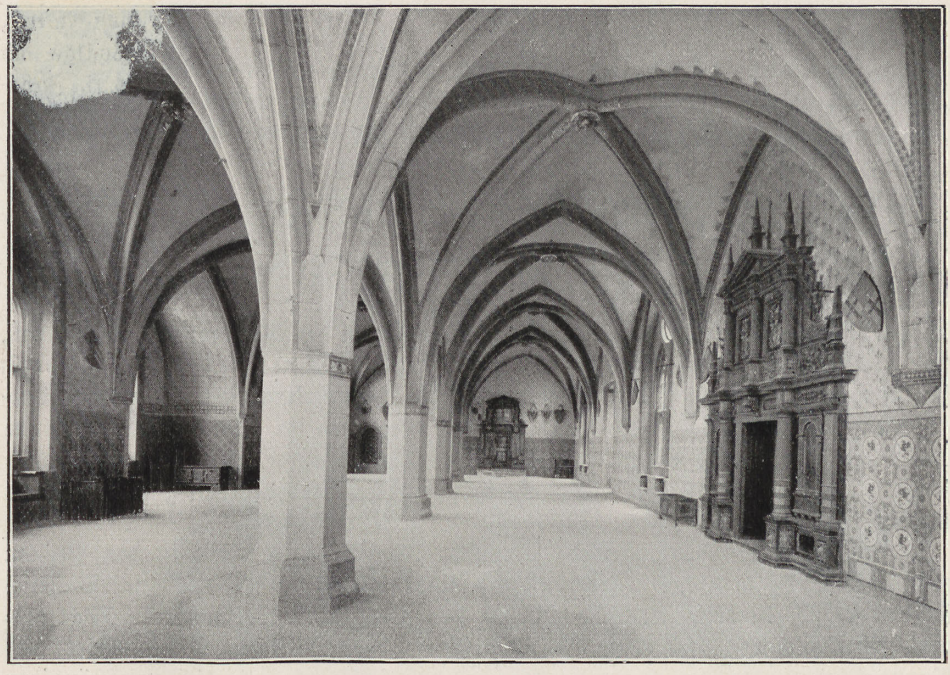


Abb. 113. Schloß Marburg, Großer Saal.

des Landes, so in Heilsberg im kleinen Remter, in den späten Sälen zu Allenstein und sogar noch in der Schloßkirche zu Königsberg geäußert.

Blickt man auf die Literatur um 1400, so atmen die lateinischen Schriften des Johannes von Marienwerder und sein deutsches Dorotheenleben ähnlichen Geist und stehen entsprechend im Gesamtverlauf der Entwicklung. „Das mystische Zwischenspiel um Dorothea von Montau war eine Fuge zwischen der altdeutschen Mystik des 14. und der neudeutschen des 16. Jahrhunderts . . .[118])." Auch den Westbau des Hochmeisterpalastes kann man nach seiner künstlerischen Eigenart als den mittleren Gipfel zwischen den benachbarten Höhen des reichen Stils und der Raumarchitektur des 16. Jahrhunderts in den Schlössern Heilsberg, Allenstein und Königsberg auffassen.

Der preußische Burgtypus als Verkörperung der Idee des geistlichen Ritterordens.

Die beiden geistigen Komponenten, die das Wesen des Ritterordens bestimmen, Mönchsidee und ritterliches Kriegerideal, werden rein äußerlich durch scheinbar gegensätzliche Standesgruppierungen, Mönchstum und Rittertum, dargestellt. Die gemeinsame Gottesstreiteridee verbindet im Mönch-Ritterverbande beide Teile zu einer untrennbaren Einheit. Als wichtiger, außerordentlich wirksamer Faktor bestimmt die Idee der geistlichen Ritterorden einen guten Teil des mittelalterlichen Lebens[119]).

Auswirkungen der zugrunde liegenden Doppelheit kommen in den Plänen und Taten des Deutschen Ritterordens immer wieder zum Vorschein. Politisch äußern sie sich in dem zweifachen Wesen des preußischen Ordensstaates, der einmal „Missionsstaat", nach der Missionstheorie des geistlichen Oberhauptes, des Papstes, sein sollte, daneben aber vom Orden selbst als gänzlich unabhängiges Gebilde gedacht war. Hier wurde die restlose Vereinigung unmöglich. Der er-

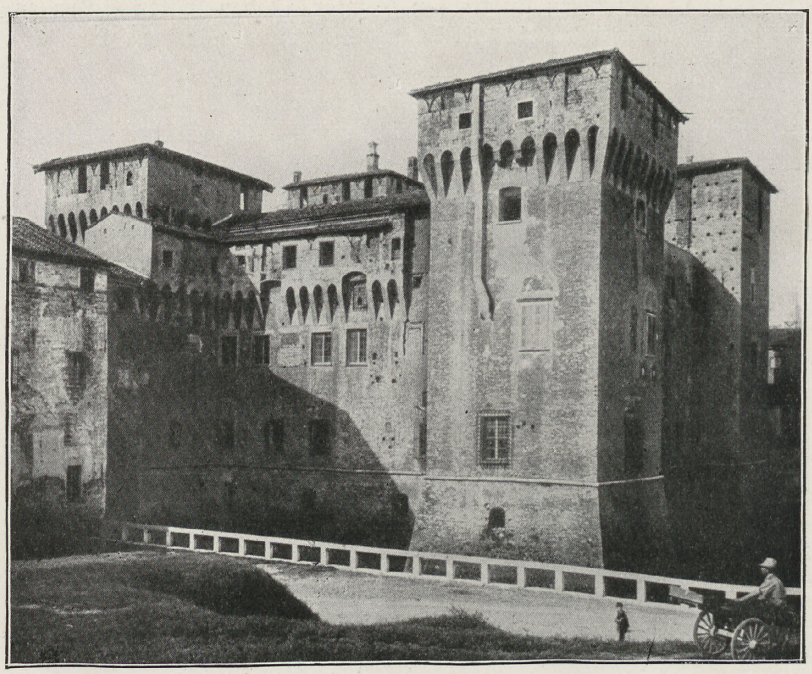


Abb. 114. Mantua, Castello di Corte.

folgte Kompromiß trug bereits den Keim zum Untergange des Ordensstaates in sich[120]).

In der preußischen Deutschordensliteratur spiegelt sich das doppelte Wesen der das Land beherrschenden geistlichen Rittergemeinde ebenso deutlich wieder. Das ritterliche Element in den Lebensgewohnheiten der Ordensbrüder hätte zu

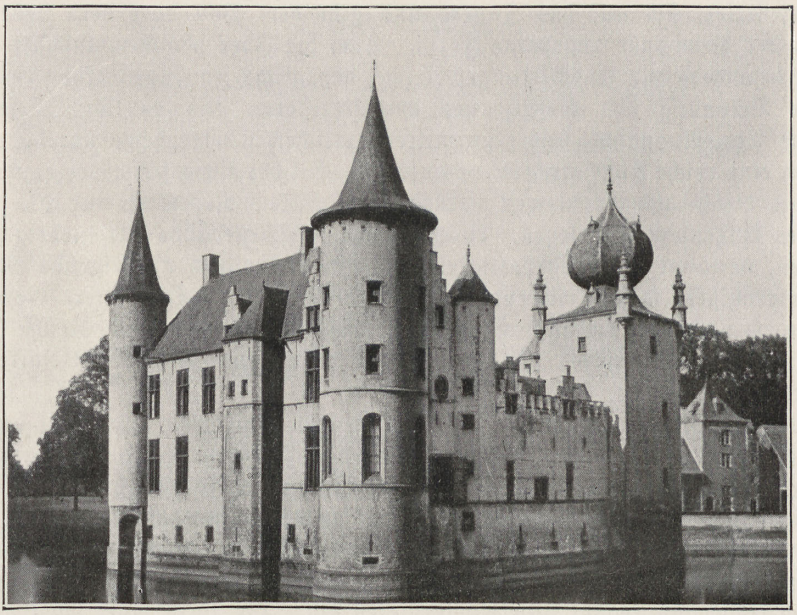


Abb. 115. Burg Cleydael (Holland).

höfisch-weltlicher Ritterdichtung wie im übrigen Deutschland führen müssen. Der starke religiöse Einschlag der Organisation schloß sie jedoch von vornherein aus. Sie setzt sich daher in Geschichtsschreibung um, die in Preußen als Dichtkunst wie kaum sonst blüht. Und das entsprach ganz dem ritterlichen Kriegerideal, das sich auf diese Weise erhabene Vorbilder schuf. Der Mönch im Ritter brauchte jedoch eine Ergänzung, und die fand er in der geistlichen Dichtung. Auch sie ist für Preußen besonders charakteristisch. Von Peter von Dusburg und Heinrich Hesler bis zu Wiegand von Marburg und Johannes von Marienwerder gehen beide Gattungen ständig nebeneinander her[121]).

Seinen klarsten Ausdruck und zugleich seine künstlerisch schönste Vereinigung hat der tiefgründige Gegensatz des Mönch-Ritterverbandes in der Ordensburg gefunden. Der doppelten geistigen Einstellung entspricht auch hier wieder eine Doppelheit in der Äußerung. Es sind zwei voneinander ganz verschiedene architektonische Zweckformen, die beide grundlegende Ideen verkörpern. Die Mönchsidee manifestiert sich baulich im Kloster, die des ritterlichen Kriegers in der Burg. Beide Formungen entstehen aus gänzlich getrennten Anfängen und verlaufen auch weiterhin in selbständigen Entwicklungen. Das Kloster wird architektonischer Ausdruck einer streng organisierten Gemeinschaft. Beim Burgenbau spielt die Gemeinschaftsidee zuweilen, wie z. B. bei den Volksburgen und den Anlagen

vom Rand- oder Gadentypus eine Rolle, wirkt aber im allgem
formbestimmend. Beiden Gebäudearten eignet in gleichem Maße
Abgeschlossenheit von der Außenwelt. Nur ist dieser Abschluß beim
willig, bei der Burg dagegen erzwungen. Das bleibt nicht ohne Einfluß auf die
Architektur. Den freiwilligen Abschluß läßt die Gebäudebegrenzung nach außen hin verhältnismäßig gleichgültig, sie wird nicht betont, weniger durchgebildet. Er konzentriert sich auf das Innere und gibt dem Bau dort dem Leben und Fühlen der Bewohner angepaßte Form. Auch die Idee der Gemeinschaft kommt hierbei besonders zur Auswirkung. Reiche, behagliche Innengestaltung, möglichst geringe Betonung des Außenbaues charakterisieren das bauliche Wesen des Klosters. Eine Ausnahme bildet im mittelalterlichen Klosterschema nur die Kirche, die auch eine reiche Außenarchitektur aufweist. Bei der Burg führt der erzwungene Abschluß durch den Wehrzweck gerade dazu, allen Nachdruck auf die Gestaltung des Außenbaues zu legen. Während die Klostergebäude nur niedrig zu sein brauchen, verlangt die Wehrhaftigkeit von der Burg hoch aufsteigende Mauern, die ein trotziges, massig wirkendes Aussehen verleihen. Die innere Gestaltung dagegen vernachlässigte man zugunsten der äußeren Mauerstärke. Reiche Innenräume in Burgen gehören zu den seltenen Erscheinungen der mittelalterlichen Architektur.

Ein Gemeinsames verbirgt sich hinter beiden Bautypen und ebnet den Weg zu ihrer Vereinigung. Der Abschluß von der Außenwelt bedingt Zusammenfassung, Geschlossenheit in der Gebäudeanordnung. Auch die fester bindende Gemeinschaftsidee mag ein übriges getan haben. So gruppiert sich das Kloster mit seinen Bauten schon früh rechtwinklig um einen Hof. Nur die Kirche macht auch hier eine Ausnahme, sie bleibt ein Bau für sich, ragt über die Klostergebäude hinaus, fügt sich jedoch fast immer dem Klostervieredk ein. Die Burg muß, schon um eine bessere Verteidigung zu ermöglichen, ebenfalls auf räumliche Ausbreitung verzichten und eine geschlossene Form der Anlage finden. Diese kann, wie die Entwicklung zeigt, kurvig oder geradlinig verlaufen.

Die Ordensritter in Preußen machten sich, zunächst einmal von der Burgform ausgehend, an die Aufgabe, Burgzweck und Klosterzweck miteinander zu vereinigen. Die frühen Burgen mit ihren unregelmäßig gestellten kleineren Häusern bewiesen das zur Genüge. Erst mit den geradlinigen Anlagen wie Elbing, Königsberg und an anderen Orten wurde die Möglichkeit gegeben, reichere und großartigere Innengestaltung im Sinne des Klosterbaues zu schaffen. Die Auseinandersetzung zwischen dem Wehrzweck und dem Klosterzweck während der ersten beiden Stilstufen bildet die bereits verfolgte Genesis der Deutschordensburg. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung ist das Deutschordenskastell, das alle wesentlichen Züge der Einzelfaktoren trägt: reiche Innengestaltung, stark betonten wehrhaften Außenbau und sinnreiche Konzentration der Gebäude. So verkörpert es die Idee des Ordens selbst und wird zu einem architektonischen Kunstwerk, wie es geistvoller organisiert und ausdrucksreifer für dieselben Zwecke in Europa nirgends sonst geschaffen wurde.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA MIEJSKA W ELBLĄGU

Anmerkungen.

[1]) Aus der umfangreichen Literatur seien folgende Arbeiten erwähnt:
Prutz, Die geistlichen Ritterorden. Berlin 1908.
Prutz, Entwicklung und Untergang des Tempelherrenordens. Berlin 1888.
Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883.
Heyck, Die Kreuzzüge und das Heilige Land. Monographien zur Weltgeschichte XII. Bielefeld-Leipzig 1900.
Wilken, Geschichte der Kreuzzüge.

[2]) Prutz, Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Leipzig 1877.
Philippi, Die deutschen Ritter im Burzenlande, Kronstadt 1861.
Obert, Hermann von Salza und die Eroberung des Burzenlandes.
Perlbach, Der Deutsche Orden in Siebenbürgen. Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung 26.

[3]) Zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen vgl. folgende Hauptwerke:
Voigt, Geschichte Preußens. Königsberg 1827—39.
Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. Halle 1872.
Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. Gotha 1880.
Oehler, Geschichte des Deutschen Ordens. Elbing 1908.
Treitschke, Das deutsche Ordensland Preußen. Histor.-Polit. Aufs. Bd. 2.
Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Tübingen 1924.

[4]) R. Hamann und K. Wilhelm-Kästner, Die Elisabethkirche zu Marburg und ihre künstlerische Nachfolge. Bd. 1, Marburg 1924.
Meyer-Barkhausen, Die Elisabethkirche zu Marburg. 1925.

[5]) G. Rey, Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie. Paris 1871, S. 143 ff., Tafel XV.

[6]) Eine eigentliche Bearbeitung der Deutschordensburgen in Siebenbürgen steht noch aus. Die wesentlichste Literatur sei kurz genannt:
Zimmermann und Werner, Urkundenbuch usw.
W. Bergmann, Reste deutscher Ordensburgen in Siebenbürgen. Freudenthal in Schlesien 1909.
Sigerus, Durch Siebenbürgen. Hermannstadt, in mehreren Auflagen.
Groß und Kühlbrandt, Die Rosenauer Burg.
Schuller, Archiv für die Kenntnis von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart.

[7]) Der Versuch Friedrich Beckers in der Greifswalder Dissertation vom Jahre 1914 „Die Profanbaukunst des Deutschen Ordens in Preußen", Verteidigungseinrichtungen der Ordensburgen unmittelbar auf den Orient zurückzuführen, ist in dieser Weise gänzlich unhaltbar. Wenn solche Einflüsse wirklich vorliegen, so sind sie nur gering und völlig in der europäischen Verarbeitung östlicher Prinzipien aufgegangen.

[8]) Rey, a. a. O.

[9]) Nadler, Die Berliner Romantik. Berlin 1921, S. 6. Vgl. auch das betreffende Kapitel in Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme. 2. Auflage, Bd. II.

[10]) Die verwandten Verhältnisse auf dem Gebiete der Literatur bei Nadler, Literaturgeschichte a. a. O.

[11]) Gesamtdarstellungen der Wehrarchitektur des Ordens seien hier angeführt:
Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeister. Berlin 1888.
Steinbrecht, Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit in Preußen. Berlin 1920.
Thesdorpf, John von Collas usw. und seine Zeichnungen von Schlössern des Deutschen Ordens im Samlande. Königsberg 1892.
Toeppen, Zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofsschlösser in Preußen. Ztschr. des Westpreuß. Geschichtsvereins. Heft 1 Danzig 1880 u. ff.
Quast, Denkmale der Baukunst in Preußen. Berlin 1852.
Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. Seit 1884 von Heise und dann von Schmid bearbeitet.
Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. Bearbeitet von Boetticher.
Clasen, Entwicklung, Ursprung und Wesen der Deutschordensburg. Jahrbuch für Kunstwissenschaft 1926, 1. Heft.
Die Literatur der einzelnen Denkmäler wird im angefügten Burgenverzeichnis genannt. Die in der angeführten Literatur schon häufiger benutzten urkundlichen Nachrichten werden nur in besonders wichtigen Fällen in den Anmerkungen noch einmal nachgewiesen.

[12]) Nicolaus von Jeroschin, Script. rer. Pruss. Bd. I, S. 341.

[13]) Peter von Dusburg, Script. rer. Pruss. Bd. I, S. 47.

[14]) Zeichnung von Giese im Besitz der Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg.

[15]) Nicolaus von Jeroschin, Script. rer. Pruss. Bd. I, S. 345.

[16]) Peter von Dusburg, Script. rer. Pruss. Bd. I, Kap. III, 1.

[17]) Dem steht allerdings entgegen, daß 1222 im Vertrage zu Lonyz ein Ort Turno unter den „quondam castra" erwähnt wird. Ewald, a. a. O. Bd. 1, S. 73, möchte ihn mit Alt-Thorn identifizieren. Es ist dann jedoch nicht einzusehen, daß der Orden die Burg später verlegt, da er solche preußischen Burgplätze schon wegen ihrer guten Verteidigungsfähigkeit in der Regel beibehält. Turno könnte immerhin in nächster Nähe gelegen haben, da dadurch die Übertragung des Namens zu erklären wäre.

[18]) Schrifttafeln von Oliva, Script. rer. Pruss. Bd. I, S. 677.

[19]) Außer dem von Steinbrecht benutzten Plan von Giese gibt eine Geländezeichnung im Geh. Staatsarchiv zu Berlin eine Vorstellung von der Anlage der Burg.

[20]) Helwig, Die Burg Balga und ihre Schicksale. Königsberg i. Pr. 1925.

[21]) Leider ist inzwischen dieser charakteristische Burgplatz durch Neubauten vernichtet worden. Ausgrabungen haben die Holzbefestigungen am Rande nachgewiesen.

[22]) Toeppen, Die Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing. 1887.

[23]) Allerdings wird in der Chronik des Peter von Dusburg um 1280 wiederholt eine Fliehburg dicht neben der Christburg erwähnt. Es kann sich dabei wohl nur um den Annaberg handeln.

[24]) Staats-Archiv Königsberg XLIII (L. S.) 65.

[25]) Auf dem Plane von Bering aus dem Jahre 1613 sind beide Häuser noch zu erkennen. Nach dem Zuge der Grundmauern auf alten Plänen im Königsberger Staatsarchiv dürften beide Häuser aus einem einzigen entstanden sein. Vgl. auch Ehrenberg, Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Leipzig 1899, S. 87 ff. und die dazu gehörigen Urkunden.

[26]) Die Grabung auf der Schwedenschanze bei Wöklitz, Ebert, Truso, Berlin 1926, die bisher einzige wissenschaftliche, hat in dieser Beziehung wenige Ergebnisse gebracht.

27) Es handelt sich hier nur um das Bild, das die heidnischen Wälle heute bieten. Früher dürften sie wohl entweder außen oder innen mit Holz versteift gewesen sein. Verkohlte Holzstücke finden sich häufig in heidnischen Erdwällen, besonders gut z. B. bei dem Walle vor dem Gut Schloßberg bei Norkitten, Kr. Insterburg. Auch Feldsteine sind zuweilen in den Wällen nachweisbar. Die Verhältnisse werden darin ähnlich wie im Westen. Vgl. Oppermann-Schuchhardt, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Hannover 1887—1916.

28) Es läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob diese Strohlehmziegel vor der Verwendung leicht gebrannt wurden oder erst bei der Verbrennung des Burghauses eine feste Form und die rote Brandfarbe erhielten. Die Härte ist sehr verschieden und wechselt von lehmartiger Weichheit bis zu ziegelartiger Festigkeit. Auch die Farbe ist entweder lehmartig graubraun, schmutzig-rot oder rauchschwarz gebrannt. Glatte Flächen, die auf Ziegelformen hindeuten könnten, hat Verfasser nie gefunden. Versuche, die Prof. Ehrlich-Elbing anstellte, ergaben, daß Lehmfüllung in Fachwerkhäusern die rote Färbung und ziegelartige Struktur annehmen. (Nach mündl. Mitteil.)

29) Frühe Ziegelscheunen werden im Ordensland in Thorn und Elbing erwähnt.

30) Voigt, Codex dipl. Pruss. Königsberg 1836 1. Band, Nr. 99, 100 u. 146.

31) „ex altera parte aree, in qua nunc lapides iacent, ubi fratres castrum edificare proponunt". Mendthal, Urkundenbuch der Stadt Königsberg I, Kbg. 1910. „cum de castro ipsius (des Bischofs) Kungesberg recedent, ipsum ei integrum cum plancis omnibus et cum edificiorum interiorum parte tertio resignabunt, alias duas partes, quo voluerint transportantes."
Mendthal. a. a. O. Nr. 4.

32) Peter von Dusburg hat wohl, wie Ziesemer, Nicolaus von Jeroschin und seine Quelle, Berliner Beiträge 31, S. 26, wahrscheinlich macht, als Ordenspriester in Königsberg gelebt.

33) Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. Bd. 1.

34) Über die Bestimmung der Danzker sind die Meinungen lange auseinander gegangen. Vgl. darüber die zusammenfassende Arbeit von Beckherrn, Über die Danzker, insbesondere den des Ordenshauses Königsberg: Sitzungsbericht der Altertumsgesellschaft Prussia 1887/88, Königsberg 1889, S. 38 ff., dort auch weitere Literaturangaben. Die Verwendung zugleich als Verteidigungsturm geht auch aus einer Urkunde vom Jahre 1519, Königsberg Staatsarchiv a. Z. C. 506 hervor.

35) Unter Hochmeister Gottfried von Hohenlohe (1297—1302) scheint die Weihe der Kapelle erfolgt zu sein. Man kann deshalb den Bau rund um 1290 setzen.

36) Steinbrecht nimmt den Ausbau in Stein nach 1278 an. Da der Burgplatz bereits 1237 von den Ordensrittern besetzt wurde und Peter von Dusburg, wie erwähnt, den Konvent in der Frühzeit nennt, dürften die ersten Steinbauten doch wohl etwas früher entstanden sein.

37) Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. Friedrich Lahrs.

38) Eine Monographie über die Burg Balga von Robert Helwig ist in Vorbereitung. Durch Benutzung des vorhandenen urkundlichen Materials wird sie die Kenntnis vom Aussehen der Burg in manchen Einzelheiten bereichern. Den Ergebnissen der Helwigschen Arbeit sind hier bereits die Hinweise auf die beiden Türme der Hauptburg entnommen.

39) Eine Ansicht der Hofseite im Königsberger Staatsarchiv Nr. 409 vom Anfang des 19. Jahrhunderts zeigt noch das jetzt herausgerissene Mauerstück. Es hat große spitzbogige Fenster- und Türöffnungen. Demnach kann der nach außen fensterlose Raum nicht immer, wie Steinbrecht annimmt, als Speicher gedient haben.

40) Die Ergebnisse der Ausgrabungen unter Leitung von Prof. Friedrich Lahrs sollen

von diesem in Kürze veröffentlicht werden. Auf die Einzelhe[illegible] kann [illegible] olge- dessen hier nicht eingegangen werden. Die Darstellung der [illegible] beruht auf der Teilnahme an den Ausgrabungen und auf [illegible] über einen Vortrag, den Prof. Lahrs über die Ausgrabung h[illegible]

41) Georgius Braun, Theatrum urbium praecipuarum mundi. Um 157[illegible].

42) In dem Bericht von 1519, Anm. 34, wird in dieser Gegend die Firmanei, das [illegible]ngebiet der kranken und alten Ordensritter, genannt.

43) Siehe Anm. 34.

44) Schmid, Schloß Marienburg in Preußen. Berlin 1925. S. 74 ff.

45) Es liegt wohl näher anzunehmen, daß zunächst Vorbereitungen zur Stadt- und Burggründung getroffen wurden. Dazu gehörte in erster Linie Handfeste und Wahl des Komturs als ausführendes Organ. Parallelfälle liegen z. B. in Schlochau und Rastenburg vor. Die Annahme, daß Burg und Stadt damals bereits jahrelang bestanden haben, scheint mir weniger Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Vgl. Schmid, Schloß Marienburg, S. 6.

46) Voigt, Marienburg, S. 22. Anm.

47) Die wichtigsten Nachrichten seien noch einmal zusammengestellt: Peter von Dusburg um 1326: „Anno MCCLXXX castrum Santirii mutato nomine et loco translatum fuit ad eum locum, ubi nunc situm est, et vocatum nomen ejus Mergenburgk — — —" Script. rer. Pruss. I, S. 142. Die Kapitelüberschrift: De edificacione castri Mergenburgk besagt ganz deutlich, daß es sich erst 1280 um die Einrichtung der Burg handeln kann.

Canoncis Sambiensis epitome gestorum Prussie (um 1338): „A. D. MCCLXXIX Merginburg edificatur." Script. rer. Pruss. I, 288.

Annalista Thorunensis: „Anno 1282 Mergenburg translatum fuit de Zantir." Script. rer. Pruss. III, S. 62. Die Verlegung von Pottersberg nach Mewe, über die an anderer Stelle eindeutig berichtet wird, erscheint hier in der gleichen Form: „Anno eodem Meva translata fuit de Puttersberg."

Ältere Hochmeisterchronik (um 1450): „In unszers herrn jare MCCLXXX wart dy burg Czanter gelait, do nu Marienburg leit — — —." Script. rer. Pruss. III, S. 578.

48) Steinbrecht gibt, Preußen zur Zeit der Landmeister, S. 56, an, die Außenmauern des Hauptbaues zu Marienburg ein höheres Alter erkennen ließen als die angesetzten Gebäude. Vgl. auch Schmid, Schloß Marienburg, S. 26.

49) Schmid, Schloß Marienburg, S. 7 u. 8.

50) Für diese Zeit sprechen auch die Skulpturen am Kapellenportal, die gleichzeitig mit dem Bau entstanden sein müssen. Wie bei der Behandlung der plastischen Kunst im Ordenslande zu zeigen sein wird, ordnen sie sich in die westliche Skulptur am Ende des 13. Jahrh. ein. Entscheidend für die Datierung der ersten Marienburg scheint mir die Entwicklung der Ordensburgen selbst zu sein.

51) Schmid, Schloß Marienburg, S. 12.

52) Da der eingehende Bericht über die Wiederherstellung und die Bearbeitung der Marienburg von berufener Seite noch aussteht, bleibt es mitunter schwierig, den Grad der Ursprünglichkeit festzustellen.

53) Die Quellen für den Umbau sind folgende:

Nicolaus von Jeroschin (um 1342): „Er (Luther von Braunschweig) legte erst den vullemunt zu Mergenburg, da sint der stunt di capelle wart upgesat." Script. rer. Pruss. I, S. 623 v. 27. 667 ff. Vgl. auch Ziesemer, Nicolaus von Jeroschin, S. 77.

Grabstein Dietrichs von Altenburg in der St. Annenkapelle: „Do unsers heren Christi jar was M dri CXLI gar, do starb der meister sinerich von Aldenburc

erich; hie legin die meistere begraben, der von Aldenburc hat an= Amen."

Schloßkapelle: „Unsirs herin jahre loof tusent drihundert was zu vir und virzik jar ich gotis hus vollbracht ward gar also da der in tag Philippi und Jacobi gelag." Ziesemer Z. f. d. A. 47, S. 283.

54) In seinem Buche über den Hochmeisterplatz ist der Remter zweifellos mit 1340 zu spät datiert. Ich schließe mich aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen gerne der früheren Datierung an, die Schmid in seiner Besprechung in den Altpreuß. Forschungen 1925, Heft 1, und in seinem Führer durch die Marienburg vorschlägt. Der Schlußstein mit dem Siegelbild des Landmeisters braucht allerdings nicht als unbedingter Beweis zu gelten, da ein Schlußstein mit der gleichen Darstellung in Tapiau noch nach der Jahrhundertmitte vorkommt. Bei der Kapelle im Hochschloß ist jedoch die Umbildung der Raumbewegung, der Schmuckformen schon so weit fortgeschritten, daß der große Remter gut 10 bis 15 Jahre früher entstanden sein kann.

55) Ziesemer, Großes Ämterbuch unter Strasburg 1387.

56) Diese die Hausmasse verwischende Wirkung von Linienmustern hat noch neuerdings Peter Behrens bei einem Gebäude der Münchener Werkbundausstellung verwandt.

57) Weihedaten von Kirchen und Kapellen bezeichnen nicht immer die Vollendung des Baues, da solche Weihen wiederholt werden konnten. Vergl. dazu die Annenkapelle in der Burg Allenstein. Anders ist es bei Bauinschriften, wie im Falle Graudenz, Strasburg, vielleicht auch Schlochau.

58) Überliefert durch Hennenberger, Erclerung der Preußischen größeren Landtaffel 1595. tit. Tapiaw nach einer Bauinschrift.

59) z. B. Konrad Sack in Gollub.

60) Zeichnung von Giese im Besitz der Prussia-Gesellschaft in Königsberg.

61) Wie sich gerade hier zeigt, ist für das Wölbsystem die Stütze von technischer, aber nicht von prinzipieller Bedeutung. Sie verändert die Raumgestalt, läßt aber das konstruktive Rippengefüge dem Prinzip und der Form nach unberührt.

62) Vgl. dazu Steinbrecht, Hochmeisterzeit S. 59.

63) Baunachrichten über den Bau zu Ortelsburg im 16. Jahrhundert bei Ehrenberg, a. a. O. S. 85. Urkunde 313. S. 257—261. S. 274.

64) Unterschiede in der Breite der Flügel finden sich auch sonst, z. B. in Gollub. Aber dann beträgt die Differenz nie wesentlich mehr als 1 Meter.

65) z. B. neben dem Hauptportal der Burg Rheden.

66) In Neidenburg, Ragnit, Bütow.

67) Sie geht auf Wigands von Marburg Reimchronik zurück, die leider nicht erhalten blieb, und stammt aus einem Auszuge des Danziger Geschichtsschreibers Stenzel Bornbach. Andere Auszüge erzählen den Vorgang vollständig anders und erwähnen die Insterburg nicht. Vgl. Script. rer. Pruss. II, S. 587 und die Einleitung von Hirsch, S. 429 ff.

68) Die Dächer zeigen Formen des 16. Jahrhunderts. Auch sonst sind Spuren von Umbauten festzustellen, so geht z. B. das Rillenband am Ostflügel nicht durch.

69) Ordensbriefarchiv im Staatsarchiv Königsberg, o. S., Vorschläge zur Verteidigung der Burgen.

70) Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Tübingen 1924.

71) Vergl. hierzu Rathgen, Die Pulverwaffe im Deutschordensstaate bis 1415. Elbinger Jahrbuch, Heft 2, 1921/22, Elbing 1922, S. 1.

72) Staatsarchiv Königsberg O. B. A. LVIII, 51.

[73]) Staatsarchiv Königsberg O. B. A. LVIII, 38.

[74]) Staatsarchiv Königsberg D. O. A. LVIII, 57.

[75]) Die ursprünglich sicherlich flachbogigen Wehrfenster wurden bei der letzten Wiederherstellung rundbogig geschlossen.

[76]) Staatsarchiv Königsberg O. B. A. LVIII, 93 u. 95.

[77]) In den Vorschlägen für die Bewehrung der Ordensburgen um 1517, Staatsarch. Kgb. O. S. soll ein nach dem Schlosse zu offener Turm an der Ecke nach Litauen zu errichtet werden. Der auf den alten Karten angegebene liegt an der entgegengesetzten Seite. Er war also damals schon vorhanden und stammt aus der Frühzeit des 15. Jahrhunderts. Die Vorschläge wurden anscheinend nicht durchgeführt.

[78]) Da es sich um eine Verrechnung der aufgeführten Mauern handelt, ist anzunehmen, daß mit den 17 Ruten die Höhe der vier Turmseiten zusammen angegeben ist. Die Höhe des Turmes von dem Dachfirst bis zum Ansatz der Mauer nach dem Haupthause hin beträgt etwa 19 Meter.

[79]) Joachim, Treßlerbuch.

[80]) In den Vorschlägen zur Befestigung der Ordensburgen um 1517, Staatsarch. Kgb. O. S., heißt es: „Neydenburgk ist nicht zu bessern — — — daß eß keyn vorschloß nicht hat auch keyn zwinger — — —“

[81]) Ein Kapellenerker kommt z. B. in der Burg Eltz a. d. Mosel vor.

[82]) Die ausführliche Darstellung des Westbaues und seiner Probleme bei Clasen, Der Hochmeisterpalast der Marienburg. Königsberg Pr. 1924.

[83]) Im Gegensatz zu rein dekorativen außerpreußischen Wölbformen z. B. in England wirkt allerdings die rein konstruktive Einstellung der Sterngewölbe in der vorhergehenden Ordensarchitektur im Westbau noch stark nach.

[84]) Den Beweis dafür wird die baugeschichtliche Behandlung des Domes im 2. Bande bringen.

[85]) Die Raumeinteilung der Nordostecke ist unsicher.

[86]) Nach der auf Toeppen fußenden Angabe in den Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Marienwerder S. 77, Anm. 219, war das Schloß 1520 seiner Wehre beraubt. Es ist jedoch nicht sicher, ob sich diese Nachricht auf die Wehrgänge des Hauses oder nur auf die Parchammauern bezieht.

[87]) Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler des Ermlands. 2. Auflage, S. 136 und Steinbrecht in Ztschr. f. christl. Kunst, Bd. 25, S. 27 schreiben erst Heinrich III. den Ausbau zu. Die älteste Quelle: Johannis Plastwici, Chronicon de vitis Episcoporum Warmiensium in Monumenta historiae. Warmiensis Bd. 3, S. 60, S. 75, S. 82 schildert jedoch eindeutig den Bauvorgang in der angeführten Weise. Die weiteren Nachrichten in der Heilsberger Chronik S. 263, S. 264, S. 280.

[88]) Die Herleitung im 2. Teil dieses Buches.

[89]) So bei Quast, Denkmale der Baukunst in Preußen. Berlin 1852, S. 5.

[90]) Jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Königsberg.

[91]) Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Rosenberg. S. 174 nimmt den ersten steinernen Ausbau 1276 und 77 und die Erweiterung zur Bischofsresidenz im 14. Jahrhundert an. Da die Anlage nur klein ist, dürfte ein ausgedehnter Bauvorgang unwahrscheinlich sein.

[92]) An vorgeschichtlichen Funden in Rößel gibt Hollack in den Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen, Berlin 1908, an: Axthammer der älteren Bronzezeit und spätheidnisches Gräberfeld in der Nähe der Stadt.

[93]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Studienrat Schmauch-Wormditt wurde am 26. April 1530 ein Vertrag zwischen dem Domherr und Landpropst von Allen-

stein Felix Reich und dem Meister Nikolaus, Maurer zu Allenstein, über den Bau d[illegible] neuen Kapelle im Schlosse Allenstein abgeschlossen. Domarchiv Frauenburg, Schld. V Nr. 3 (9). Damit erledigt sich die Annahme von Quast, die Kirche sei um 1580 errichtet, weil sie damals vom Bischof geweiht wurde. Wiederholte Weihungen von Kirchen sind durchaus nichts Ungewöhnliches.

94) Di[illegible] eingehende Darstellung der verschiedenen europäischen Entwicklungslinien und der sich daraus ergebenden Sonderstellung der Deutschordensburg in dem Aufsatz: Clasen, Entwicklung, Ursprung und Wesen der Deutschordensburg. Jahrbuch der Kunstwissenschaft 1926, 1. Heft.

95) Die Bezeichnungen „bethûs", „slâfhûs" in den Ordenschroniken, sowie der „4 hûser" zu Ragnit im Treßlerbuch weisen darauf hin, daß dem Orden die Selbständigkeit der einzelnen Häuser durchaus geläufig war.

96) Wie die Entwicklung zeigt, kommt der Kastelltypus in Preußen erst zum Durchbruch, als die Hohenstaufenherrschaft in Italien längst erloschen ist und die enge Verbindung des Ordens mit jenem Baugebiet bereits aufgehört hat.

97) Pläne und Abbildungen: Renard, Rheinische Wasserburgen. Bonn 1922.
Gröber, Unterfränkische Burgen. Augsburg 1924.

98) Bau- und Kunstdenkmäler von Bayern. Kr. Marktheidenfeld S. 115.

99) Hochmeisterwohnungen sind in Elbing, Roggenhausen und an anderen Orten urkundlich bezeugt.

100) Wenn sich in Preußen einzelne Motive schon vorher finden, so liegen sie in ganz anderen Entwicklungsreihen, haben einen anderen architektonischen Sinn, wie z. B. die Eckpfeiler früher Burgen, die nichts als rudimentäre Ecktürme sind. Die schon beim großen Remter und an anderen Stellen feststellbare stärkere Auflösung der Mauer ist Stilmerkmal der Zeit von 1320—1350 und gelangt nicht zu einer so ausgesprochenen Architekturform, wie sie eine Schaufassade bedeutet. Auch sonstige Motive, die vereinzelt vorkommen und zum allgemeinen Formenschatz der Gotik gehören, beweisen für die Herkunft des Westbaues noch nicht viel. Erst der Grundcharakter und die konsequente Zusammenfassung zu einer Einheit ist entscheidend. Und von hier aus führt der rein stilgeschichtliche Weg nach Frankreich.

101) So z. B. ein wohl ursprünglich freistehender turmartiger Teil mit quadratischem Grundriß an der Ostseite, der, in allem einfacher und wehrbaumäßiger, Eck- und Zwischenpfeiler wie der Westbau der Marienburg hat.

102) Dvorák, Das Rätsel der Kunst der Brüder van Eyck. München 1925.

103) Wie ich in meinem Buche über den Hochmeisterpalast wiederholt betont habe, spielen in der Entwicklung der Kunst direkte Zusammenhänge nie die entscheidende Rolle. Es kommt lediglich auf die geistigen Prinzipien hinter den Formen an, und die können auf mannigfaltigen Wegen übertragen werden. Eine direkte Übernahme von Formen aus Frankreich und namentlich vom Papstpalast habe ich nie behauptet. Die Frage nach der Art der Übertragung lasse ich letzten Endes offen. Ich habe nur, wenn ich z. B. auf den französischen Marschall Boucicaut, der verschiedentlich in Preußen war, hinwies, zeigen wollen, daß überhaupt starke Verbindungen zwischen Frankreich und Preußen als Grundlage einer Vermittlung bestanden.

104) Die Kapelle des Schlosses zu Marburg ist ähnlich der zu Marienburg angelegt und zeigt auch im Aufbau Verwandtschaft.

105) Abb. im Burgwart, 26. Jahrgang, 1925, Nr. 3—4, S. 30. Abb. 33.

106) Abb. Piper, Österreichische Burgen. Wien 1903. Bd. 2. Abb. 141.
Das Schloß stammt erst aus dem 16. Jahrhundert. Die Arkaden gehören jedoch zweifellos zu einer älteren Bautradition. Die Burg Klingenberg in Böhmen,

Piper, a. a. O., Bd. 8, S. 61 ff., besitzt dagegen einen Umgang von der Art der Vorlauben in Marienburg.

[107]) Rey, a. a. O.

[108]) Dieses Gewölbe kennt den Rippendreistahl, reiht ihn aber [illegible] aneinander. Es fehlt ihm die großartige Konsequenz der Si[illegible] im Ordenslande, die immer von einem festen Gerüst aus Diagonal[illegible]oersalen ausgehen. Auch bei Mittelstützen ist das dem Einteilungsp[illegible]nicht anders, wenn auch abweichende Raumformen entstehen. Die [illegible]ütschaft zwischen dem Lübecker und den preußischen Gewölben ist daher mehr äußerlich. Jenes kann als einer der Ausgangspunkte zu den später wichtig werdenden westdeutschen Netzgewölben genommen werden.

[109]) Seine genaueren Kenntnisse der Ordensgeschichte beginnen 1289. Er dürfte damals nach Preußen gekommen sein. Vgl. Ziesemer, Nicolaus von Jeroschin, S. 26.

[110]) Für die literarischen Hinweise neben den Ausgaben der erwähnten Denkmäler: Nadler, Literaturgeschichte Bd. II und Ziesemer a. a. O.

[111]) Angegeben bei Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, übertragen von Gabele. Leipzig 1924.

[112]) Nadler, Literaturgeschichte Bd. II. 2. Aufl. S. 129.

[113]) Script. rer. Pruss. Bd. I, 1.

[114]) Ziesemer, a. a. O. S. 55.

[115]) Nadler, a. a. O. S. 130.

[116]) Nadler, a. a. O. S. 131.

[117]) Ziesemer, a. a. O. S. 55.

[118]) Nadler, a. a. O. S. 134.

[119]) Vgl. Schuhmacher, Die Idee der geistlichen Ritterorden. Altpreußische Forschungen 1924, Heft 2, S. 5 ff.

[120]) Caspar, Hermann von Salza usw.

[121]) Nadler, Literaturgeschichte Bd. 2, S. 119 ff.

Burgenverzeichnis

(Zugleich Register und Literaturverzeichnis. Es ist jedoch nur die kunstgeschichtlich wichtige Literatur aufgenommen. Ältere, in den Hauptwerken bereits verarbeitete Literatur bleibt in der Regel unberücksichtigt.)

Allenstein. Quast, Denkmäler. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland. Popp, Burg Allenstein. Allenstein o. J.
S. 110, 147, **179,** 180, 207.

Althaus-Kulm. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. **18,** 23, 31, **34,** 37, 50.

Angerburg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.
S. **142.**

Arnau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.

Balga. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Helwig, Die Burg Balga und ihre Schicksale. Königsberg 1925. Guttzeit, Die Ordensburg Balga, Heiligenbeil 1925. W. Ziesemer, Balga. Der Burgwart, Jahrgang 18, S. 5.
S. 3, **20,** 28, 29, 35, 37, **40,** 47, 48, 55, 59, 194.

Barten. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 109, 111, 112, **119,** 122, 136.

Bartenstein. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 3.

Bäslack. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen. Beckherrn, Altpr. Monatsschr. 1884, S. 637 ff. und Prussiaberichte 1883/84, S. 75 ff.
S. 138, **140,** 175.

Beisleiden (Beselede). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Berend. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.

Birgelau. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. **29,** 37, **48,** 49, 172.

Bischofsburg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.

Bönhof. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Stuhm.

Bordehnen (Burdeyn). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.

Brandenburg. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen
S. 29, **31,** 35, 37, 40, **47,** 49, 50, 56, 59, 69, 86, 98, 172.

Brattian. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Löbau.

Braunsberg. Quast, Denkmäler. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
S. **182.**

Bütow. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 107, 108, 111, 112, 130, 132, 142, **148,** 153, 189.

Christburg. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Stuhm.
S. **24,** 28, 30, 128.

Danzig. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. **93.**

Dirschau. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.

Domnau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Eckersberg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.

Elbing. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Toeppen, Elbinger Antiquitäten, Danzig 1871. Schmid, in Denkmalspflege in der Provinz Westpreußen im Jahre 1914, Danzig 1915. Ehrlich im Elbinger Jahrbuch Heft 1, Königsberg 1920.
S. 3, **22,** 24, 25, 28, 37, **40,** 44.

Eisenberg. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
Engelsburg. Steinbrecht, Landmeisterzeit.
S. **18, 38,** 41, 48.
Deutsch-Eylau. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Rosenberg.
Preußisch-Eylau. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. **142.**
Fischau. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland. Einleitung.
Fischhausen. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Schlicht, Das westliche Samland, Dresden 1922. Bd. I. S. 18 ff.
S. 44, 159, **171.**
Gallgarben. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John von Collas, Königsberg 1892.
Georgenburg. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen.
S. **183.**
Gerdauen. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 132, **142.**
Germau. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland, Das westliche Samland. Bd. II. S. 34.
S. **137.**
Gilgenburg. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland. Bernhard Schmid, Das Deutschordenshaus Gilgenburg. Der Burgwart XXII, S. 6 (1921).
S. **135.**
Gollub. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. 51, 55, **65,** 68, 69, 70, 71, 73, 86, 127.
Graudenz. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. **19, 36,** 39, 40, 47, 48, 54, 55, 69.
Groddeck. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Schwetz.
Grünhof. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.
Guttstadt. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
Heilsberg. Quast, Denkmäler. Boettcher. Bau- und Kunstdenkmäler Ermland. Steinbrecht, Zeitschrift für christliche Kunst. Bd. 25 (1912), S. 25.
S. 3, 82, **165,** 176, **177,** 179, 180, 193, 207.
Herren-Grebin. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Landkr. Danzig. Schmid, Nicolaus Fellenstein, Denkmalspflege, Jahrgang 1919, S. 83.
S. 142, **150.**
Hirschberg. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
Hohenstein. Boettcher. Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
S. 104, 132, **137.**
Preußisch-Holland. Steinbrecht, Hochmeisterzeit. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
S. **128, 133.**
Huntenau. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
Insterburg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen.
S. 107, **108,** 115, 116, 117, 124, 126, 130, 148.
Jaschinitz. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. **140,** 146.
Johannisburg. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.
S. **142.**
Kaymen. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John von Collas.
S. **137.**
Kaporn. Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.
Kauernick. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Löbau. S. **173.**
Kerpen (Kerpau). Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland. Einleitung und Nachtrag.
Kerschitten (Kirsitten). Boettcher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
Kischau. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.

Knauten. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Königsberg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Königsberg. Ehrenberg, die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Leipzig und Berlin. 1899. Clasen, in Ostpr. Monatshefte 1926.
S. 3, **20,** 24, 28, 31, **33,** 34, 37, 38, 40, **43,** 49, 53, 56, 117, 163, 172, 195, 207.

Kremitten. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 142.

Kreuzberg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Labiau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf. John v. Collas.
S. 3, **113,** 116, 130, 142, 148.

Laptau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John v. Collas. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 271.
S. **184.**

Lamgarben. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. **141,** 175.

Landsberg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Lauenburg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. **132,** 135.

Laukischken. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.

Leipe (Lippinken). Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. **67,** 68.

Leunenburg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Liebemühl. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
S. 132.

Liebstadt. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
S. 132, **135,** 139.

Löbau. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Löbau.
S. **173.**

Lochstedt. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Steinbrecht, Schloß Lochstedt und seine Malereien, Berlin 1910. Clasen, Die Deutschordensburg Lochstedt. Im Druck.
S. 29, 47, 48, 49, 50, 51, **57,** 62, 64, 67, 68, 69, 70, 71, 73, 80, 81, 86, 89, 90, **102,** 194, 196, **202.**

Locken (Lucten). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.

Lötzen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.
S. **142.**

Lyck. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.
S. **142.**

Marienburg. Quast, Neue preuß. Provinzblätter Bd. 9 u. 12. Schmid, Schloß Marienburg in Preußen, Berlin 1925. Clasen, Der Hochmeisterpalast der Marienburg, Königsberg 1924. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Dort weitere Literatur.
S. 4, 13, 29, 34, 37, 38, 48, 49, 50, **51,** 58, 59, 60, 62, 64, 66, 67, 68, 70, 71, 72, 73, 74, **75,** 86, 89, 90, 95, 96, 99, 103, 105, 113, 117, 136, 150, **152,** 163, 165, 168, 169, **189,** 193, 194, 195, 196, **203,** 206.

Marienwerder. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Marienwerder.
S. 159, **160,** 166, 169, 174.

Preußisch-Mark. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. **127.**

Medenau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 164.

Mehlsack. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
S. **180.**

Memel. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen.

Mewe. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. 27, 34, 55, 56, **62,** 63, 66, 68, 69, 70, 72, 74, 86.

Mischau. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
Morainen (Moreyn). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler [illegible]ng.
Mohrungen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland
Mortung (Morteg). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ob[illegible]
Mühlhausen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland
Nadrauen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen, Ein[illegible]
Nehmen (Neymen). Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
Neidenburg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit. Krollmann, Geschichtliche Nachrichten von der Ordensburg Neidenburg. Der Burgwart. Jahrgang 17. S. 128.
S. 106, 110, 130, 136, **142,** 150, 179, 180, 181, 189, 206.
Nessau. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kreis und Stadt Thorn.
S. 16, 29.
Neuenburg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 132, **135.**
Neuhausen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.
S. **183.**
Nordenburg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
Ortelsburg. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
S. **106,** 109, 110, 111, 112, 115, 116, 130, 148.
Osterode. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 34, **104,** 106, 110, 115, 116, 168.
Papau. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
S. **63,** 68, 69, 70, 74, 106.
Passenheim. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
Plauten (Plut). Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
Pobethen. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 218.
Powunden. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John v. Collas.
S. **184.**
Putzig. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
Ragnit. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 3, 15, 29, 34, 107, 109, 111, 112, 113, 114, 119, **12[illegible],** 128, **146,** 206.
Rastenburg. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 110, 113, 132, **138,** 140, 146.
Rheden. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Graudenz.
S. 15, 34, 45, 70, 81, **86,** 91, 93, 95, 107, 127, 161, 164, 167.
Rhein. Steinbrecht, Hochmeisterzeit. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Masuren.
S. 106. 114, **121,** 167.
Riesenburg. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Rosenberg.
S. 159, **174.**
Roggenhausen. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Graudenz.
S. **18,** 24, 28, 41, 48, 128.
Rossitten. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland.
Rößel. Quast, Denkmäler. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland. Matern, Burg und Amt Rößel, Königsberg 1925.
S. 3, **176,** 179, 180.
Rudau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 252.
Saalau. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen.
S. **184.**

Sch... ...cht, Hochmeisterzeit.
95, 96.
S... und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Rosenberg.
174.
S... ...nbrecht, Hochmeisterzeit.
Sch... ...einbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Thorn.
S. 67.
Schwetz. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. 36, 86, 90, **93,** 96, 104, 105, 106, 121, 133, 136, 188.
Seeburg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
S. **176.**
Seesten. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
S. **142.**
Sabbowitz. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Landkr. Danzig.
Soldau. Steinbrecht, Landmeisterzeit.
S. 132, **136,** 138, 139, 171, 179, 180, 189.
Splitter. Thalmann, im Tilsiter Beobachter Nr. 1 u. 4, Jahrg. 1925.
Stangenberg. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Stuhm.
Stargard. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
Strasburg. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Strasburg.
S. **84,** 91, 93, 95.
Stuhm. Schmid, Bau- und Kunstdenkmäler Westpr., Kr. Stuhm.
S. **134,** 139.
Tapiau. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 34, **98,** 104, 105, 109, 110, 113, 115, 116, 117, 121, 124, 130, 148, 194.
Taplacken. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 142.
Thorn. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler, Kr. Thorn.
S. 16, 17, **21,** 23, 24, 25, 28, **32,** 34, **35,** 37, 38, 40, 41, 44, 48, 86.
Thierenberg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 136.
Tilsit. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen. Thalmann, Bau- und Kulturgeschichte Tilsits. Tilsit 1923.
S. **142.**
Tuchel. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
Groß-Tuchen. Steinbrecht, Hochmeisterzeit.
Waldau. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John v. Collas.
S. **141.**
Wargen. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Samland. Thesdorpf, John v. Collas. Schlicht, Das westliche Samland. Bd. II. S. 188.
Wartenburg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
S. **182.**
Alt-Wartenburg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland.
Wehlau. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
S. 3.
Welsas. Steinbrecht, Landmeisterzeit. Heise, Bau- und Kunstdenkmäler Kr. Kulm.
S. 67.
Wenzlaw (Unislaw). Steinbrecht, Landmeisterzeit. Bau- und Kunstdenkmäler Westpr.
Willenberg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Oberland.
Windenburg. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Litauen.
Wohnsdorf. Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.
Woria (Worienen). Boettticher, Bau- und Kunstdenkmäler Nathangen.

Wormditt. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Ermland und Nachtrag. S. **180.**

Zinten. Boetticher, Bau- und Kunstdenkmäler Rathangen.

Zlotterie. Bau- und Kunstdenkmäler Kr. Thorn. Polnische Gründung, nur vorübergehend in Ordensbesitz 1331—1405. Mauerreste erhalten.

Quellen der Abbildungen.

Staatliche Bildstelle, Berlin: Abb. 4, 9, 10, 17, 20, 33, 45, 54, 58, 59, 65, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 111.

Kunstgeschichtliches Institut der Universität Marburg: Abb. 112, 113.

Schloßbauverwaltung der Marienburg: Abb. 27, 57, 67, 68, 70.

Fritz Mielert, Dortmund: Abb. 56.

Karl-Ernst-Osthaus-Archiv (Georg Müller, Verlag), München: Abb. 21.

E. A. Seemann, Leipzig: Abb. 110, 114, 115.

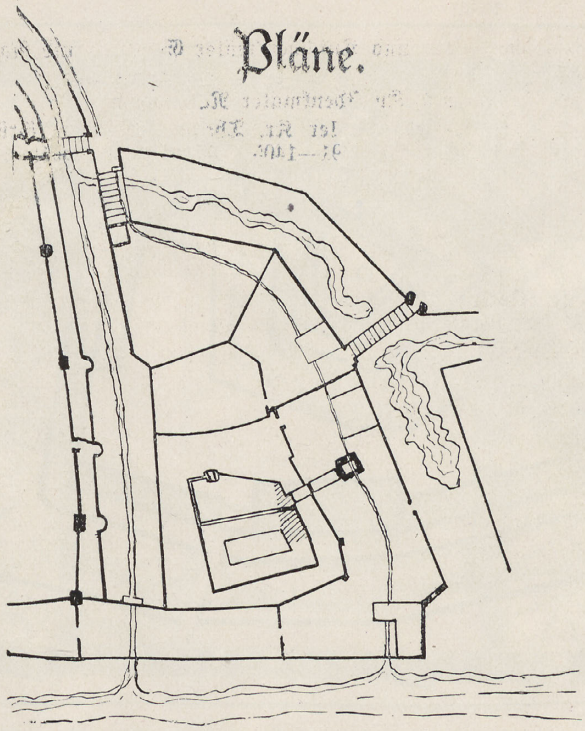
Dr. Fr. Stoedtner, Berlin: Abb. 2, 3, 13, 23, 24, 25, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38, 39, 63, 66, 69, 72.

Oscar Schlicht, Dresden: Abb. 15, 16.

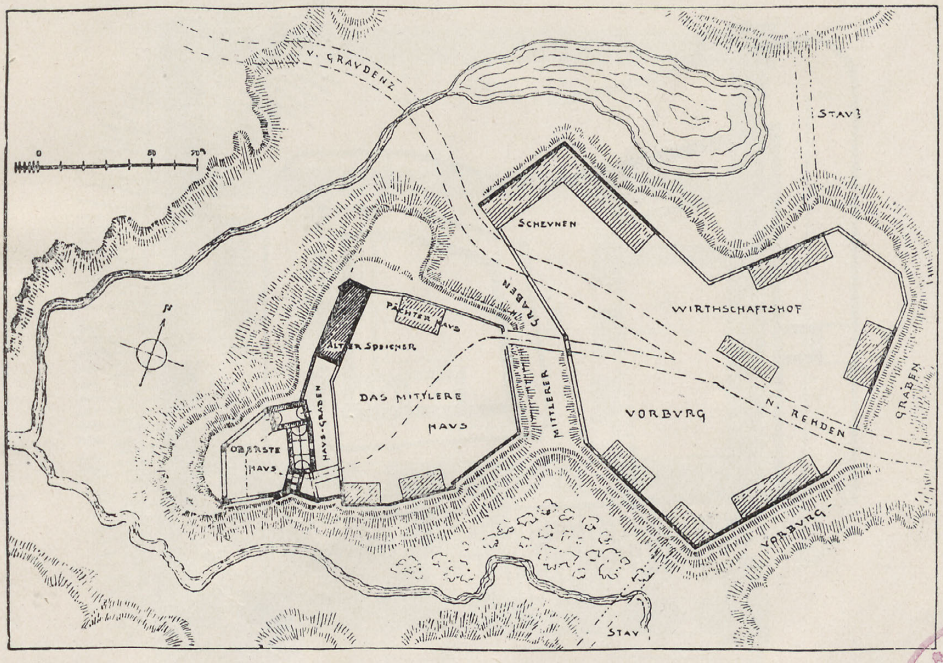
Die übrigen Aufnahmen stammen vom Verfasser.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA ELBLĄG

Pläne.

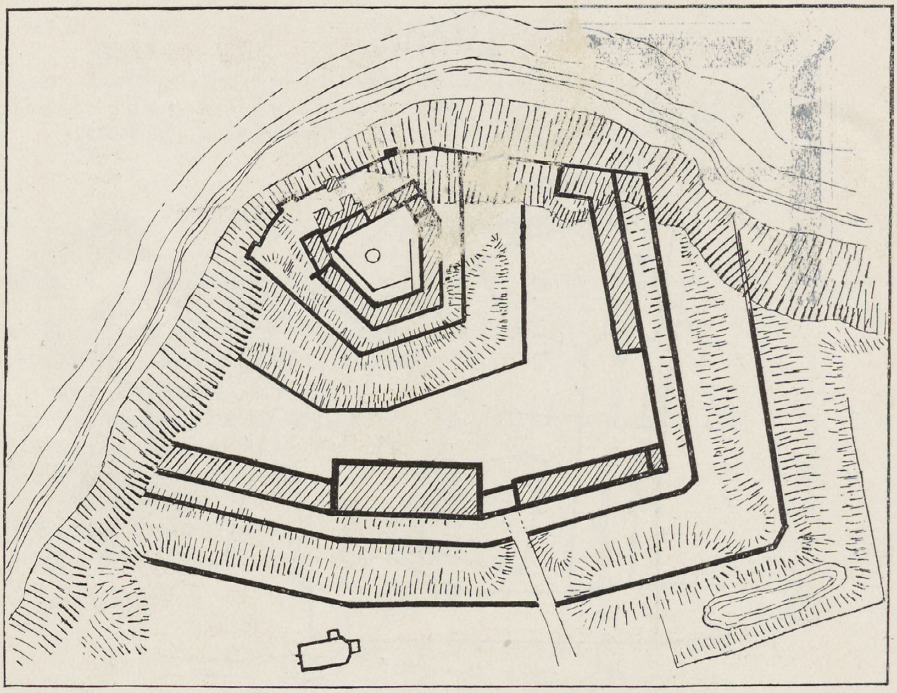


1. Lageplan der Burg Thorn. Nach Steinbrecht.

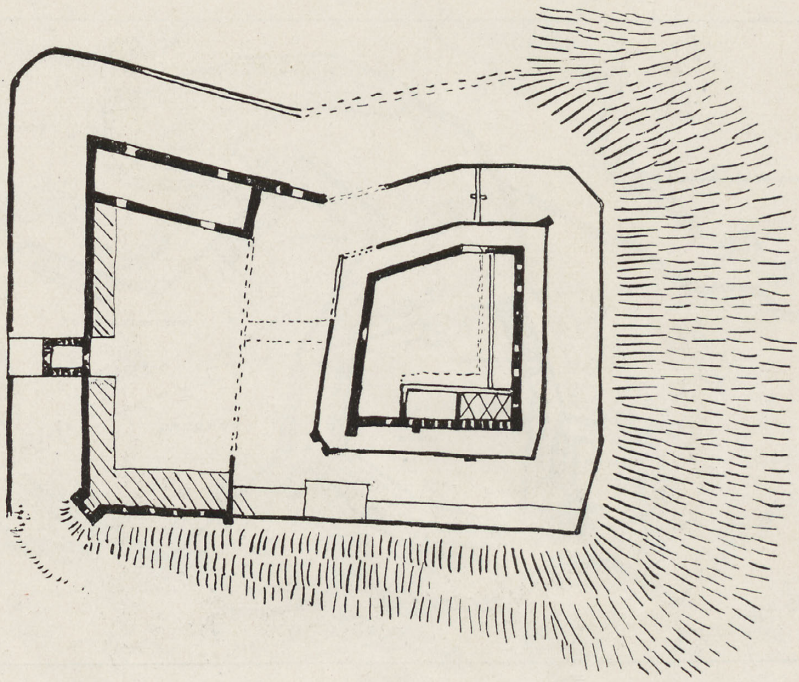


2. Lageplan der Engelsburg. Nach Steinbrecht und Heise.

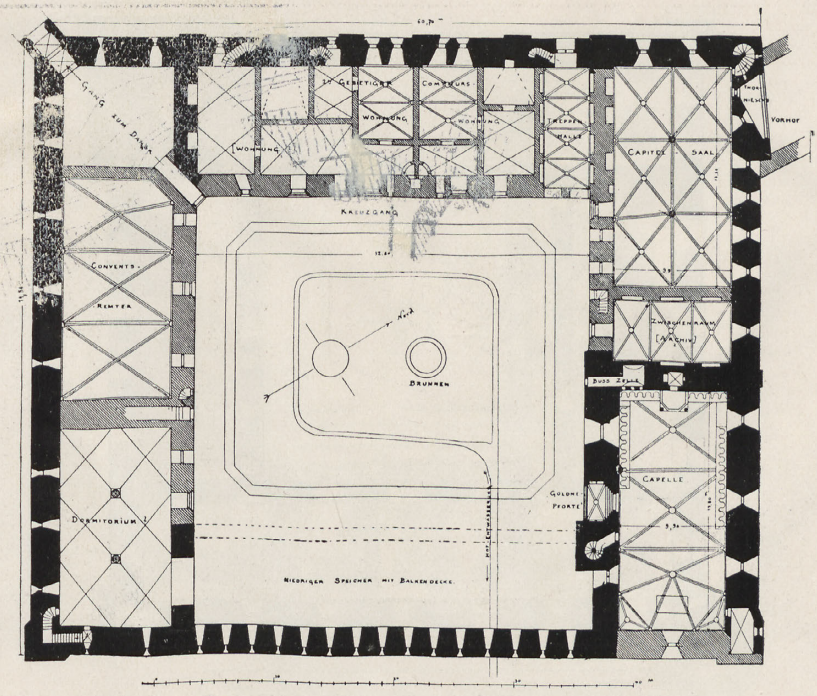
BIBLIOTEKA PUBLICZNA W ELBLĄGU



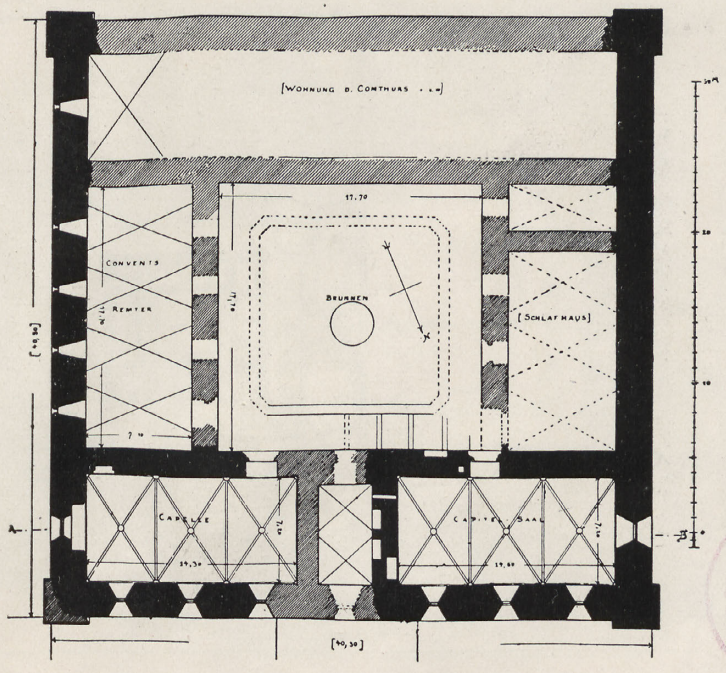
3. Lageplan der Burg Balga. Nach Steinbrecht.



4. Lageplan der Burg Birgelau. Nach Steinbrecht.

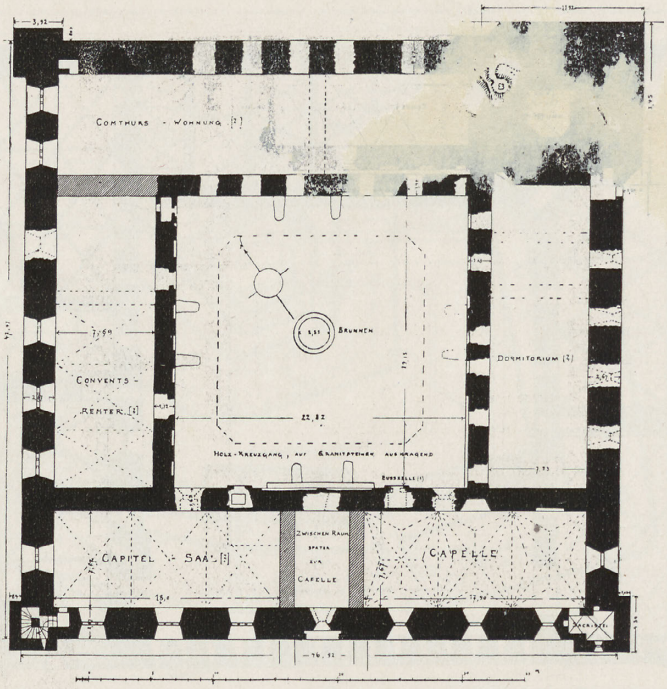


5. Marienburg, Grundriß des Haupthauses um 1300. Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.

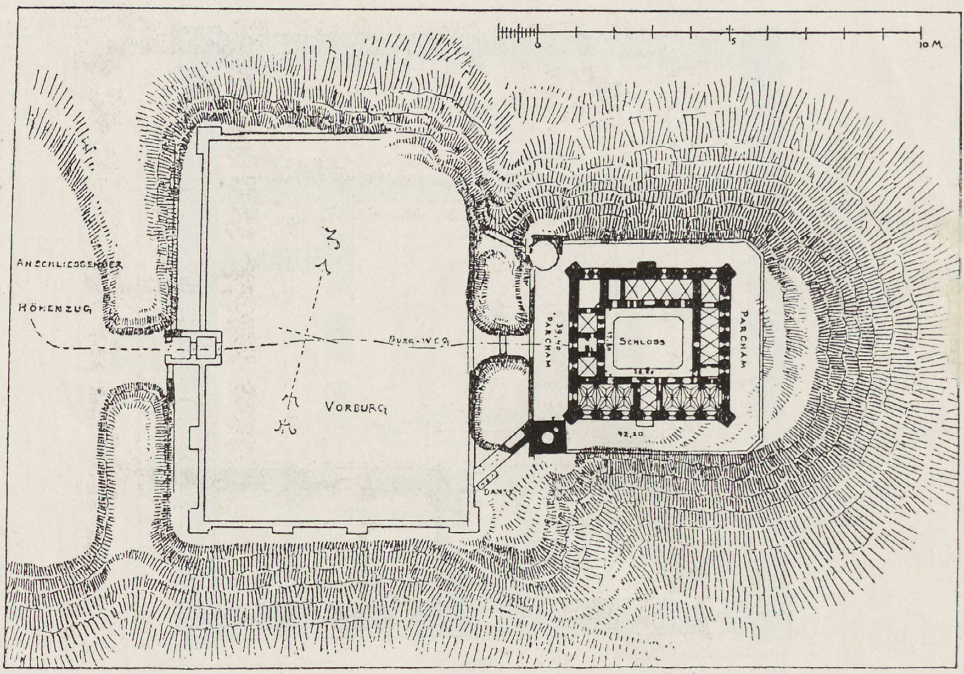


6. Papau, Grundriß des Haupthauses. Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.

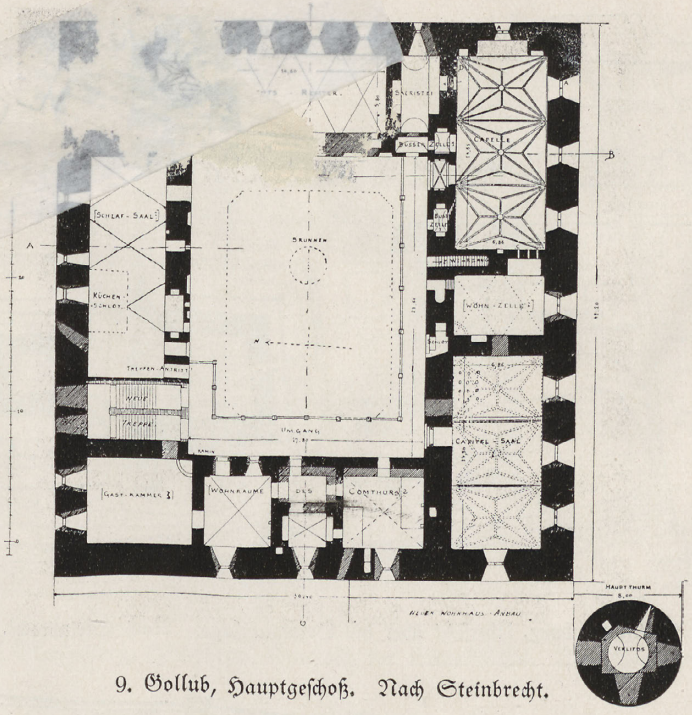
BIBLIOTEKA PUBLICZNA ELBLĄGU



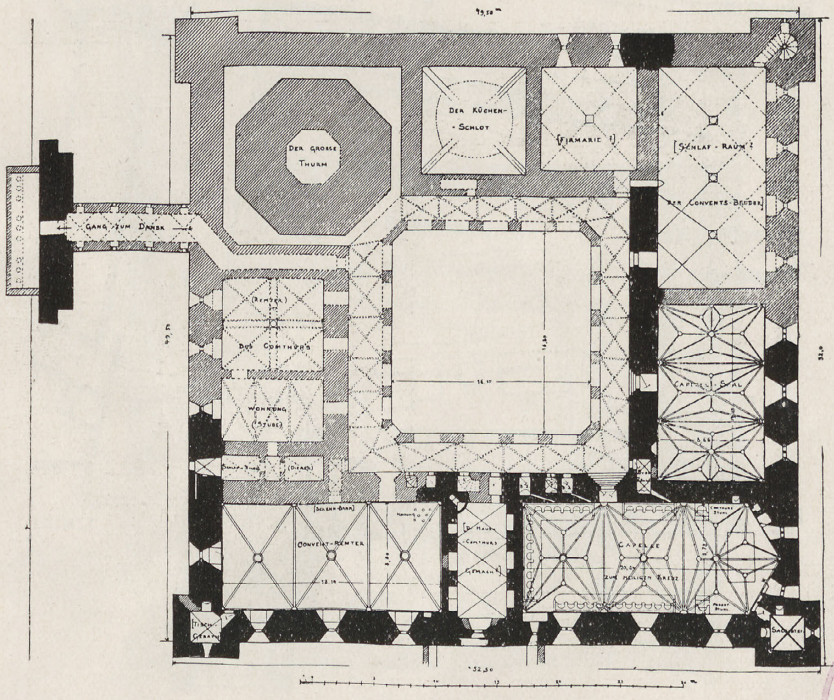
7. Mewe, Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.



8. Lageplan der Burg Gollub. Nach Steinbrecht.

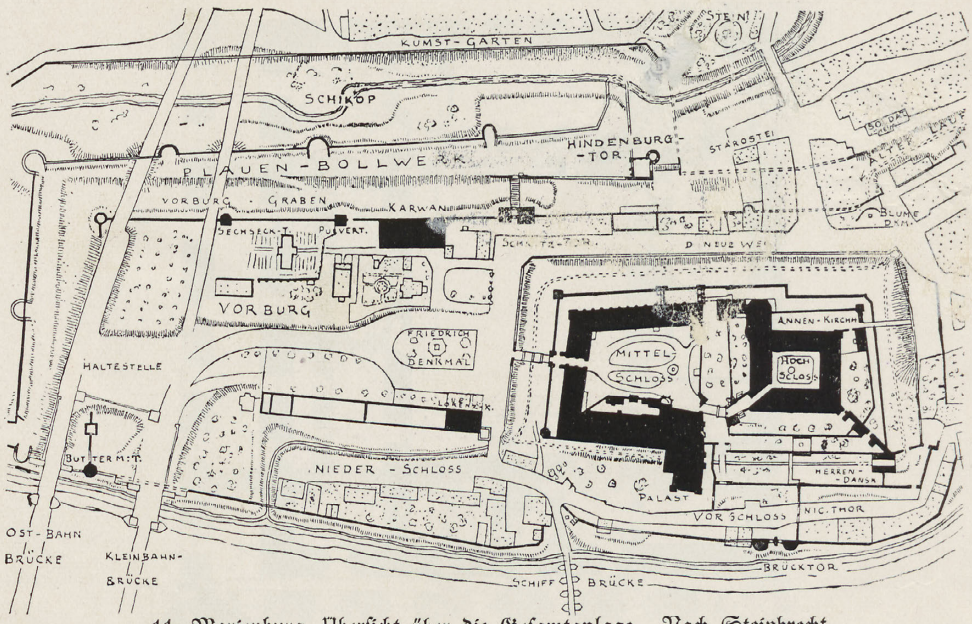


9. Gollub, Hauptgeschoß. Nach Steinbrecht.

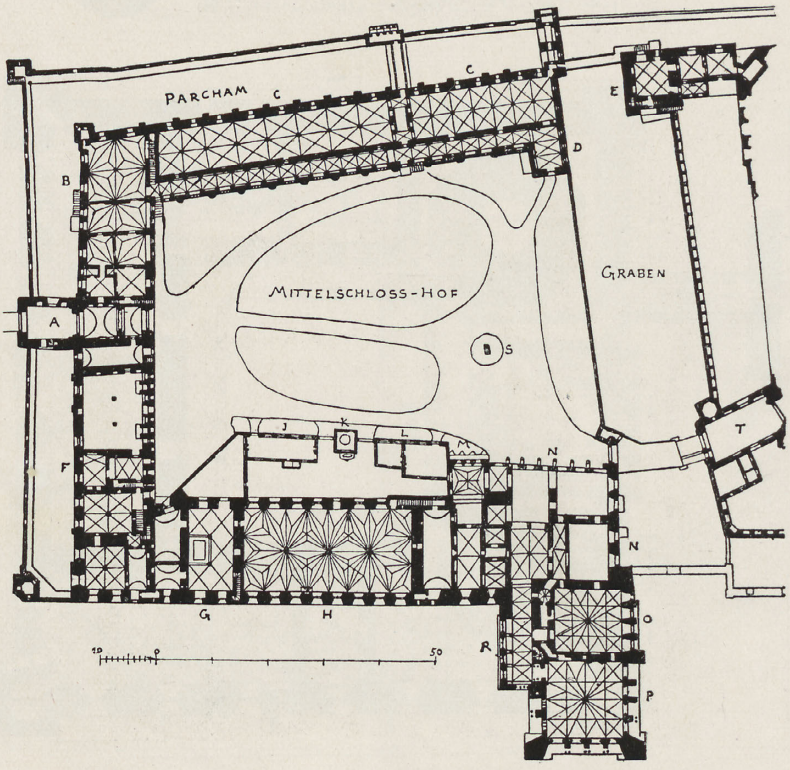


10. Burg Rheden, Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.

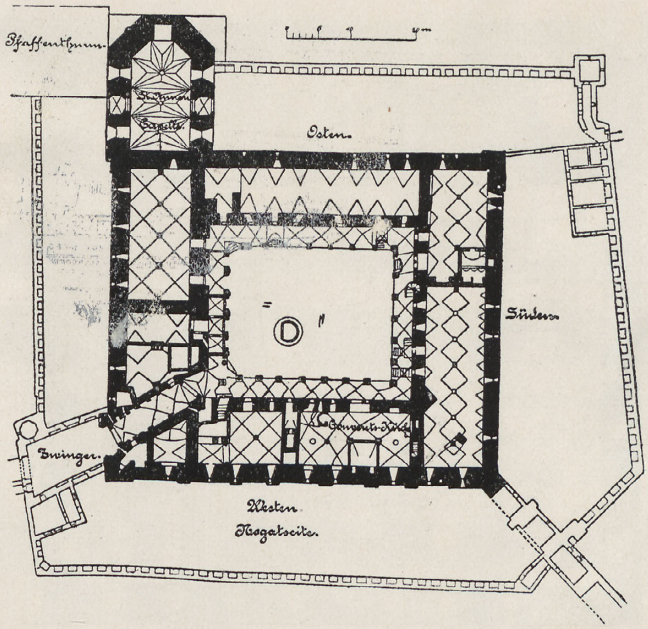
BIBLIOTEKA MIEJSKA W ELBLĄGU PUBLICZNA



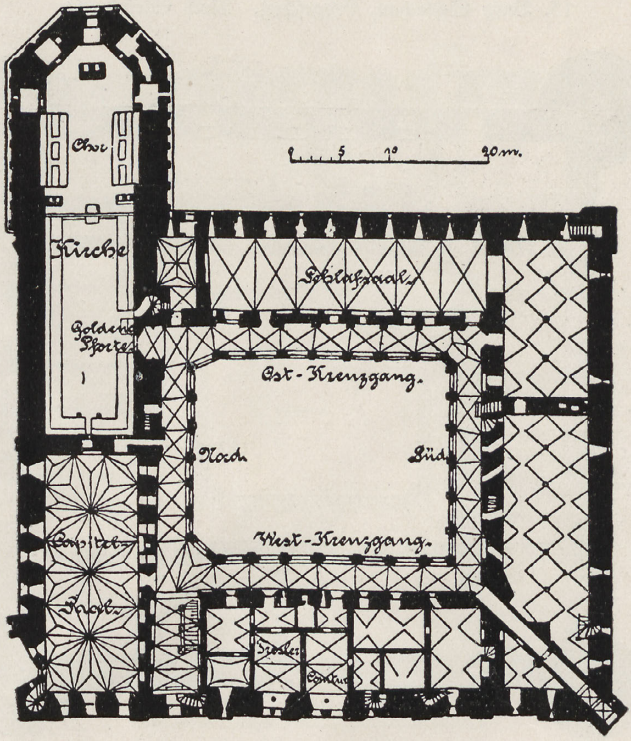
11. Marienburg, Übersicht über die Gesamtanlage. Nach Steinbrecht.



12. Marienburg, Grundriß des Mittelschlosses. Nach Steinbrecht.

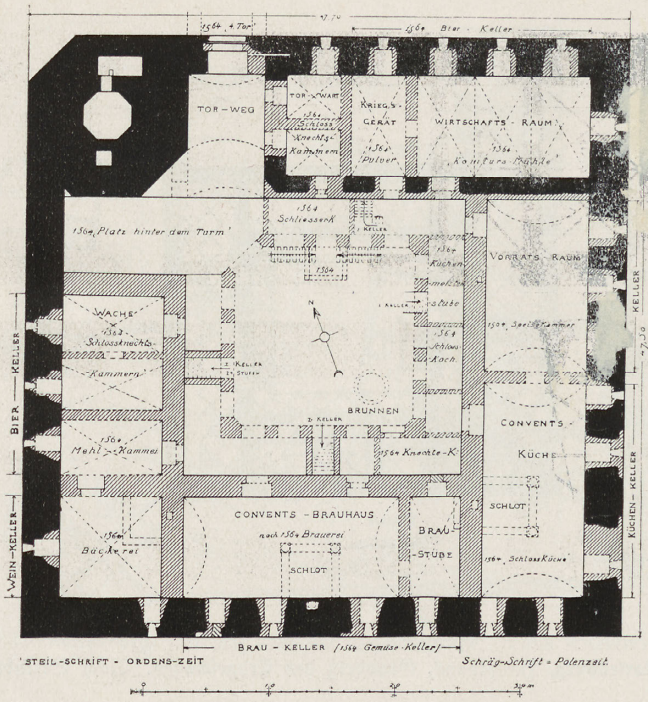


13. Marienburg, Haupthaus, Grundriß des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.

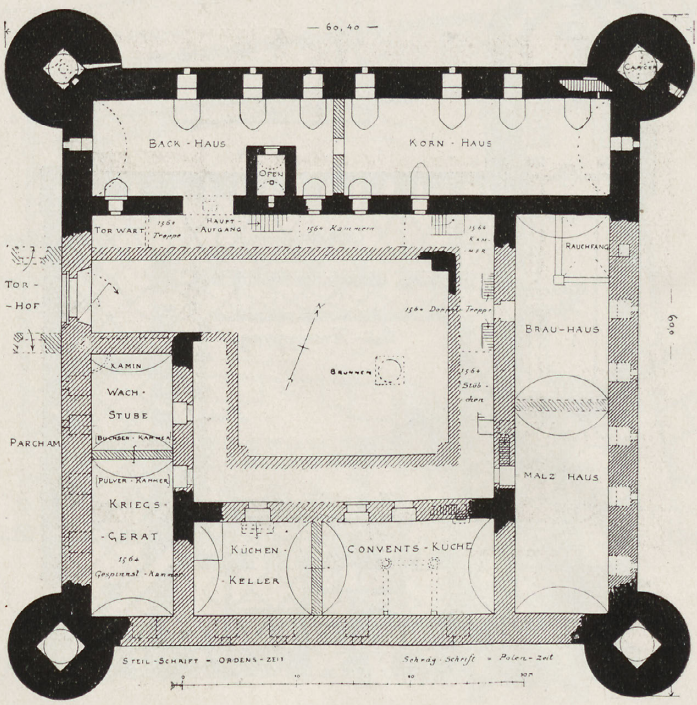


MIEJSKA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA PUBLICZNA

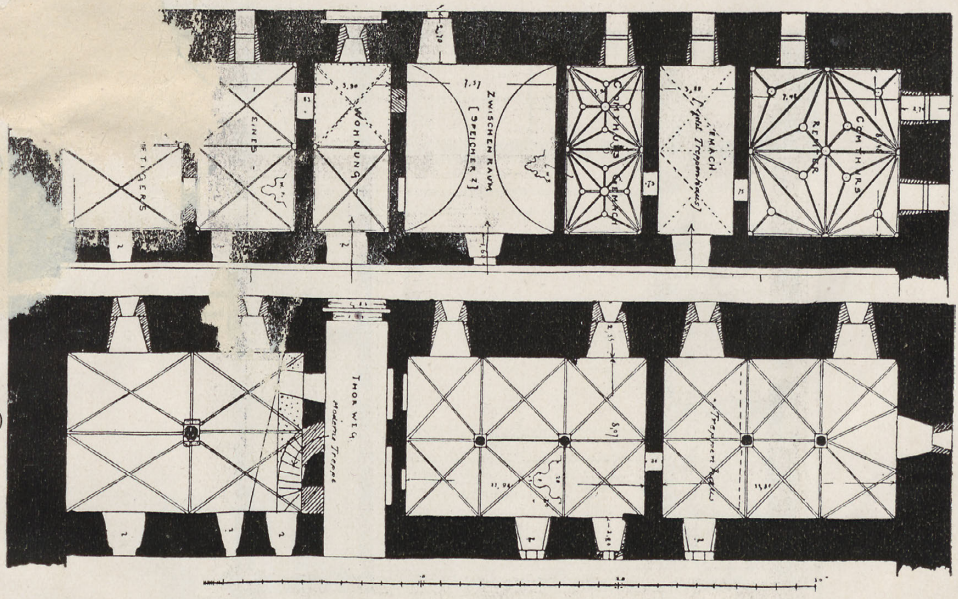
14. Marienburg, Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.



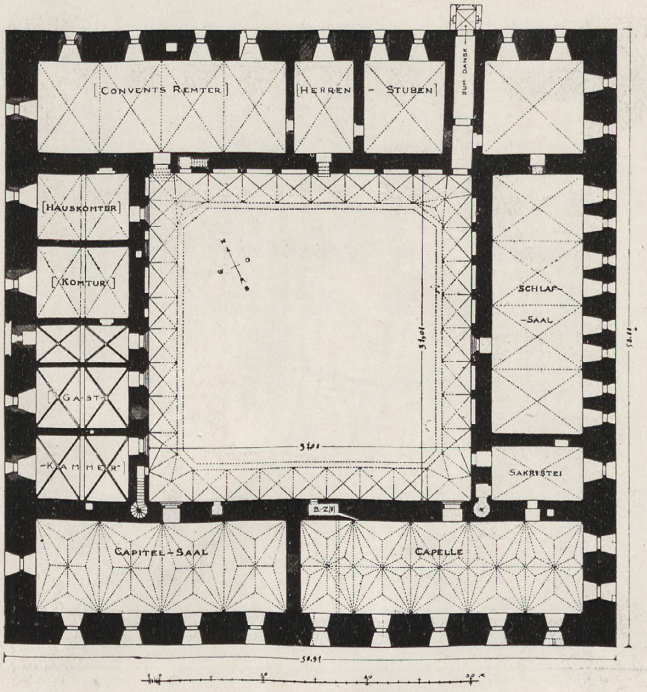
15. Burg Schlochau, Erdgeschoß. Nach Steinbrecht.



16. Schwetz, Grundriß des Erdgeschosses im Haupthaus. Nach Steinbrecht.

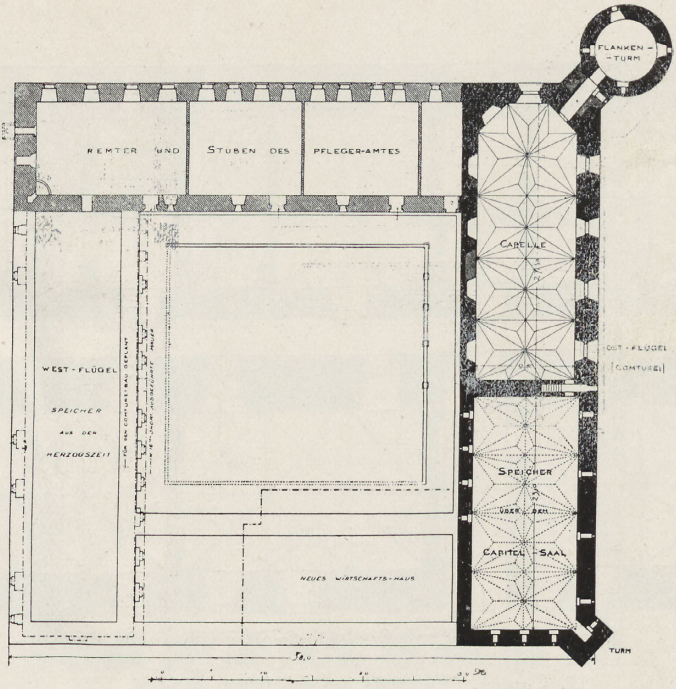


17. Tapiau, Grundrisse des erhaltenen Flügels.
a) Hauptgeschoß, b) Erdgeschoß. Nach Steinbrecht.

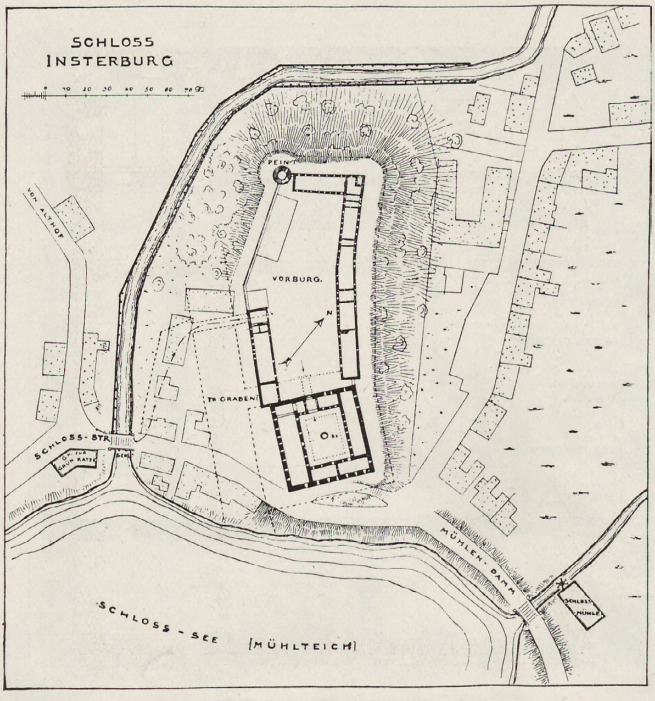


18. Ragnit, Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.

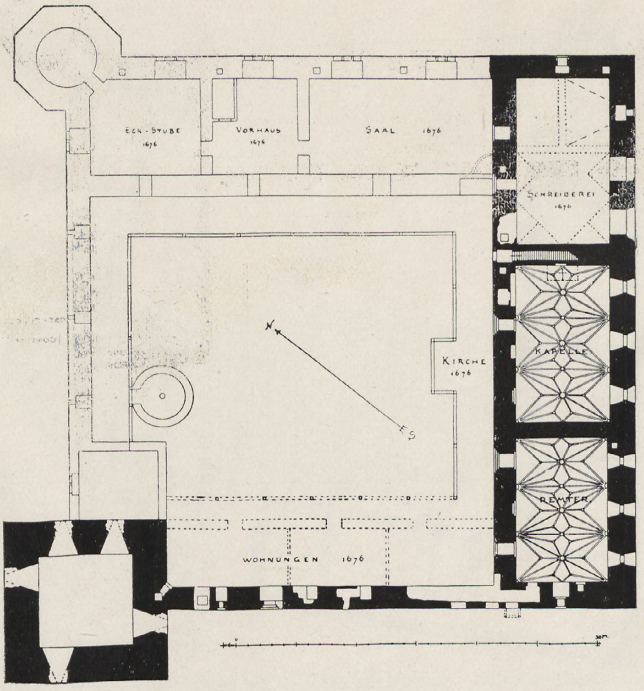
BIBLIOTEKA PUBLICZNA W ELBLĄGU



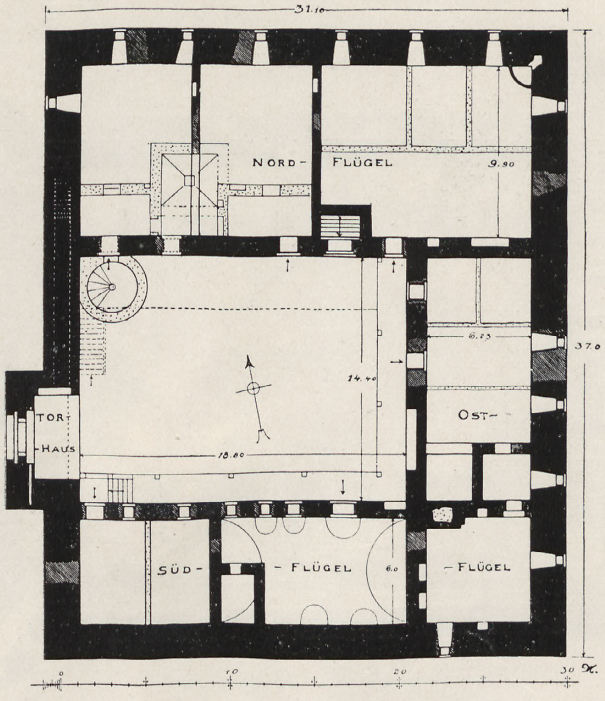
19. Barten, Hauptgeschoß des Haupthauses. Nach Steinbrecht.



20. Insterburg, Lageplan der Burg. Nach Steinbrecht.

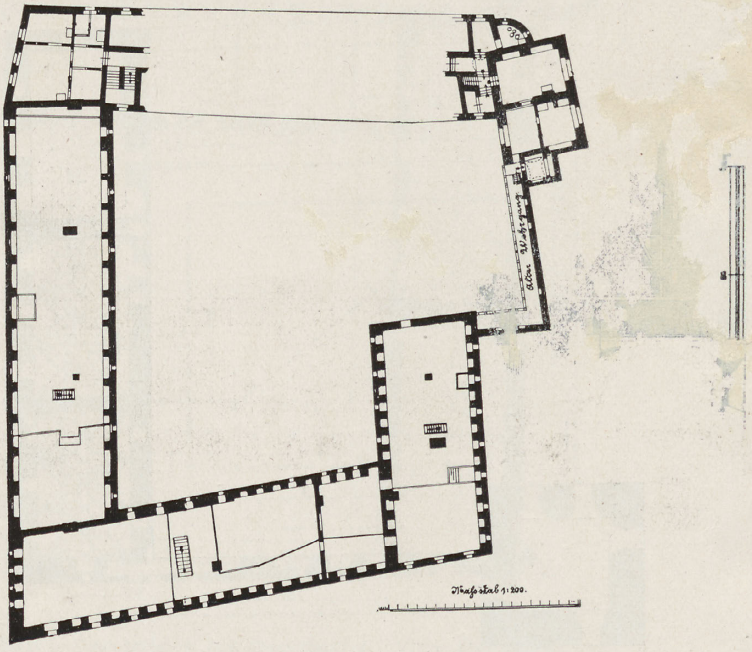


21. Soldau, Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Steinbrecht.

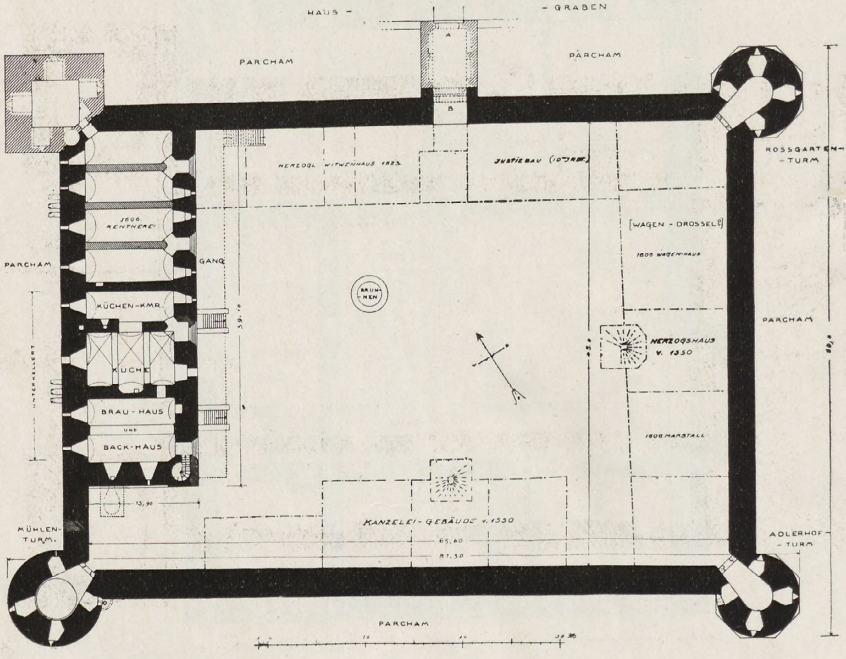


22. Rastenburg, Grundriß des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.

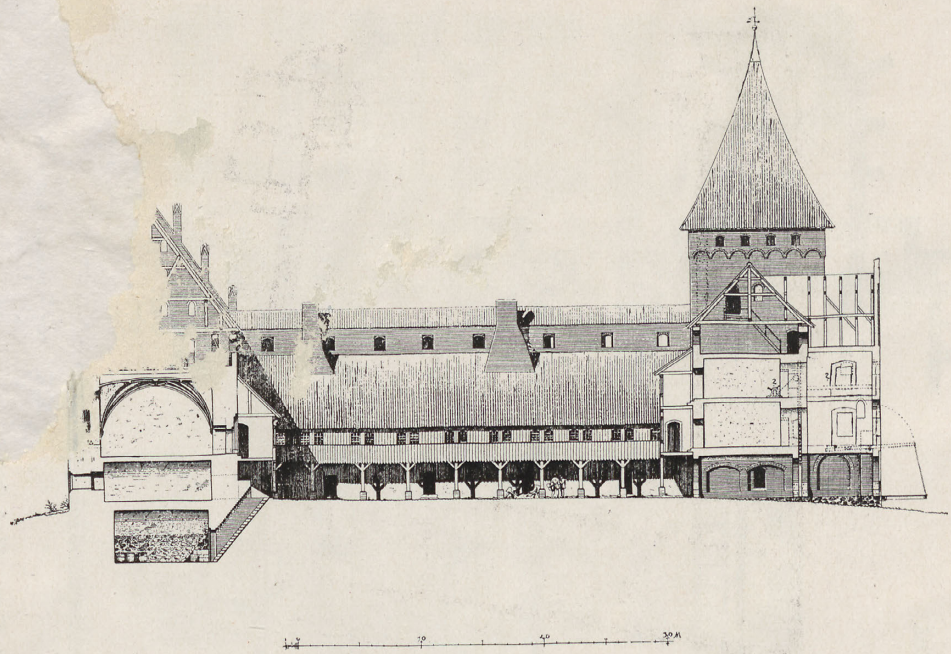
BIBLIOTEKA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA PUBLICZNA



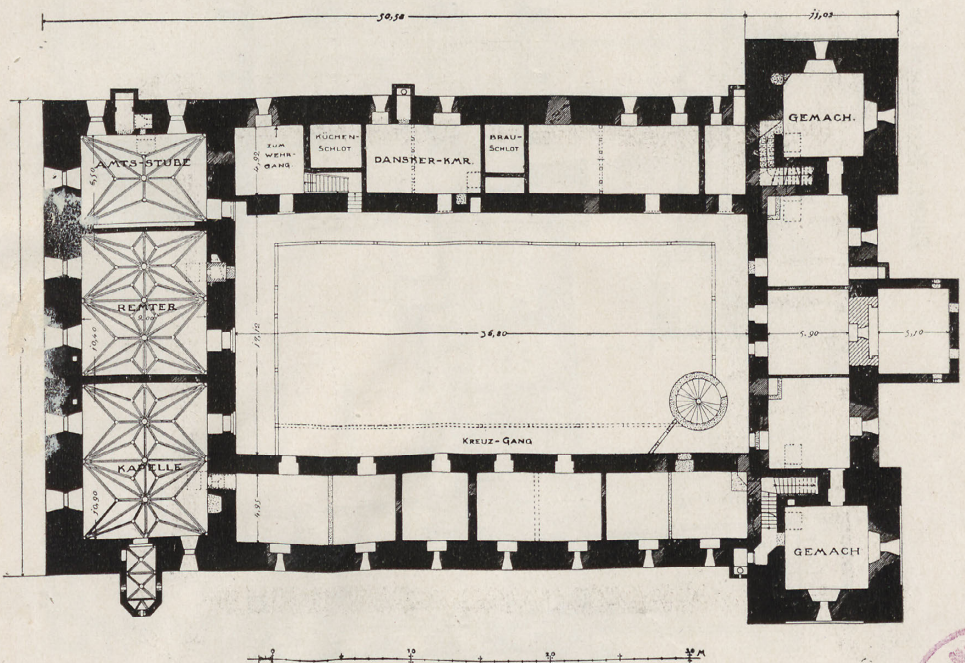
23. Labiau, Grundriß des Dachgeschosses.
(Der als Gefängnis dienende Flügel wurde nicht aufgezeichnet.)



24. Burg Bütow, Lageplan des Erdgeschosses. Nach Steinbrecht.

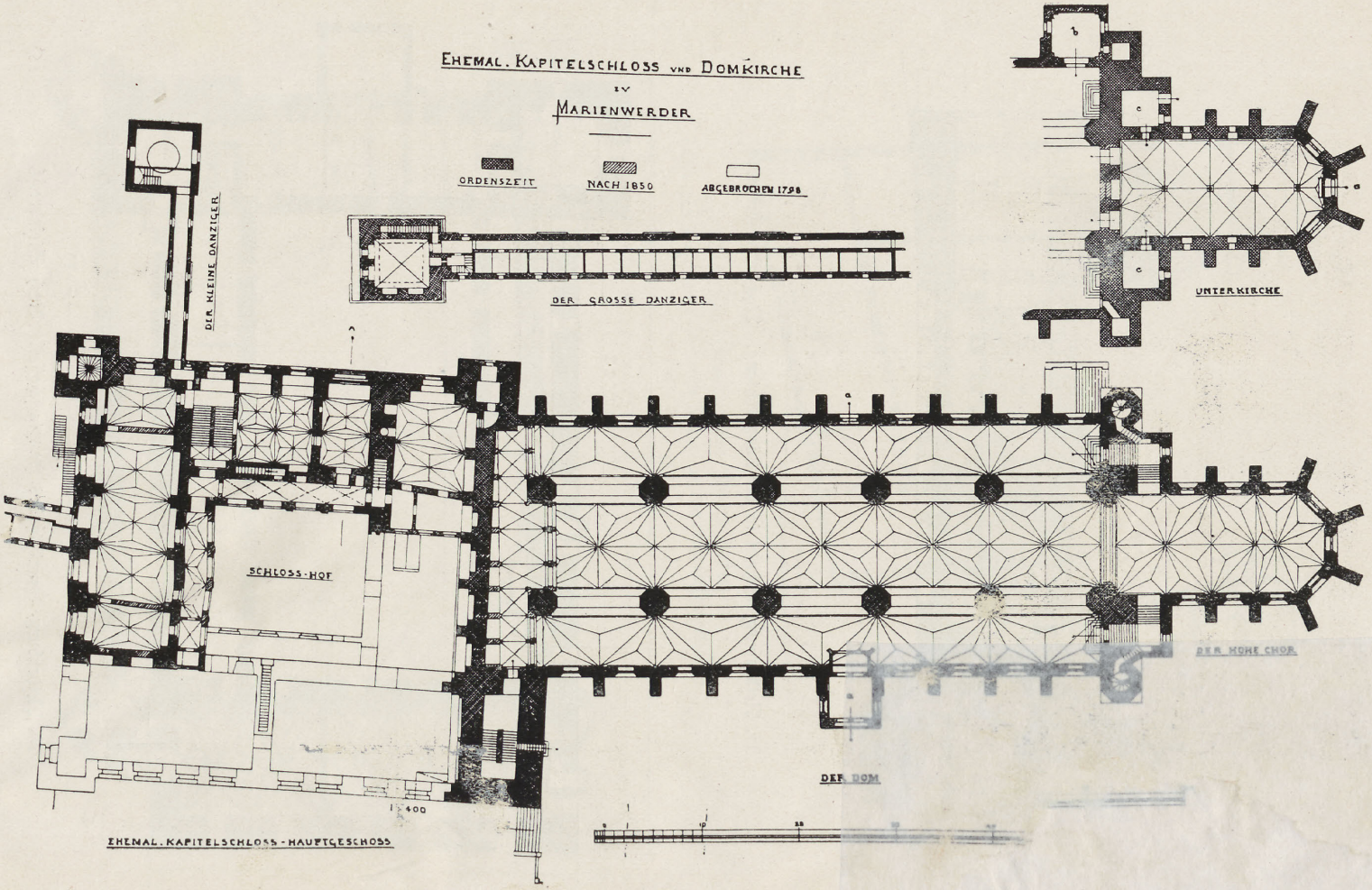


25. Neidenburg, Schnitt in der Längsrichtung. Nach Steinbrecht.

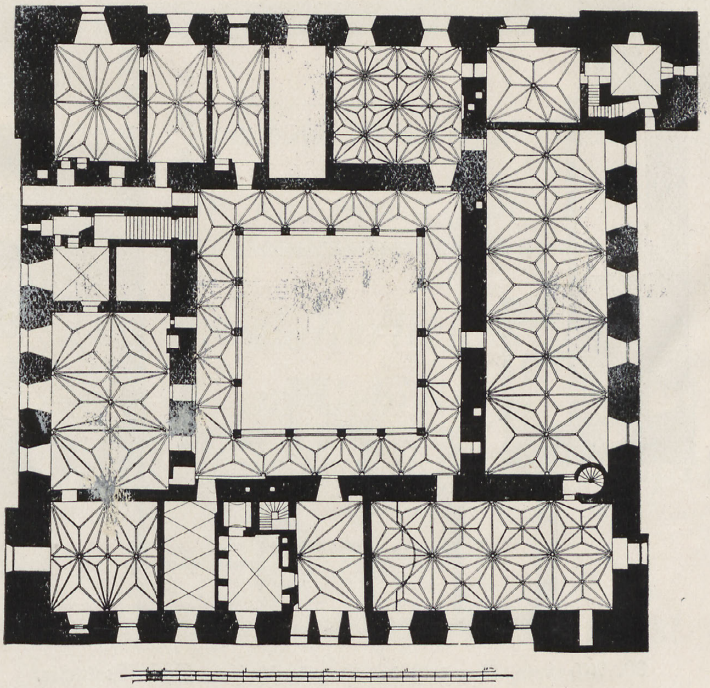


26. Neidenburg, Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Steinbrecht.

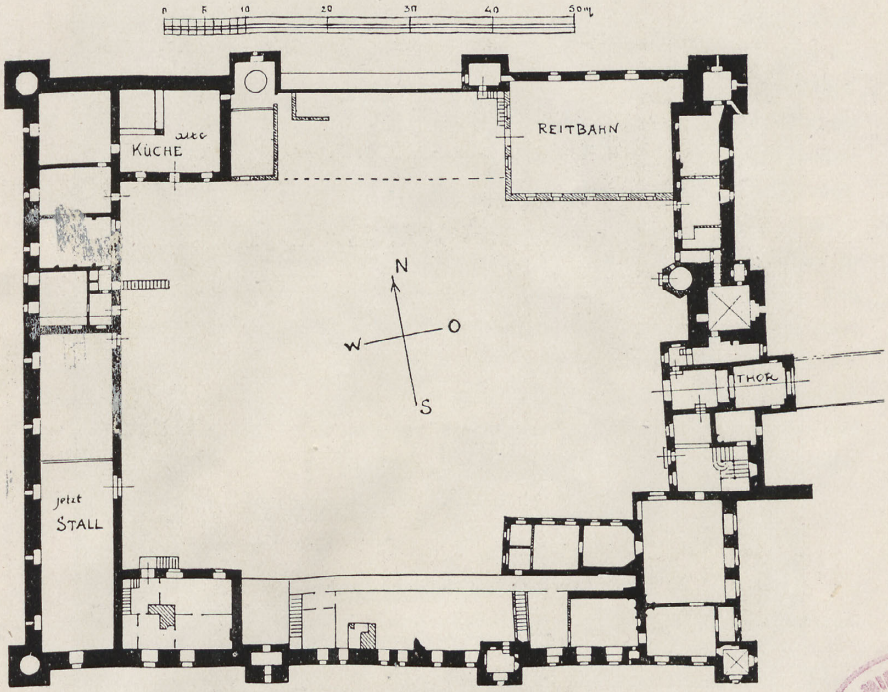
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA ELBLĄG



27. Marienwerder, Grundriß von Burg und Dom. Nach H[illegible]

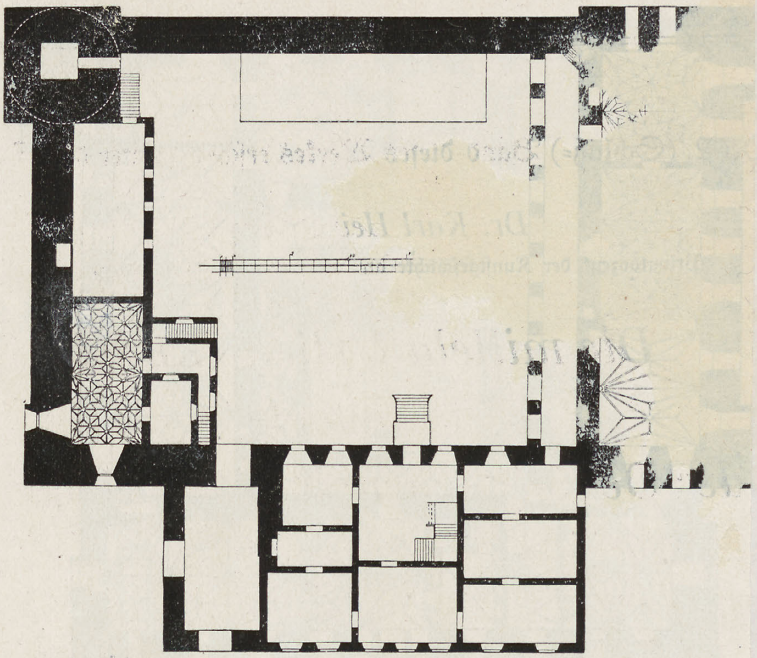


28. Heilsberg, Hauptgeschoß. Nach Boetticher.

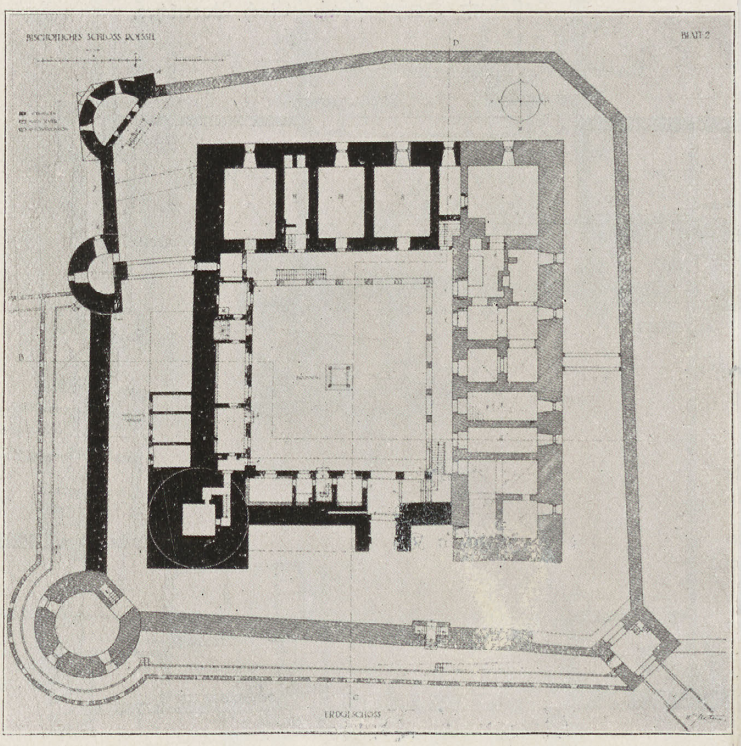


29. Burg Schönburg, Grundriß. Nach Schmid.

BIBLIOTEKA MIEJSKA W ELBLĄGU



30. Allenstein, Grundriß des Hauptgeschosses. Nach Boetticher.



31. Rößel, Grundriß des Erdgeschosses. Nach Matern.

Band dieses Werkes erscheint unter dem Titel:

Franz Clasen
a. o. Professor an der Universität Königsberg i. Pr.

Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen

2. Band:
Kirchliche und bürgerliche Kunst

*

Mit diesem zweiten Bande findet die erste umfassende und grundlegende Darstellung der Deutschordenskunst ihre Abrundung. Ein eindrucksvolles Bild von der Einheit und Größe der künstlerischen Kultur in dem vielgestaltigen preußischen Kolonialande tut sich auf. An die Seite der ritterlichen Wehrbauten tritt die kirchliche Architektur, wiederum eigenwertig und hochbedeutsam. Ihre Stellung innerhalb des norddeutschen Backsteinbaus und der gesamten Gotik wird abgegrenzt. Auch die bürgerliche Baukunst, die in Preußen eigene Wege ging und wichtige Denkmäler hinterließ, findet eingehende Beachtung. Plastik und Malerei, bisher zu sehr nach Einzelwerken gesehen und gewürdigt, beweisen in ihrer Gesamtheit, daß nicht nur Import das Kunstleben des Ordensstaates bestimmte, sondern daß seine hochwertigen künstlerischen Äußerungen durch eine starke Eigenkultur bedingt wurden. Probleme, die die Kunstgeschichte seit langem beschäftigen, wie das der Thorner schönen Madonna, das des Graudenzer Altares, werden von neuen Grundlagen aus behandelt. Dieser zweite Band macht die Deutschordenskunst erst recht zu einem besonderen Abschnitt der deutschen Kunstgeschichte.

*

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg i. Pr.

Tag und Nacht lies in den Denkschriften der Väter, durchforsche die ältesten Aufzeichnungen deines Volkes; beachte die Geschichte und die Denkmäler der Jahrbücher, denn es ist schimpflich, im Vaterland wie ein Fremdling umherzuwandeln.

Cassiodor.

Ostpreußische Landeskunde
in Einzeldarstellungen

Eine umfassende, reich illustrierte Bücherreihe über die Natur-, Kultur- und politische Geschichte Ostpreußens, nebst Heimatbüchern der einzelnen ostpreußischen Landschaften.

Unter Mitarbeit der bekanntesten ostpreußischen Heimatschriftsteller begründet und herausgegeben von

Oscar Schlicht

*

Diese Bücherreihe soll die besonderen geographischen und geschichtlichen Grundlagen Ostpreußens erschließen. Natur, Kultur und Geschichte Ostpreußens und Heimatkunden der einzelnen Landschaften werden zu diesem Zweck in grundlegender Weise von Forschern dargestellt werden, die der Seele der Heimat bis in ihre Tiefen nachgegangen sind.

*

Der Zweck dieser Heimatbücher ist ein vielseitiger. Für die Hand des Lehrers sind sie ein unentbehrliches und in seiner Reichhaltigkeit und umfassenden Vielseitigkeit unerschöpfliches Nachschlagewerk. Sie wollen die Grundlage für den Heimatunterricht in der Schule bilden, sie sollen als wahres Volksgut in jedem deutschdenkenden ostpreußischen Hause zu finden sein und nicht zuletzt sollen sie hinausziehen ins Reich und übers Meer zu den vielen tausenden dort lebenden Söhnen und Töchtern Ostpreußens, um sie immer aufs neue mit der alten Heimat zu verbinden – hört doch das Herz des echten Ostpreußen nie auf für sie zu schlagen.

*

Ein solches umfassendes Heimatwerk ist deshalb als eine nationale Tat zu werten, die der Unterstützung aller der Kreise sicher sein muß, denen die Erhaltung und Stärkung des Deutschtums in Ostpreußen am Herzen liegt.

*

Eine kurze Übersicht der zunächst erscheinenden Bände folgt umstehend.

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg i. Pr.

Es liegen vor:

Oscar Schlicht

Die Kurische Nehrung in Wort und Bild

2. verbesserte Auflage. Mit 123 Abbildungen und Plänen im Text.
Kartoniert 6,– Mark, Halbleinen 7,– Mark.

„Der in drei Hauptabschnitte gegliederte Inhalt behandelt nacheinander die physischen, die geschichtlich-kulturellen und die landschaftlichen Verhältnisse und löst die gestellte Aufgabe, „eine Vorbereitung für die eigene Inkenntnisnahme der Nehrung zu sein", trefflich. Unter Berücksichtigung fast der ganzen Literatur stellt das Buch eine Monographie der Kurischen Nehrung dar, wie sie in dieser Art bisher immer gefehlt hat."

(Petermanns geograph. Mitteilungen.)

„Das Buch von Schlicht trägt in der besten Weise dazu bei, jeden Freund deutscher Heimatskunde – und wir sollen es heute alle sein! – mit dem in ganz Deutschland einzigartigen Bild der Nehrung vertraut zu machen. Seine Anschaffung sei Büchereien jeder Größe warm empfohlen, und immer wieder sei ganz besonders betont, daß gerade Anstalten im Westen und Süden an keinem wertvollen Buch vorbeigehen sollten, aus dem eine gute Kenntnis des isolierten oder gar des verlorenen deutschen Ostens zu gewinnen ist."

(Zeitschrift „Bücherei und Bildungspflege.")

*

Westpreußen in Wort und Bild

Streifzüge durch den Regierungsbezirk

Unter Mitarbeit von Prof. Fr. Braun-Danzig, Dozent Dr. E. Carstenn-Elbing, Provinzialkonservator Oberbaurat Dr. B. Schmid-Marienburg, Oberstudiendirektor Dr. B. Schumacher-Marienwerder.

Herausgegeben von

Dr. Walter Bayreuther

Studienrat in Marienwerder

Mit über 100 Abbildungen, Plänen usw.
In Halbleinen gebunden 4,80 Mark.

Überall in ostmärkischen Landen, nirgends aber stärker als in der Weichsellandschaft stehen wir unter dem Eindruck deutschen Kulturwillens. In diesem Buche verfolgen wir das Werden des Landschaftsbildes von der Eiszeit bis zur Gegenwart und lernen dabei jene Mächte kennen, die das heutige Landschaftsbild gestalten: Gewaltige Naturkräfte und seit Beginn der deutschen Kolonisation der Mensch, dessen planvolles Wollen sich den Naturkräften überlegen zeigt. Durchwandern wir in diesem Buche unter sachkundiger Leitung die charakteristischen Landschaften und kulturhistorisch bedeutsamen Stätten des heutigen Westpreußens, so empfinden wir immer aufs neue den geheimnisvollen Reiz, den die Auswirkungen des Kulturwillens stets auf den ausüben, der sie zu deuten weiß. – Die lebendig und fesselnd geschriebene Darstellung wird durch eine Fülle von Bildern, Skizzen, Reliefdarstellungen (Blockdiagrammen) gehoben. Namentlich die für das Werk eigens hergestellten photographischen Aufnahmen bilden durch ihre malerische Wirkung einen hervorragenden Schmuck des Buches. Sie werden durch ihre Schönheit dazu beitragen, den Gedanken wachzuhalten, daß die Weichsel Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze ist.

In Vorbereitung befinden sich ferner:

Dr. Wilhelm Gaerte

Direktor des Prussia-Museums, Königsberg

Vor- und Frühgeschichte Ostpreußens

Mit etwa 1000 Abbildungen.

Seit Jahrzehnten ist die Vorgeschichtsforschung in Ostpreußen bemüht gewesen, durch intensive und systematische Grabungs- und Sammeltätigkeit Licht in das Dunkel zu bringen, das die vorordenszeitlichen Stufen der Kulturentwicklung auf ostpreußischem Boden umhüllt. Dieser früher schon überaus regen Arbeit treuer heimatliebender Männer Ostpreußens ist es gelungen, dem Boden ein außerordentlich reiches stoffliches Material abzugewinnen, das ermöglicht, heute schon mit Klarheit und ziemlicher Sicherheit einen Überblick über die einzelnen Kulturen und ihre Träger seit den ältesten Zeiten zu gewinnen. Immer mehr hat sich daher das Bedürfnis nach einem Werke herausgestellt, das die bisherigen Ergebnisse der Bodenforschung in allgemeinverständlicher Gesamtdarstellung durch Wort und Bild einem größeren Interessentenkreise näher bringt. — Diesem Wunsche wird das vorliegende Buch des Museumsdirektors Dr. Gaerte in vollem Umfange gerecht. Gegen 1000 Abbildungen begleiten die leicht verständlich geschriebenen Ausführungen. Sowohl dem Wissenschaftler, für den das Werk durch die reichen Abbildungen als Materialsammlung unentbehrlich ist, wie auch dem Fernerstehenden, der sich über die Kulturentwicklung und die völkischen Verhältnisse im vorgeschichtlichen Ostpreußen Kenntnis verschaffen will, wird das vorliegende Buch reichen Nutzen und Gewinn bringen.

*

Dr. Ch. Krollmann, Direktor der städt. Bibliothek und des Stadtarchivs in Königsberg: **Die politische Geschichte des Deutschen Ritterordens.**

Dr. Karl Andrée, o. ö. Professor der Geologie an der Universität Königsberg: **Die Geologie Ostpreußens.**

Dr. Karl Heinz Clasen, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Königsberg: **Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen.** Bd. 2: Kirchliche und bürgerliche Kunst.

Dr. Ludwig Goldstein, Schriftsteller und Redakteur, Königsberg: **Das geistige Leben Ostpreußens von der Ordenszeit bis zur Gegenwart.**

Dr. Karl Plenzat, Dozent an der Pädagogischen Akademie in Elbing: **Ostpreußische Volkskunde.**

Dr. Hans Heß von Wichdorff, Bergrat, Professor, Landesgeologe an der Preuß. Landesanstalt, Berlin: **Masuren.**

Karl Springer, Schriftsteller in Königsberg: **Die Stadt Königsberg** in geschichtlicher und topographischer Beziehung.

Dr. Fritz Gause, Studienrat in Königsberg: **Die Landschaft Natangen,** umfassend die Kreise Heiligenbeil, Pr.-Eylau und Wehlau.

Dr. Theodor Hurtig, Studienrat in Bartenstein: **Das Land Barten,** umfassend die Kreise Gerdauen, Friedland und Rastenburg.

Dr. Otto Barkowski, Studienrat in Gumbinnen: **Die östliche Pregellandschaft,** das alte Nadrauen, umfassend die Kreise Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen, Goldap und Darkehmen.

Dr. Leo Wittschell, Assistent am Geographischen Institut der Universität Königsberg: **Die Frische Nehrung.**

Ausführliche Prospekte stellt der Verlag auf Verlangen kostenlos zur Verfügung.